

Badische Heimat

März
1/1993

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Handwritten initials:
H
BW
S



Handwritten: OZB 4/a

Handwritten: 73

Handwritten: 1993

Handwritten: MK

Handwritten: TR +

Handwritten: L

Geldanlage – gezielt und systematisch



Wer seine Ersparnisse planvoll anlegen will, braucht Klarheit über Anlagemöglichkeiten und Vermögensziele. Möchten Sie für eine größere Anschaffung sparen? Geht es um die Gründung einer eigenen Existenz oder Vorsorge für die Wechselfälle des Lebens oder für das Alter? Zu jedem Ziel gibt es die richtige Geldanlage und die passende Strategie. Wir beraten Sie gern – kompetent und individuell. Kommen Sie zu uns.

Wir machen den Weg frei.



Volksbanken Raiffeisenbanken Spar- und Kreditbanken

Unser FinanzVerbund: Volksbanken, Raiffeisenbanken, SGZ Bank, DG Bank, Bausparkasse Schwäbisch Hall, R+V Versicherungen, Süddeutsche Krankenversicherung, Deutsche Genossenschafts-Hypothekenbank, Münchener Hypothekenbank, VR-Leasing, DIFA-Immobilien-Fonds, Union-Investment-Fonds.

Badische Heimat

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt-, und Denkmalschutz

Herausgegeben im Auftrage des
Landesvereins Badische Heimat e. V.

Präsident: Ludwig Vögely, Karlsruhe

Schriftleiter: Heinrich Hauß, Karlsruhe

Inhaltsverzeichnis

73. Jahrgang

- | | | | |
|-------|-----------------------------|-------|--|
| 1.0 | Geschichte | 5.0 | Volkskunde/Regionalismus/Heimat |
| 1.0 | Allgemeine Geschichte | 5.1 | Volkskunde |
| 1.1 | Badische Geschichte | 5.2 | Regionalismus/Heimat |
| 1.2 | Familiengeschichte | 5.2.1 | Regionalpolitik |
| 1.3 | Frauengeschichte | 5.3 | Arbeitskreise |
| 2.0 | Kunst/Kunstgeschichte/Musik | 5.4 | Naturschutz |
| 2.1 | Architektur | 6.0 | Heimattage/Heimatbund |
| 2.1.2 | Gartenarchitektur | 7.0 | Mundart |
| 2.2 | Malerei | 8.0 | Kirchen |
| 2.3 | Plastik | 9.0 | Persönlichkeiten |
| 2.4 | Ausgrabungen | 10.0 | Museen unserer Heimat/Geschichtsvereine/Bibliotheken/Archive |
| 2.5 | Ausstellungen | 10.1 | Museen unserer Heimat |
| 2.6 | Restaurierungen | 10.2 | Geschichtsvereine |
| 2.7 | Musik ⁽ⁱ⁾ | 10.3 | Bibliotheken |
| 2.8 | Photographie | 10.4 | Archive |
| 3.0 | Literatur/Philosophie | 10.5 | Verlage |
| 3.1 | Theater | 11.0 | Vereinsnachrichten |
| 3.2 | Presse | 11.1 | Landesverein |
| 3.3 | Hebeliana | 11.2 | Vereinsnachrichten |
| 3.3.1 | Hebelpreisträger | 11.3 | Ortsgruppen |
| 3.3.2 | Hebelschoppen | 12.0 | Texte |
| 3.3.3 | Hebeldank | 12.1 | Gedichte |
| 3.4 | Hansjakob | 12.2 | Prosa |
| 4.0 | Landschaften/Orte | 12.3 | Aktuelle Positionen |
| 4.1 | Landschaften | 13.0 | Editorial |
| 4.2 | Orte | 14.0 | Literaturberichte/Buchbesprechungen |
| 4.3 | Stadt/Dorfsanierung | | |
| 4.4 | Raumplanung | | |
| 4.5 | Wirtschaft | | |
| 4.6 | Handwerk | | |
| 4.7 | Firmen | | |
| 4.8 | Technik | | |

1.0 Allgemeine Geschichte

„Luther 1983“ — eine Wittenberger Ausstellung in Bretten		
Stefan Rhein, Bretten	2	271
Staatskunst — statt Kunst? Bemerkungen zu den künstlerischen Ergebnissen der Luther- ehrerung der DDR 1993		
Martin Treu, Lutherhalle Wittenberg	2	273
Cranachs Spuren in den Werken der Lutherehrung von 1883		
Jutta Strehle, Lutherhalle Wittenberg	2	277

1.1 Badische Gesichte

Fürstabt Martin Gerbert		
Zum 200 Geburtstag am 13. Mai 1993		
Franz Hilger, Pfaffenweiler	1	83
Der Krieg von 1866 und die Zivilbevölkerung im Bezirk Tauberbischofsheim		
Wilhelm Seußler, Karlsruhe	1	59
Raritätenkabinette und „Hohe Schule“ in Alt-Karlsruhe		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	1	79
Mobilität — Zur Personalpolitik der Piasten, zum Beispiel in Rastatt		
Johannes Werner, Elchesheim	1	117
Von Widerstand bis Resistenz. Zur Einrichtung der Forschungsstelle „Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten“		
Michael Kißener, Karlsruhe	2	325
1916: Bomben auf den Zirkus in Karlsruhe. Gedenkstein erinnert an die Schrecken von damals		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	329
175. Jubiläum der Badischen Verfassung und die Einweihung der „Stadtbibliothek im Ständehaus“		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	3	359
Rede des Herrn Ministerpräsidenten anlässlich des 175. Jahrestages der Unterzeichnung der Badischen Verfassung verbunden mit der Einweihung des neuen Ständehauses		
Erwin Teufel, Stuttgart	3	375
„Das Samenkorn ist ausgestreut“ — Anfang und Entfaltung des badischen Verfassungsle- bens im 19. Jahrhundert		
Hans Fenske, Speyer	3	383
Der Vater der Badischen Verfassung von 1818: Carl Friedrich Nebenius		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	3	395
Das Großherzogtum Baden und die Badische Verfassung von 1818		
Marie Salaba, Karlsruhe	3	405
Bürgerrechte haben (k)ein Geschlecht — Frauen in der Geschichte des badischen Ständehauses		
Susanne Asche, Karlsruhe	3	419
Der deutsche Liberalismus — eine Selbstkritik		
Zum 100. Geburtstag Hermann Baumgartens		
Leonhard Müller, Karlsruhe	3	431

Franz Josef Ritter von Buß — Badischer Abgeordneter und Mann des Volkes		
Wolfgang Hug, Freiburg	3	437
Der Badische Landtag in Dokumenten		
1. Entwurf von C. F. Nebenius zum Eingangsreskript der Verfassungsurkunde	3	446
2. Dankadresse der Vorsteher der Gemeinden des Bezirksamts Rheinbischofsheim an den Großherzog Karl von Baden vom 14. 9. 1818	3	448
3. Buß: Fabrikrede	3	450
4. Der Landtag von 1831	3	452
5. Gesetz über die bürgerliche Gleichstellung der Juden vom 4. Oktober 1862	3	454
6. Petition 1848	3	456
7. Wahlrechtsänderung 1869	3	458
8. Petition zum Burenkrieg 1899/1900	3	460
9. Plakat zu den badischen Landtagswahlen 1905	3	462
10. Freiherr von Bodmann über die SPD 1910	3	464
11. Auszug aus dem Bericht von Anton Geiß über die Revolution im November 1918 und die Abdankung des Großherzogs	3	466
12. Die „Ohrfeigenaffäre“ im Badischen Landtag 1931/31	3	468
13. „Schutzhaft“ 1933	3	470
Ludwig Frank (1874—1914) und Karl Heimburger (1859—1912)		
Gerhard Kaller, Karlsruhe	3	473
Die „revolutionären Umtriebe“ der Familie Obermüller		
Heinrich Raab, Karlsruhe	3	481
Der Widerstand der badischen Staatsregierung vor und während der Machtergreifung der NSDAP am 11. März 1933		
Amalie Heck, Karlsruhe	3	491
Fast sieben Jahre Arbeit für die sechste Ortschronik Remchingen		
Karl Banghard, Oberdedingen-Sickingen	3	529
Badische Liberalität als Verfassungsprinzip		
Ihre Entfaltung und ihre Grenzen		
Robert Albiez, Ettlingen	4	583
<i>1.3 Frauengeschichte</i>		
Beteiligt am Aufbau eines neuen Frauendaseins		
Der Lebens- und Berufsweg zweier Abiturientinnen des ersten Mädchengymnasiums		
Margarete Kraft, Karlsruhe	4	673
<i>2.0 Kunst/Kunstgeschichte/Musik</i>		
<i>2.1.2 Gartenarchitektur</i>		
Schloß und Schloßgarten Schwetzingen im Spannungsfeld zwischen Denkmal- und Naturschutz		
Albert Falk, Schwetzingen	1	41
<i>2.2 Malerei</i>		
Otto Laible (1898—1962)		
Zeichnungen aus Rußland (1942—1944)		
Gerlinde Brandenburger-Eisele, Karlsruhe	1	127

Wilhelm Schnarrenberger (1892—1944)		
Sabine Heilig, Freiburg-Hochdorf	1	135
Die Welterfahrung in den Reisebildern Emil Wachers		
Hubert Morgenthaler, Neckargemünd	4	537
Portraits-Frauenbildnisse-Ballettszenen		
Der Maler Herberg Kämpfer		
Hubert Morgenthaler, Neckargemünd	4	551
Michael Eckardt als Porträtmaler		
Neues zum Werk des spätbarocken fränkischen Meisters		
Peter Assion, Freiburg	4	561
2.3 Plastik		
Otto Leiber		
Johann Haller, Königsfeld	4	577
2.5 Ausstellungen		
Neueröffnung der Dauerausstellung zur Karlsruher Stadtgeschichte im Prinz-Max-Palais		
Peter Presch, Karlsruhe	1	175
Otto Laible — Zeichnungen aus Rußland		
Gerlinde Brandenburger-Eisele, Karlsruhe	1	127
Wilhelm Schnarrenberger		
Sabine Heilig, Freiburg-Hochdorf	1	135
Ausstellung zu David und Nathan Chytracius in Menzingen		
Karl-Heinz Glaser	1	331
Informationssystem im Neuen Ständehaus		
Konzepte und Chancen — Konventionelle Ausstellung contra interaktives Informationssystem zur Landesgeschichte?		
Rehbaum-Keller, Karlsruhe	3	499
Die Entstehung der volkskundlichen Abteilung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe		
Brigitte Heck, Karlsruhe	2	231
„Zwischen Schule und Fabrik. Textile Frauenarbeit in Baden“. Eine volkskundliche Sonderausstellung in Karlsruhe		
Brigitte Heck, Karlsruhe u. Guido Fackler, Freiburg	2	241
„Vom Marktstand zum Supermarkt — Der Kaufladen in Puppenwelt und Wirklichkeit“		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	2	255
2.7 Musik		
Pianistin aus dem Hegau		
Frieda Elise Kwast-Hodapp (1880—1949)		
Horst Ferdinand, St. Augustin	4	629
2.8 Photographie		
Trutpert Schneider & Söhne: Europas erfolgreichste frühe Photographen		
Adolf Schmid, Freiburg	1	99

3.0 Literatur/Philosophie

Der Weise vom Bodensee — Über Leopold Ziegler (1881—1958) Zum 35. Geburtstag des badischen Philosophen		
Gerd-Klaus Kaltenbrunner, Kandern	4	643
Der Buddha vom Bodensee oder Die Meersburger Jahre Fritz Mauthners. Zum 70. Todestag des Philosophen am 26. 6. 1993		
Manfred Bosch, Rheinfelden	1	89

3.3 Hebeliana

Der Hebelgast 1992		
Markus Manfred Jung beim 39. Hebelschoppen		
Andreas Mannschott, Lahr	1	131
Johann Peter Hebel — Gedankplakette für Paul Nunnenmacher		
Elmar Vogt, Hausen	2	303

4.0 Landschaften/Orte

4.2 Orte

Schwetzingen Perspektiven		
Gerhard Stratthaus,	1	21
Auf dem Weg zur Großen Kreisstadt Aus Geschichte und Kultur Schwetzingens		
Karl Wörn, Schwetzingen	1	29
Überlingens Zentralität in der Geschichte — Gewinne — Gefahren — Verluste		
Guntram Brummer, Überlingen	1	51
500 Jahre Märkte in Bretten		
Peter Bahn, Bretten	2	261
„Euroregion Bodensee“ im Werden		
Rainer Röder, Konstanz	4	593

4.5 Wirtschaft

Elektrizität für Baden aus Schwarzwälder Wasserkraft Das „Murgtalwerk“ bei Forbach besteht seit 75 Jahren		
Bernhard Stier, Mannheim	4	609

165

4.8 Technik

Felix Wankel — der fast vergessene Motorenpionier aus Lahr		
Joachim Schaier, Mannheim	2	185
„Die Elementar-begriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden“. Anderthalb Jahrhunderte badischer Eisenbahnbau: Soziologische Betrachtungen zu einer umwälzenden Entwicklung		
Thomas Adam, Bruchsal	2	197
Ungeahnte Schätze: Das Auto + Technik Museum Sinsheim		
Karlheinz Böckle, Sinsheim	2	223

5.0 Volkskunde /Regionalismus/Heimat

5.1 Volkskunde

Von der Bet-Zeit-Sonnenuhr zur Stunden-Sonnenuhr in Baden		
Kurt Schumacher, Freiburg	1	107
Die Entstehung der volkskundlichen Abteilung des Badischen Landesmuseums		
Brigitte Heck, Karlsruhe	2	231
„Zwischen Schule und Fabrik. Textile Frauenarbeit in Baden“		
Brigitte Heck, Karlsruhe u. Guido Fackler, Freiburg	2	241
Volksbildung durch Tradition des geistigen Worts		
Adrien Finck, Straßburg	2	307
„Hotzen“, der rätselhafte Übername der Hauensteiner		
Joachim Larenz, Rickenbach	4	621

5.2.1 Regionalpolitik

Zur Veröffentlichung — „Zentralisation oder Dezentralisation“ der Industrie- und Handelskammer Karlsruhe		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	1	3
Zentralisation oder Dezentralisation — das ist die Frage		
Kurzfassung der Ergebnisse einer unter dem gleichen Titel erschienenen Studie der Industrie- und Handelskammer		
Karlsruhe	1	9

5.4 Naturschutz

Die Walderkrankung in Baden-Württemberg		
F. Kälble u. G. Kändler, Karlsruhe	2	163

Naturschutz-Umweltvorsorge mit Zukunftsverantwortung		
Siegfried Schwag, Karlsruhe	2	179
6.0 Heimattage/Heimatbund		
Deutscher Heimatbund, Aktivitätenbericht	4	694
9.0 Persönlichkeiten		
Gedenkblatt für Karl Kurrus	1	20
Zum Gedanken an Hans Krattiger-Enzler		
Elmar Vogt, Hausen	2	311
Dr. Helga Walter-Dressler geht in den Ruhestand		
Franz Josef Wehinger, Karlsruhe	2	327
Gedenken an Alexander Lindinger		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	3	517
Andreas Mannschott zum 80. Geburtstag		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	3	520
Erinnerung an Karl Kolb		
Elmar Vogt, Hausen	3	522
Zum Tode von Jean Dentinger		
Elmar Vogt, Hausen	3	525
Ein Fürst von Geblüt und Gesinnung		
Rede beim Festakt zum 70. Geburtstag Seiner Durchlaucht des Fürsten Joachim zu Fürstenberg am 23. Juli 1993		
Friedemann Maurer, Augsburg	4	694
Dr. Heinz Schmitt zum 60. Geburtstag		
Peter Assion, Freiburg	4	695
11.0 Vereinsnachrichten		
11.1 Landesverein		
Gedenken an Alexander Lindinger		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	3	517
August Vogel — Vorkämpfer für das neue Ständehaus		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	3	513
Kündigungen der Mitgliedschaft im Landesverein durch Schulen	3	529
Neue Postleitzahlen	3	531
11.3 Ortsgruppen		
Jahresberichte der Ortsgruppen	1	147
75 Jahre Ortsgruppe Badische Heimat Baden-Baden.		
Chronik einer Ortsgruppe im Landesverein Badische Heimat		
Dieter Baeuerle, Baden-Baden	2	313
Ortsgruppe Heidelberg		
W. Hoffner, Heidelberg	2	324
Andreas Mannschott zum 80. Geburtstag		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	3	520
14 Buchbesprechungen	1	156
.....	2	343
.....	4	700
		167

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND
ISSN 0930-7001

Herausgeber:
Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:
Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:
Mo. 14.00—18.00 Uhr,
Di. 8.00—12.00Uhr,
Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:
Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
BLZ 680 301 00
Öffentl. Sparkasse Freiburg,
Girokonto 200 3 201
BLZ 680 501 01
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse
Freiburg
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung: G. Braun Druckerei GmbH & Co. KG
Anzeigenverwaltung:
G. Braun Fachverlage GmbH & Co. KG
Karl-Friedrich-Straße 14—18
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 65-2 33
Telefax (07 21) 1 65-7-3 78
Zur Zeit Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig
Reproduktionen:
G. Braun GmbH

Inhalt

I. Regionalpolitik

Zur Veröffentlichung — „Zentralisation oder Dezentralisation“ der Industrie- und Handelskammer Karlsruhe
Heinrich Hauß, Karlsruhe 3

Zentralisation oder Dezentralisation — das ist die Frage
Kurzfassung der Ergebnisse einer unter dem gleichen Titel erschienenen Studie der Industrie- und Handelskammer Karlsruhe 9
Gedenkblatt für Karl Kurrus 20

II. Städte

Schwetzingen Perspektiven
Gerhard Stratthaus, Schwetzingen 21

Auf dem Weg zur Großen Kreisstadt
Aus Geschichte und Kultur Schwetzingens
Karl Wörn, Schwetzingen 29

Schloß und Schloßgarten Schwetzingen im Spannungsfeld zwischen Denkmal- und Naturschutz
Andreas Falk, Schwetzingen 41

Überlinger Zentralität in der Geschichte
Gewinne-Gefahren-Verluste
Guntram Brummer, Überlingen 51

Der Krieg von 1866 und die Zivilbevölkerung im Bezirk Tauberbischofsheim
Wilhelm Seußler, Karlsruhe 59

III. Karlsruhe

Neueröffnung der Dauerausstellung zur Karlsruher Stadtgeschichte im Prinz-Max-Palais
Peter Presch, Karlsruhe 75

Raritätenkabinette und „Hohe Schule“ in Alt-Karlsruhe
Ludwig Vögely, Karlsruhe 79

IV. Gedenktage

Fürstabt Martin Gerbert
Zum 200. Geburtstag am 13. Mai 1993
Franz Hilger, Pfaffenweiler 83

Der Buddha vom Bodensee oder Die Meersburger Jahre Fritz Mauthners
Zum 70. Todestag des Philosophen am 26. 6. 1993
Manfred Bosch, Rheinfelden 89

V. Photographie

Trutpert Schneider & Söhne: Europas erfolgreichste frühe Photographen
Adolf Schmid, Freiburg 99

VI. Sonnenuhren

Von der Bet-Zeit-Sonnenuhr zur Stunden-Sonnenuhr in Baden
Kurt Schumacher, Freiburg 107

VII. Hebelgast

Der Hebelgast 1992
Markus Manfred Jung las beim 39. Hebelschoppen
Andreas Mannschott, Labr 113

VIII. Orden

Mobilität — Zur Personalpolitik der Piaristen, zum Beispiel in Rastatt
Johannes Werner, Elchesheim 117

IX. Ausstellungen

Otto Laible (1898—1962)
Zeichnungen aus Rußland (1942—1944)
Gerlinde Brandenburger-Eisele, Karlsruhe ... 127

Wilhelm Schnarrenberger (1892—1966)
Sabine Heilig, Freiburg-Hochdorf 135

X. Jahresberichte der Ortsgruppen

..... 147
Buchbesprechungen 157

Zur Veröffentlichung — „Zentralisation oder Dezentralisation“ der Industrie- und Handelskammer Karlsruhe

Heinrich Hauß, Karlsruhe

1. Bedeutung der Publikation

Im Januar 1993 legte die Industrie- und Handelskammer Karlsruhe eine Studie mit dem Titel vor:

„Zentralisation oder Dezentralisation — das ist die Frage. Standortdiskussion Baden-Württemberg, Herausforderung an die Landes- und Regionalpolitik.“ Die über 200 Seiten umfassende Studie mit 58 Tabellen und Abbildungen wurde von den Diplomvolkswirten Dr. Hans-Jörg Schmidt-Trenz und Stefan Schäfer mit großem Aufwand erarbeitet. Nicht einmal ein Monat nach Abschluß der Feiern zum 40. Landesjubiläum bringt die Studie die Gefährdung der Oberrheinregion durch die Zentralisierungsbestrebungen Stuttgarts auf den statistischen Punkt. Hatte man noch im Jubiläumsjahr die politisch-kulturelle Vielgestaltigkeit als den eigentlichen Reichtum des Landes, „den es bewußt-zumachen und zu wahren“ gelte, herausgestellt (H.-G. Wehling in: „Der Weg zum Südweststaat“, S. 340), so geht es hier darum, daß die regionale Vielfalt, und zwar der Wirtschaftsbedingungen, ganz schlicht einer „zunehmenden Gefährdung unterliegt“ (IHK Studie Vorwort). Diesen Gefährdungspotentialen besonders für Karlsruhe, Mannheim und Freiburg nachzuspüren, hat sich die Studie zum Ziel gemacht.

Die zunehmenden Zentralisierungstendenzen Stuttgarts mit der Folge der Benachteiligung „Badens“, besonders Karlsruhes, Mannheims und Freiburgs, war eingeweihten Beob-

achtern schon seit längerer Zeit bekannt, doch fehlte bisher eine wissenschaftliche Arbeit, die die Tendenzen statistisch belegte, Thesen ausformulierte und es möglich machte, Vermutungen in politische Argumentation umzusetzen. Dies ist mit der Studie der Industrie- und Handelskammer Karlsruhe möglich geworden. Darin sehe ich ihre eigentliche Bedeutung: Transponierung des dumpfen „badischen“ Unmutes in politische Argumentation, eine Argumentation, die umso mehr Aussicht hat wirksam zu werden, als sie von volkswirtschaftlicher Seite kommt. Die Studie hat auch die Presse in einem ungewöhnlichen Maße mobilisiert. Die Badischen Neuesten Nachrichten haben die Studie in ihrer Ausgabe vom 16./17. Januar 1993 eingehend gewürdigt. So ist zu hoffen, daß die Forderung Karlsruhes und des badischen Landesteiles, „man möge den badischen Landesteil nicht vergessen und nicht immer an den Mittleren Neckarraum denken (BNN Nr. 21, 27. 1. 1993, S. 17) in Stuttgart nicht mehr „mit einem Lächeln quittiert wird“. Die Kritik an der Regionalpolitik des Landes wird in Zukunft einen anderen, nämlich einen ernstzunehmenden Rang haben.

2. Optionen und Szenarios

Wie schon erwähnt, besteht die Besonderheit der Studie darin, daß sie nicht nur analytisch Zentralisationsbestrebungen Stuttgarts aufzeigt, sondern auch auf politische Optionen des Landesteiles Baden hinweist, falls Stutt-



Industrie- und
Handelskammer
Karlsruhe

Zentralisation oder Dezentralisation - das ist die Frage

Standortdiskussion Baden-Württemberg, Herausforderung an die
Landes- und Regionalpolitik

Bearbeitung:

Dipl.-Volkswirt Dr. Hans-Jörg Schmidt-Trenz, Karlsruhe

Dipl.-Volkswirt Stefan Schäfer, Karlsruhe

Karlsruhe, im Januar 1993

Copyright: Industrie- und Handelskammer Karlsruhe

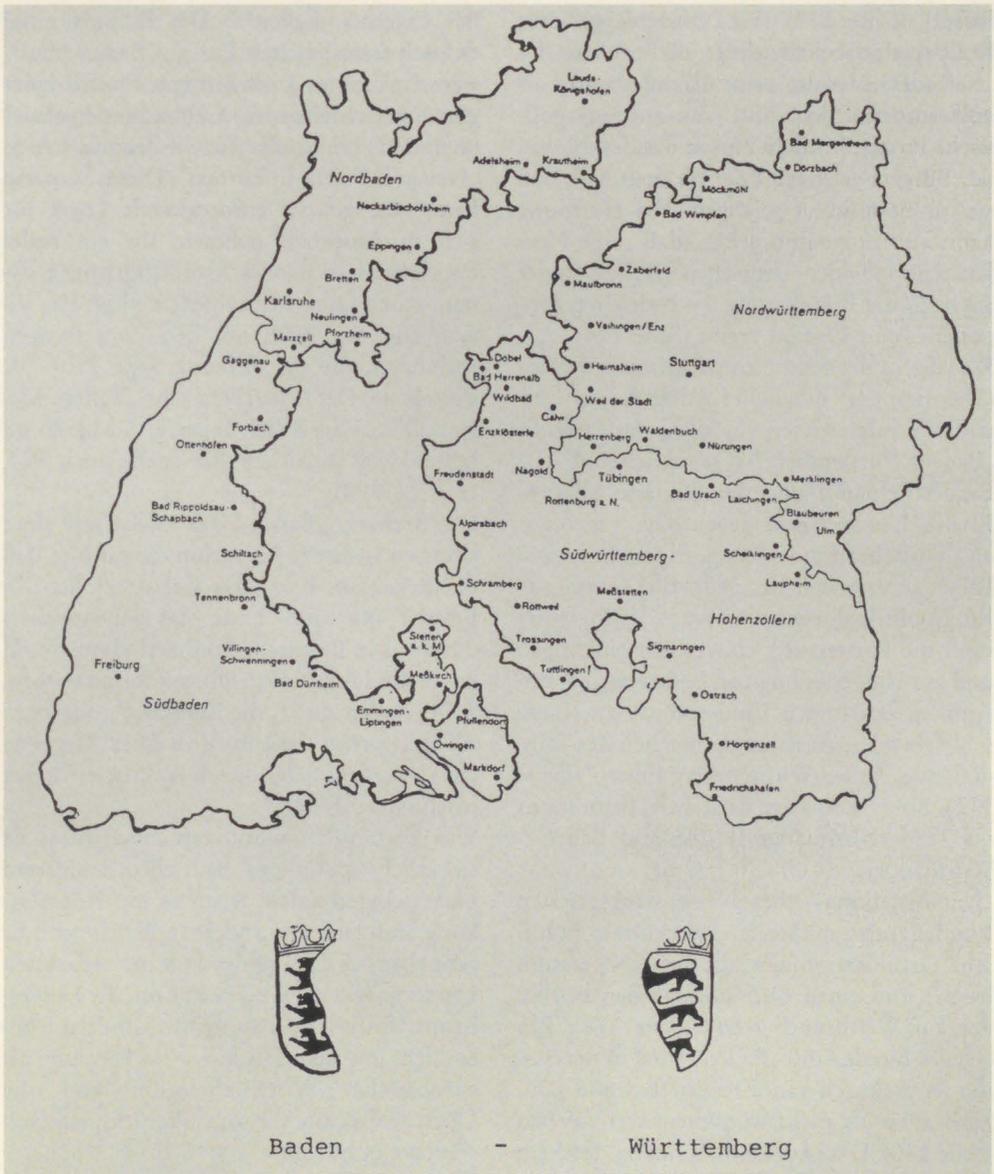


Abbildung 48 der Studie: Baden-Württemberg
Zu Szenario: Baden-Württemberg

gart auf seinem Kurs bleibt. „Jeder einzelne Bürger hat nach der Diagnose von Fehlentwicklungen die Option, Widerspruch zu er-

heben. Dies äußert sich spätestens beim nächsten Wahltermin, an der Wahlurne, durch Stimmenverluste für die verantwortlichen Po-

litiker“ (Seite 171). Eine ausschlaggebende Rolle spielt dabei allerdings, ob Probleme der „Reföderalisierung“ eines Bundeslandes als volkswirtschaftliche und raumordnungspolitische Probleme überhaupt in das Bewußtsein des Bürgers gelangen oder ob man will, daß sie ins Bewußtsein gelangen. Die Hoffnung kann also nur dahin gehen, daß „eine Neukonzeption“ der deutschen Bundesländer auch für die Bevölkerung des badischen Landesteiles eine Option ergibt (Seite 174).

Was die in der Studie entwickelten Szenarios (Theoriespiele möglicher Alternativen) betrifft, so interessieren vor allem das Szenario „Baden/Württemberg“ (Querstrichland statt Bindestrichland) und das Szenario „Baden-Elsaß“. Die Szenarios gehen davon aus, was an politischer Entwicklung im „schlimmsten Falle“ zu erwarten ist, wenn die Zentralisierungspolitik fortgesetzt wird. „Langfristig muß die Fortsetzung einer solch einseitigen und auf Umverteilung von Baden nach Württemberg gerichteten Landespolitik zu einem schleichenden Auseinanderbrechen des Bundeslandes Baden-Württemberg führen“ (Seite 176). Eine Alternative dazu wäre, beim status quo, ein reformiertes Bundesland Baden-/Württemberg.

„Leitvorstellung dieses neustrukturierten Bundeslandes müßte eine dezentrale politische Organisation sein, die auf Kooperation basiert und einen Ordnungsrahmen besitzt, der auf Wettbewerb setzt“ (Seite 176). Ein eigenes Bundesland „Baden“ wird in der Studie als praktisch kaum realisierbar und politisch auch als nicht wünschenswert gesehen (Seite 180). Das ist sicherlich richtig. Deshalb sollte man im Zusammenhang mit der Studie auch nicht von einem Wiederaufleben der alten „Badenfrage“ sprechen, denn Baden ist „aufgrund von Maßnahmen der Landespolitik kein geschlossener, einheitlich Block mehr“ (Seite 180). Ein weiteres Szenario entwickelt die Alternative einer „europäischen Kernregion Baden-Elsaß“ (Seite 185) als europäische Gebietskörperschaft mit weitgehen-

der Eigenständigkeit“. „Die Bildung einer deutsch-französischen Euregio Baden Elsaß“ wäre ein „erstes großräumiges Modell einer grenzüberschreitenden Gebietskörperschaft“ (Seite 193) und in der Tat ein Zeugnis echten „Neuen Denkens in Europa“. Dieses Szenario kann eine gewisse euroregionale Logik für sich in Anspruch nehmen, die ein reales Fundament in der wachstumsträchtigen dynamischen Oberrheinschiene besitzt. Die Vision läßt sich auch mit den Vorstellungen verbinden, die die Arbeitsgruppe Prof. M. Einsele — Der Oberrhein eine „andere Metropole“ für die XVIII. Triennale di Milano im Jahre 1988 entwickelt hat (siehe auch BH, Heft 2/1990).

Das Szenario „Baden-Elsaß“ weist mit einer gewissen Insistenz immerhin darauf hin, daß die Regionen, besonders Grenzregionen, in Europa bis zum Ende des Jahrhunderts durchaus in Bewegung kommen können und neuen Ordnungsvorstellungen folgen mögen. Sollte Baden durch die Zentralisierungspolitik Stuttgart wieder einmal zu einer „Grenzregion“ werden, wäre dieser Ausweg ernsthaft ins Auge zu fassen.

Was den Großraum Stuttgart anbetrifft, so ist sicherlich auch vom badischen Landesteil nichts einzuwenden, wenn es um eine Stärkung Stuttgarts als Landeshauptstadt geht. Es geht aber bei der Problematik der regionalen Landespolitik wohl nicht nur um die Landeshauptstadtfunktion Stuttgarts, sondern letztendlich um den Mittleren Neckarraum als europäischer Wirtschaftsregion und die Oberrheinregion, die sich anschickt, eine solche bereits zu sein.

Was Josef Altenstetter 1970 über die beiden Pole und Wirtschaftsräume Baden-Württembergs exemplarisch geschrieben hat, bekommt im Jahre 1993 unversehens wieder Aktualität und würde in der Form der Beschreibung präzise in die Studie der IHK passen. Er schreibt: „Der Südweststaat hat zwei Pole. Der eine Pol liegt am Neckar, der andere am Rhein. Aber nur in einem Pol

kann sich die Hauptstadt und damit der Richtpunkt für das gesamte staatliche Geschehen befinden, da dann dort die dirigierenden, lenkenden und gestaltenden Kräfte ihren Sitz haben. Nur einem Pol kann not-

wendigerweise die führende Rolle des Landes zufallen, einfach deswegen, weil ein Land nicht von zwei Polen regiert werden kann . . . Der andere Raum (Oberrhein) ist für den einzigen Pol kein Mittelpunkt und Richt-

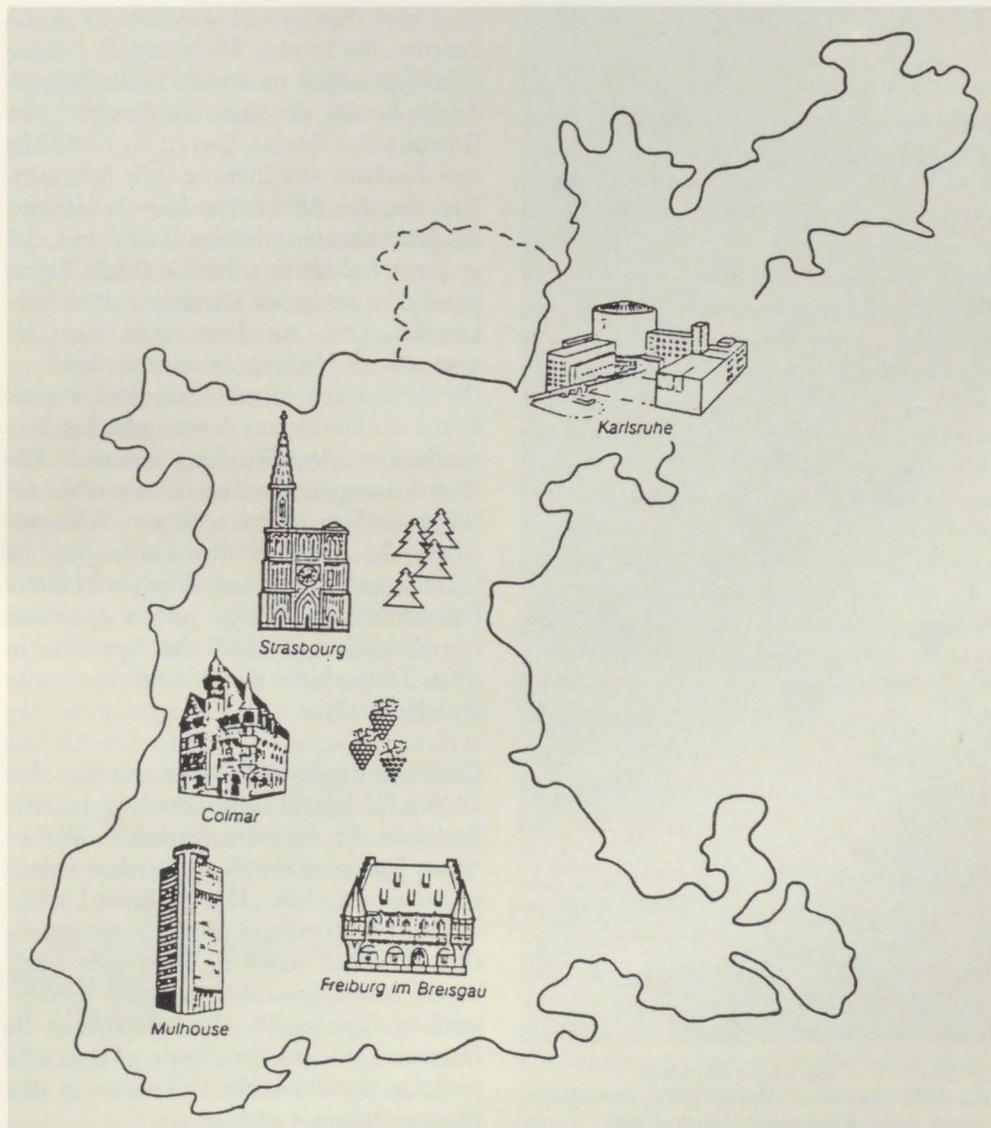
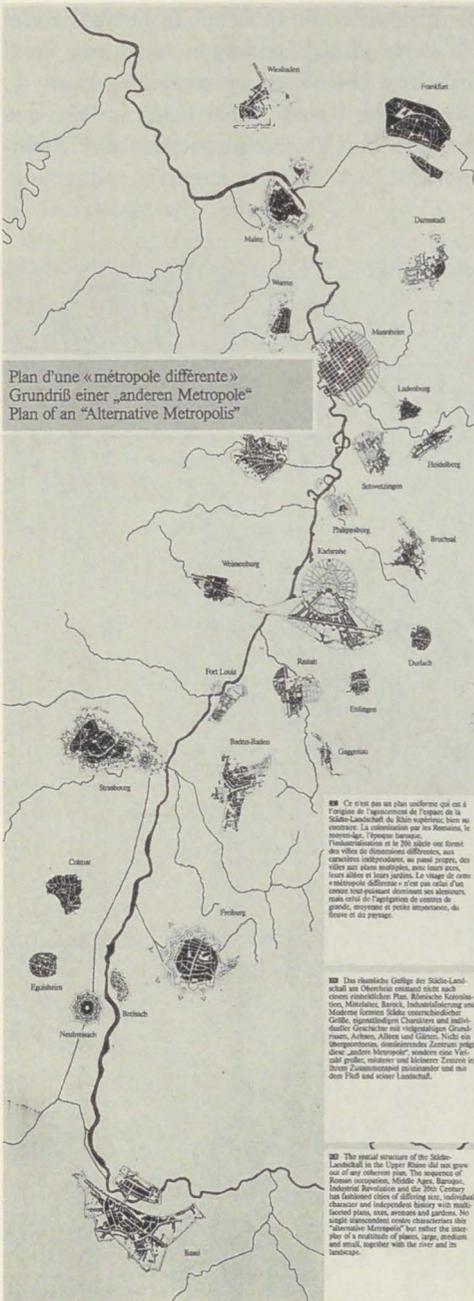


Abbildung 55 der Studie: Euroregion Baden-Elsaß
Zu Szenario: Euroregion Baden-Elsaß



Der Oberrhein — eine andere Metropole
 Aus: XVII Triennale di Milano 1988, Arbeitsgruppe
 Triennale Baden-Württemberg, Martin Eisele

punkt mehr. Seine Sicht der Dinge ist auf Kosten des anderen untergegangen.

Die Hauptstadt des Südweststaates liegt aber im Neckarraum. Es ist natürlich, daß das staatliche Zentrum des Landes sich auch als solches empfindet und aus dieser Sicht und Haltung handelt. Es ist auch durchaus natürlich, daß die Metropole zum wirklichen Zentrum wird. Für sie und ihre Sicht ist sie das Zentrum des Landes, die badischen Landesteile aber Gebiete am Rande, an der Peripherie des Landes, der Rhein ein Strom an der Grenze, selbst Grenze. Dies ist die natürliche und durchaus verständliche Sicht Stuttgarts. Daß aber das Rheingebiet kein Randgebiet, sondern selbst ein Mittelpunktgebiet ist, das in seiner Bedeutung selbst die gleiche Eigenständigkeit besitzt wie Stuttgart und der Neckarraum, kann aus dieser Sicht nicht im notwendigen Umfange erkannt werden.“

Die Problematik ist geblieben, doch könnte sie mit der Einführung des europäischen Binnenmarktes eine Wendung nehmen. Die Oberrheinregion „liegt am Schnittpunkt der beiden größten westeuropäischen Volkswirtschaften“. „Der Oberrheingraben hat die Chance, zum Dreh- und Angelpunkt dieser Entwicklung zu werden: anders gewendet: den ehemaligen Nachteil der Grenzlage in einen Triumph für die Zukunft umzumünzen“ (Seite 15).

Die Studie hat große Resonanz gefunden. Am 18. 2. 1993 hat der Geschäftsführer der IHK Karlsruhe, Dr. Winfried Nowack in SF 4 in einem Kurzinterview die politischen Folgen so zusammengefaßt: „Das politische Umfeld in Baden-Württemberg wird sich mit ziemlicher Sicherheit wandeln, ob es sich durch unsere Studie gewandelt hat oder wandeln wird, sei dahingestellt. Aber jedenfalls ist die Frage ins politische Bewußtsein getreten und wird mit Sicherheit die Diskussion in den nächsten Jahren mitbestimmen.“

Zentralisation oder Dezentralisation — das ist die Frage

Kurzfassung der Ergebnisse einer unter dem gleichen Titel erschienenen Studie
der Industrie- und Handelskammer Karlsruhe

1. Standortdiskussion Baden-Württemberg, Herausforderung an die Regionalpolitik

Seit dem Sommer 1992 beherrschen zwei Themen die Schlagzeilen in Baden-Württemberg: Es handelt sich zum einen um die Sorge um die Standortgunst Baden-Württembergs, zum anderen um die zweckmäßigen administrativen Antworten hierauf, vor allem in Form einer institutionellen Stärkung der Regionalpolitik.

Die Diagnosen geben in der Tat Anlaß zur Besorgnis. Allein die Patentrezepte sind nach wie vor streitig. Was derzeit an Lösungsvorschlägen im Rahmen einer funktionalen Verwaltungsreform diskutiert wird, läuft Gefahr, den Königsweg zu verfehlen. Das Karlsruher Modell einer freiwilligen regionalen Zusammenarbeit starker Kommunen unter Beteiligung der maßgeblichen Kräfte aus Wirtschaft und Wissenschaft ist eine wegweisende Antwort auf die Herausforderungen der kommenden Jahre. Darauf in der aktuellen Diskussion hinzuweisen, ist das vordringliche Ziel der vorliegenden Untersuchung.

2. Zur Diagnose: Wachstumsbremse Verdichtungsraum

Die maßgeblichen Meinungsträger aus Politik und Wirtschaft sind sich in der Beurteilung der Standortproblematik Baden-Württembergs eingangs der 90er Jahre einig. Wenn Wirtschaftsminister Spöri im August 1992 erklärt, daß „eine der stärksten Bremsen für

die wirtschaftliche Entwicklung im Land... die Wohnungsnot in den Ballungszentren“¹⁾ sei, so wird er beispielsweise gerade in bezug auf Stuttgart von Hewlett-Packard-Chef Knoblauch in dieser Beurteilung unterstützt: „Vor allem die Verkehrssituation — die verstopfte Autobahn — sieht der diplomierte Kaufmann als riesengroßes Problem an. Und dann sei es fast eine Katastrophe, eine Wohnung in dieser Gegend zu suchen.“²⁾ In einem Artikel der Wirtschaftswoche vom 11. 9. 1992 werden die Folgen, repräsentativ für eine Vielzahl gleichartiger Verlautbarungen, mit den Worten zusammengefaßt: „Kein Wunder, daß der Raum Stuttgart unter den europäischen Wachstumsregionen nur noch im Mittelfeld rangiert.“ Und weiter: „Deutschland einstige Vorzeigeregion steckt in einer Krise, und die Politiker wissen nicht so recht, was sie dagegen tun wollen.“

3. Zum Lösungsvorschlag: Die Schlüsselrolle Stuttgart

a) Erster Teil des Lösungsvorschlags: Zentralisierung von Ressourcen

Die Diagnose erhellt die Schlüsselrolle, die dem Großraum Stuttgart für die weitere Entwicklung des Landes zukommt. Hier laufen alle Standortprobleme des Landes wie in einem riesigen Gravitationsfeld zusammen. Maßgebliche Kräfte des Landes versprechen sich Abhilfe durch eine weitere Zentralisierung von Ressourcen im Mittleren Neckarraum.

So haben Ministerpräsident Teufel und Oberbürgermeister Rommel in einer gemeinsamen Erklärung verlautbart: „Damit Baden-Württemberg die wirtschaftsstärkste Region Europas bleibt, muß der Mittlere Neckarraum ökonomisch und kulturell noch zulegen.“³⁾ Gleichzeitig appellierte der Stuttgarter Gemeinderat an die Landesregierung, es gelte, die „besondere Funktion“ Stuttgarts im Landeshaushalt zu berücksichtigen,⁴⁾ was durch ein Präsidiumsmitglied der Industrie- und Handelskammer, Region Stuttgart während einer IHK-Veranstaltung zur Regionalpolitik auf die Formel gebracht wird: „Ich denke, eine Hauptstadtentscheidung wäre nun endlich fällig“⁵⁾

Im Zuge dieser Diskussion häufen sich konkrete Maßnahmenvorschläge. Wirtschaftsminister Spöri beschränkt sich auf Andeutungen: „Bei der Diskussion über eine optimale Banken- und Versicherungsstruktur gackere ich nicht, bevor irgendwelche Eier gelegt sind.“⁶⁾ Offener bekennt der Chef der Landesgirokasse Zügel, „die Industrielastigkeit des Mittleren Neckarraumes verlange es im Hinblick auf die Sicherung von Arbeitsplätzen, dem Dienstleistungssektor größeres Gewicht zu verleihen“; der Wirtschaftsminister solle „für den Ausbau des Bankenplatzes Stuttgart Impulse“ geben.⁷⁾

Auch in anderen Bereichen werden Veränderungen angestrebt. So sieht beispielsweise der neue EVS-Chef Steuer „die Zusammenführung der beiden baden-württembergischen Landesversorgungsunternehmen Badenwerk AG (Karlsruhe) und Energieversorgung Schwaben AG (Stuttgart). . . als Herausforderung in seiner neuen beruflichen Position an.“⁸⁾

Sämtliche dieser Lösungsvorschläge laufen letztlich auf die „Neuordnung der öffentlichen Dienstleistungen im Südwesten“ hinaus, wie ein Tagesordnungspunkt des im Rahmen der Standortdiskussion eingerichteten Kabinettsausschusses lautet. Hierbei ist jedoch in doppelter Hinsicht Vorsicht geboten.

Irrtum Nr. 1 lautet:

Zentralisierung von Investitionen fördert Wachstum

Vielmehr gilt:

Eine weitere Überhitzung des Ballungszentrums schadet diesem selbst und letztlich dem gesamten Land, statt dessen Reserven zu nutzen.

Von dieser Einsicht läßt sich offenbar auch Ministerpräsident Teufel leiten, wenn er in seiner Regierungserklärung vom 17. 6. 1992 erklärt: „Mit der Verlagerung von Behörden wird die Landesregierung die regionalen Strukturen stärken, die Verdichtungsräume entlasten . . .“

Irrtum Nr. 2 lautet:

Im Mittleren Neckar gibt es ein „Dienstleistungsdefizit“.

Vielmehr gilt:

die Aussage des Statistischen Landesamtes:⁹⁾ In Nordwürttemberg gibt es eine „Überrepräsentanz bei den Dienstleistungen für Unternehmen. (. . .) Die große absolute Zahl von Unternehmen und Arbeitsstätten und deren Bedeutung ermöglichte es, daß sich hier auch spezialisierte Dienstleistungen für Unternehmen ansiedelten.“ Deshalb: „Es ist nicht leicht nachvollziehbar, warum derzeit soviel über Dienstleistungsdefizite gesprochen wird: schließlich kann die Aufgliederung zusammen nie mehr als 100% ergeben.“

Es kommt also darauf an, den Industriestandort zu stärken und zu verteidigen, damit auf dieser Basis weiterhin Dienstleistungen florieren können.

b) Zweiter Teil des Lösungsvorschlags: Die Regionalpolitik zum Glück zwingen!

Der Lösungsvorschlag hat einen zweiten Teil. Die gewünschte Zentralisierung von Ressourcen (vgl. 3a) erfordert, wenn sie gelingen soll,

eine institutionelle Abstützung. Konkrete Vorstellungen liegen auch hierzu bereits vor. So schlägt Wirtschaftsminister Spöri vor:

„Wenn es in der Region Stuttgart bei den infrastrukturellen Aufgaben nicht zu Lösungen im Rahmen der Regionalkonferenzen kommt, werde die neue Regierung gewisse Aufgaben dem Regionalverband zur Entscheidung übertragen.“)

Gleichzeitig teilt das Wirtschaftsministerium mit, IHK-Präsident Stihl sei „skeptisch, ob es bei der notwendigen überörtlichen Zusammenarbeit bei der Infrastrukturausstattung zu befriedigenden freiwilligen Lösungen im Rahmen der Regionalkonferenz für die Region Stuttgart komme. Er bevorzuge daher eindeutig das Modell eines Stadtkreises, um hier endlich zu Ergebnissen zu kommen.“¹¹⁾ Dabei sind diese Vorschläge vor dem Hintergrund der in der Koalitionsvereinbarung vom Frühjahr 1992 verankerten Zielsetzung einer angestrebten funktionalen Verwaltungsreform zu würdigen. Deren erklärte Subziele sind

- die Schaffung einer gestrafften, effizienten, bürgernahen Verwaltung
- der Abbau von bürokratischen Erschwernissen
- die Stärkung der kommunalen Selbstverwaltung
- die Optimierung der Verwaltungsstruktur durch überschaubare Gliederungen
- die Erhöhung der Motivation u. d. Leistungskraft der Verwaltung
- ein „Gegengewicht zur Zentralisierung und Konzentration“ (MP Teufel in der Regierungserklärung am 17. 6. 1992).

Der Abgleich dieser Ziele mit den zuvor erwähnten Maßnahmenvorschlägen ruft wiederum Vorbehalte hervor:

Irrtum Nr. 3:

Durch regionale Zwangsehen (erweiterte Pflichtaufgaben der Regionalverbände) werden regionale Probleme gelöst.

Vielmehr gilt:

Hierdurch wird genau das zerstört, was es zuschaffen und zu erhalten gilt: ein Klima vertrauensvoller, nachbarschaftlicher Kooperation. Schon mutmaßt das Institut für Raumordnung an der Universität Dortmund in einer Prognose: Die „Umgebung von Stuttgart... entartet zum Handlanger des Ballungszentrums“.¹²⁾

Irrtum Nr. 4:

Eine Stärkung der Regionalverbände ist im Sinne einer funktionalen, an Effizienz orientierten Verwaltungsreform.

Vielmehr gilt:

„Lean administration“ erfordert einen Abbau von Hierarchiestufen und eine Verkürzung von Entscheidungsprozeduren. Durch Hinzufügung einer weiteren Verwaltungsebene in der Stufenfolge

Ortsverwaltung	Kreis
Kommune	Regionalverband
Stadt-Umland-Verband	Regierungsbezirk

wird genau das Gegenteil erreicht! Die weitere Überfrachtung notwendiger Infrastrukturentscheidungen mit einer weiteren Politisierung und einer stärkeren Beschäftigung der Verwaltungsgerichte wäre das zwangsläufige Ergebnis, die Verschleppung dieser Entscheidungen die notwendige Konsequenz. Wir stellen dem das Karlsruher Modell einer freiwilligen Zusammenarbeit starker Kommunen gegenüber (Stärkung und Erhaltung der kommunalen Selbstverwaltung, mehr Wettbewerb und Dynamik statt zentrale Planung!)

4. Für eine Kursanpassung in der Landespolitik

4.1 Für die Dezentralisierung von Aufmerksamkeit und Mitteln

Baden-Württemberg ist eines der wohlhabendsten Länder der Bundesrepublik Deutschland. Es hat diese Position über Jahre

gehalten, doch mehren sich die Anzeichen relativer Wachstumsschwäche und Stockung (Studie, S. 154 ff, 161, 174 ff). Die sich abzeichnende Entwicklungsschwäche ist nicht das Ergebnis einer anfällig gewordenen Konjunktur.

Sie ist auch keine vorübergehende Erscheinung, sondern Reflex von sich wechselseitig bedingenden Strukturverschiebungen in Wirtschaft und Raumordnung des Landes. In den letzten Jahrzehnten hat sich der Großraum Stuttgart bei flankierenden Maßnahmen des Landes zu einem starken Wirtschaftszentrum entwickelt, ohne aufgrund vorhandener endogener Kräfte auf diese Förderung angewiesen zu sein. Im Ergebnis ist eine Ballungsproblematik entstanden, die bundesweit Rekordwerte annimmt (Studie, Kap. 5 sowie Seite 106 ff). Bei dieser Ausgangslage ist der Nutzen weiterer zentralitätsstiftender Maßnahmen (Studie, S. 47 ff, 66, Anlage 1) — wie bei anderen deutschen Großstädten auch — zunehmend in Zweifel zu ziehen. Die Probleme dieser Verdichtungsräume gestalten sich bei Überschreitung einer gewissen Schwelle (Studie, Kap. 4) regelmäßig so, daß kleinste Verbesserungen mit immer größeren Summen erkauft werden müssen. Auf diese Weise werden wertvolle Mittel für Wachstumsimpulse an anderen Stellen entzogen. Ein solches Muster zeichnet sich mehr und mehr auch für Baden-Württemberg ab: Überhitzung und wirtschaftliche Stockung im Großraum Stuttgart;¹³⁾ verschenktes Wachstum in den entwicklungsträchtigen Regionen des Landes, die noch Reserven aufweisen (Studie, S. 160 ff).¹⁴⁾ Wenn diese Schieflage nicht zu einer gravierenden Wachstumsbremse für das Land Baden-Württemberg werden soll, dann ist eine Kursanpassung im Land unvermeidlich. Dazu ist eine Dezentralisierung von Aufmerksamkeit und Mitteln erforderlich.

Einige Fakten:

a) Baden-Württemberg nimmt beim Wirtschaftswachstum nur noch einen Mittelfeld

platz ein (1989: Rang fünf bei elf alten Bundesländern; 1990: Rang sechs) (Studie, S. 153 ff, 163, 174 ff).

b) Die wirtschaftliche Entwicklung in den Regionen des Landes ist uneinheitlich und widerspricht den fundamentalen Daten (Studie, Kap. 2.1 sowie S. 180 ff): Während der badische Landesteil bis 1914 aufgrund seines natürlichen Standortvorteils und ausländischen Kapitals einen Industrialisierungsvorsprung¹⁵⁾ vor Württemberg innehatte, ging diese Position im Zuge des durch den 1. Weltkrieg ausgelösten „Grenzlandproblems“¹⁶⁾ an Württemberg verloren. Obwohl Baden mit der europäischen Einigungsbewegung nach dem zweiten Weltkrieg wieder über die besten Wachstumsvoraussetzungen verfügte, hat insbesondere Nordbaden mit der Landesentwicklung nicht schrittgehalten (Studie, S. 180 ff).¹⁷⁾ Eine Politik, die ihr Hauptaugenmerk auf die Entwicklung einer „Kernregion Stuttgart“ lenkt und damit Aufmerksamkeit für die „Ränder“ einbüßt, ist daher geeignet, ein neues „Grenzlandproblem“ zu erzeugen.

4.2 Für mehr Wachstum durch eine Stärkung der Regionen

1. Die Landespolitik sollte sich darauf beschränken, einen Ordnungsrahmen vorzugeben, in dem sich ein fairer Wettbewerb der Regionen entfalten kann (Studie, S. 158 ff). Jeder Versuch, von landespolitischer Seite eine regionale Struktur zu planen, bedeutet zwangsläufig eine Anmaßung von Wissen. Jeder Versuch, Endergebnisse anzusteuern, wiederstrebt der modernen Vorstellung vom Wettbewerb als einem Entdeckungsverfahren. Der Versuch, in einem Wirtschaftsraum alles Attraktive, alles Innovative oder alles Interessante zu konzentrieren, widerspricht dem ökonomischen Spezialisierungsgebot.

2. Eine Kommunal-, Regional- und Landespolitik, die weiter im Ballungsraum Stuttgart

zentralisiert, schadet dem Ballungszentrum selbst und damit auch dem Lande Baden-Württemberg (Studie, S. 154 ff). Eine solche Politik mündet zwingend in eine „Wachstumsschwäche“. Ein „überoptimaler“ Verdichtungsgrad¹⁸⁾ (Studie, Kap. 4 und Kap. 5) wirkt wachstumshemmend und läßt Investitionen weitgehend „verpuffen“. Gleichzeitig bleiben bestehende Potentiale im „übrigen Land“ mangels Ressourcen unausgenutzt.

3. Die Landespolitik sollte für den notwendigen Strukturwandel — in Stuttgart wie andernorts — auf kleine und mittlere Unternehmen setzen¹⁹⁾ und nicht auf durch politische Fusion oktroyierte Strukturen (siehe öffentliche Banken, Energieversorgungsunternehmen, Versicherungsanstalten, Rundfunkanstalten, Spielbanken etc.) (Studie, Kap. 2.2.3 sowie S. 160 ff). Staatliche Zuweisungen von Institutionen nach Stuttgart sind allenfalls geeignet, einen Strukturwandel in Stuttgart vorzutäuschen, der auf Kosten der übrigen Regionen im Lande geht. Dies gerät landespolitisch zu einem Negativsummenspiel.

4. Eine wachstumsfördernde Landespolitik muß auf die Ausnutzung der Potentiale in den Regionen des Landes und eine Entzerrung der Ballung im Großraum Stuttgart setzen (Studie, S. 153 f). In diesem Zusammenhang wird über eine Verlegung von Landesinstitutionen von Stuttgart in die Regionen und übrigen Oberzentren des Landes nachzudenken sein (Studie, s. Anlage 1).

5. Neue Institutionen und Projekte, die zusätzliche Zentralität in Baden-Württemberg schaffen sollen, müssen folgerichtig dort angesiedelt werden, wo der Zentralitätsgewinn am größten ist (Studie, S. 74 f, 153 f). Dies ist angesichts des hohen Sockels an Zentralität in der Region Stuttgart eher nicht der Fall (Studie, Kap. 4 und Kap. 5). Für eine am Gesamtwohl des Landes orientierte Landesregierung kann es daher keine Frage sein, wo neue Behörden, Kultureinrichtungen und öffentliche Unternehmungen anzusiedeln sind.

Einige Fakten:

a) Das Land gibt pro Kopf der Bevölkerung für die Förderung des öffentlichen Nahverkehrs im Großraum Stuttgart doppelt soviel Geld aus wie in den Räumen Mannheim, Freiburg und Karlsruhe aus (Studie, S. 73).²⁰⁾

b) Das Land betreibt auch die Kulturpolitik der Stadt Stuttgart (Studie, S. 51 ff). Die Theaterakademie, die Akademie Schloß Solitude, die Filmakademie, das Haus der Gegenwartskunst, das Haus der Geschichte und das Haus des Buches sind Projekte des Landes zu Nutz und Frommen vor allem der Landeshauptstadt. Diesen Ausgaben stehen im sonstigen Land keine vergleichbaren Größenordnungen gegenüber (Studie, S. 54). Die Reihe läßt sich in anderen Politikbereichen fortsetzen. Dies reicht von der Finanzierung des Flughafens bis zur Zahl der Professoren pro Hochschüler, die in Stuttgart seit Jahrzehnten landesweit an der Spitze liegt.

c) Müssen alle diese Institutionen in Stuttgart angesiedelt sein? (Studie, s. Anlage 1) Erwähnt seien: Landesdenkmalamt, Landesbeschaffungsstelle für die Polizei, Landesbeauftragter für Datenschutz, Landesamt für Straßenwesen, Landesvermessungsamt, Landeskriminalamt, Landesarchivdirektion, Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden-Württembergs, Statistisches Landesamt, Landessozialgericht Baden-Württemberg, Landesamt für Besoldung und Versorgung Baden-Württemberg, Forschungs- und Materialprüfungsanstalt Baden-Württemberg, Landesamt für Flurbereinigung Baden-Württemberg, Landesanstalt für Entwicklung der Landwirtschaft, Landesanstalt für Pflanzenschutz, Landesversorgungsamt, Landesaufsichtsamt für die Sozialversicherung, Landesversicherungsanstalt, Auftragsberatungsstelle Baden-Württemberg.

4.3 Eine Überhitzung des Großraumes Stuttgart muß vermieden werden

1) Daß Stuttgart bei allen Ballungsindikato-

ren Spitzenpositionen einnimmt, ist unübersehbar (Studie, Kap. 5).²¹⁾ Dazu haben in der Vergangenheit vor allem die Marktkräfte beigetragen, die die Kosten der Ballung aufgrund „externer Effekte“ systematisch unterschätzen (Studie, Kap. 4.1.3). Ein Beispiel: Man „sieht“ sich zwar im Stau, nicht aber als dessen Verursacher.²²⁾

2) Das Land hat in den letzten Jahren zu einer Verschärfung dieser Problematik beigetragen. Es ist dabei zu einem Teufelskreis gekommen: Diagnose von Ballungsproblemen — Vornahme von Engpaßinvestitionen — dadurch Erhöhung von Zentralität und Verschärfung der Ballung — neue Investitionen — usw. (Studie, S. 72 ff und 92 f). Im Verlauf dieses Prozesses nimmt die Rentabilität zusätzlicher Investitionen permanent ab. Am Ende ist eine Mark nur noch die berühmte „5 Pfennig“ wert, während ihre Investition in die Fläche des Landes (Ausbau der Schienen- und Autobahninfrastruktur, Regionalflughäfen, Wohnungsbau etc.) weitaus ertragreicher wäre. Um diesem Problemerkislauf zu enttrinnen, bietet sich nur ein einziger Ausweg an: Zentralität reduzieren, statt erhöhen.

Einige Fakten:

- a) Die Bevölkerungsdichte in Stuttgart ist nahezu doppelt so groß wie die in Karlsruhe und fast dreimal so hoch wie die in Freiburg (Studie, S. 106 f). Der Arbeitsmarkt ist bis auf absolute Problemgruppen leergefegt (Arbeitslosenquote 1991: 3,7%; Bundesrepublik im Vgl.: 6,3%). Neue, qualifizierte Kräfte können aufgrund der Ballungsprobleme und der durch sie ausgelösten privaten Kosten nicht mehr gewonnen werden (Studie, S. 109 ff).
- b) Das Lohnniveau in Stuttgart rangiert bereits heute weit über dem Landesdurchschnitt und in der Spitze der Bundesrepublik (Studie, S. 112 ff).²³⁾
- c) Bei den verfügbaren Gewerbeflächen hat das Ausmaß der Ballung in Stuttgart ihre absolute Grenze flächenmäßig praktisch erreicht. Demgegenüber haben die badischen

Oberzentren (Karlsruhe mit Abstrichen) noch deutliche Flächenreserven (Studie, S. 116 ff).

d) Der „Verdichtungsgrad“ ist in Stuttgart, gemessen am bundesrepublikanischen Vergleich, maximal (Studie, S. 149 f).²⁴⁾ Es kommen 17 251 Einwohner und Beschäftigte auf den Quadratkilometer Siedlungsfläche (im Vergleich: Karlsruhe 9288/Mannheim 11 287/Freiburg 11 356).

e) Grundstücks- und Gewerbeflächenpreise haben in Stuttgart bundesweites Rekordniveau erreicht (Studie, S. 118 ff und 120 ff).²⁵⁾

f) Bei Energie- und Wasserkosten ist Stuttgart der dritt-teuerste Standort unter 50 deutschen Großstädten (Studie, S. 122 ff).²⁶⁾

g) Die Ballung schlägt sich vor allen Dingen in schlechter „Verbindungsqualität“ nieder (Studie, S. 129 ff).²⁷⁾ Die Reisegeschwindigkeit zwischen den Mittelzentren der Region beträgt im Mittleren Neckarraum durchschnittlich 35 bis 46 km/h — und dies trotz aller Investitionen in den Verkehrswegebau und den ÖPNV des Großraumes Stuttgart (Vergleichswert Region Mittlerer Oberrhein: 59 km/h).

h) Der Behördenunterstützung durch die öffentlichen Dienstleistungsapparate in Stuttgart wird insbesondere von Unternehmenseite nicht das beste Zeugnis erteilt. Das ergab eine Unternehmerbefragung (Studie, S. 137 ff).²⁸⁾ Das Ergebnis belegt, daß mit zunehmender Zentralisierung Behörden notwendigerweise unflexibler und weniger innovativ werden. Die Planungsunsicherheit nimmt zu. Entbürokratisierung (bzw. Dienstleistungsorientierung) erfordert in diesem Fall konkret: Entflechtung und Dezentralisierung.

4.4 Herausforderung „lean production“ annehmen: Für die Pflege des Industriestandortes Baden-Württemberg

Öffentliche Stimmen beklagen immer wieder ein „Dienstleistungsdefizit“ in der Region Stuttgart (Studie, S. 55 ff). Diese Diagnose

wird kontrovers diskutiert. Für das Statistische Landesamt ist sie in dieser einfachen Form nicht haltbar²⁹⁾ (vgl. Statistisches Landesamt: Stat. v. Baden-Württemberg Bd. 448, S. 51 f; Studie, S. 55 ff und 60 ff).

Sie verleitet daher in dieser einfachen Form auch zu tendenziell problematischen — teilweise kontraproduktiven — Schlußfolgerungen und Maßnahmen der wirtschaftspolitisch Verantwortlichen. Eine Wirtschaftspolitik des Landes, die ihre Aufgabe im Abbau eines vermeintlichen Dienstleistungsdefizits, d. h. in der Ansiedlung einer Bank, einer Versicherungsanstalt oder eines Theaters mehr oder weniger in der Zielregion Stuttgart sieht, greift zu kurz. Eine kluge und abwägende Politik muß tiefer ansetzen. Angesichts der japanisch-amerikanischen Herausforderung geht es um die Sicherung des Industriestandortes Baden-Württemberg, statt ihn vorzeitig aufzugeben. Das Land hat keine andere Wahl: Nur auf einem starken industriellen Fundament können Dienstleistungen wachsen. Ihre Dynamik stammt aus jenen Bereichen, die auf die Produktion orientiert sind. Ein starker Industriestandort wird daher automatisch zu einem starken Dienstleistungsstandort werden.³⁰⁾ Keine andere Region in der Bundesrepublik Deutschland hat hierfür bessere Voraussetzungen als die Region Mittlerer Neckar und Baden-Württemberg; die Umsetzung dieser Chance erfordert jedoch die volle Kraftanstrengung, die volle Kraftentfaltung der Landesregierung auf dieses Ziel hin.

Einige Fakten:

a) Das Statistische Landesamt hat in einer Untersuchung kürzlich hierzu geäußert: „Es ist nicht leicht nachvollziehbar, warum derzeit soviel über Dienstleistungsdefizite gesprochen wird“ (Studie, S. 55).³¹⁾ Nach dieser Analyse ist in Nordwürttemberg der Versorgungsgrad bei den Dienstleistungen für Unternehmen (insbesondere in den Bereichen „Technische Beratung und Planung“, „Werbung“) und im Kreditwesen oberhalb des

Versorgungsgrades für Nordbaden (Studie, S. 53 i. Verbindung mit Seite 55).³²⁾ Es kommt also darauf an, den Blick für die Absolutzahlen wiederzufinden, statt mit Prozentanteilen von Industrie und Dienstleistungen zu argumentieren. Das Statistische Landesamt hierzu: „... schließlich kann die Aufgliederung zusammen nie mehr als 100 Prozent ergeben.“³³⁾

b) Hinzukommt, daß die im Zuge der Strategie des „Lean Management“ zu erwartende Ausgliederung zahlreicher Dienstleistungsbereiche aus den schwäbischen Großunternehmen die Zahl der rechtlich selbständigen Arbeitsstätten sowie die Zahl der statistisch ausgewiesenen Beschäftigten im Dienstleistungsbereich zukünftig rasch ansteigen lassen wird (Studie, S. 66 f).

c) Zu den falschen Schlußfolgerungen aus einem angeblichen Dienstleistungsdefizit im Raum Stuttgart gehört der Versuch, dort zusätzliche Dienstleistungsbetriebe auf Kosten der anderen Regionen des Landes anzusiedeln. Die Stichworte heißen (Studie, Kap. 2.2.2 und 2.2.3)

- Zusammenführung und Privatisierung der Gebäudeversicherungsanstalten
- Zusammenführung der Energieversorgungsunternehmen
- Eröffnung einer weiteren Spielbank
- Neuordnung der Bundesdienste und Neustrukturierung der Direktionsstandorte bei
- Bundespost
- Bundesbahn
- Neuordnung der öffentlichen Banken im Südwesten
- Neuordnung des Rundfunkwesens.

4.5 Herausforderung „lean administration“ annehmen:

Führen ohne Zwang, Abbau von Hierarchie
Die anstehenden Aufgaben in der Wirtschafts-, Umweltschutz- und Kulturpolitik bedingen, daß den Regionen immer größere

Bedeutung zuwächst. Deren Problemlösungsfähigkeit im Schnittfeld von Landes- und Kommunalpolitik hängt entscheidend von den Konstruktionsprinzipien ab, die bei der Stärkung der Regionen Pate stehen (Studie, Kap. 4, S. 158 ff) und Kap. 7.1). Zwei Alternativen stehen zur Wahl:

1. Zwangsweise Einrichtung einer zentralen regionalen Verwaltungsinstanz (mit den Aufgaben Planifikation und Intervention) durch den Landesgesetzgeber, sei es in Form einer Erweiterung des Pflichtaufgabenkatalogs der Regionalverbände oder sei es in Form von „Regionalkreis“-Überlegungen

2. Die Förderung freiwilliger Formen der Zusammenarbeit starker Kommunen mit der Betonung auf Wettbewerb und Dynamik, wozu beispielsweise die Bedingungen für eine Zusammenarbeit in Form privat-rechtlicher Gesellschaften vereinfacht werden müßten.

Im übrigen: Privatisierung und Deregulierung wo immer möglich!

Eine Regionalpolitik, die ihren Gegenstand, nämlich die Region, wirklich ernst nimmt, kann natürlich keine Politik sein, die „von oben“ bestimmt und in Strukturen gegossen wird. Wenn es stimmt, daß Probleme am besten dort gelöst werden können, wo sie entstehen, dann kann eine erfolgreiche Regionalpolitik nur „von unten“ aufgebaut werden. Zwang ist hierbei stets ein schlechter Motivator und zerstört genau das, was es zu schaffen bzw. zu erhalten gilt: ein positives Klima nachbarschaftlicher Kooperation.

Ein Vorschlag gemäß Alternative 1 wäre auch nicht mit einer zeitgemäßen Organisationsphilosophie der öffentlichen Verwaltung unvereinbar. „Lean management“ ist nicht nur ein Thema der Großindustrie (und seltener von Mittelbetrieben) sondern vor allem auch der öffentlichen Hand, die nach Bürgernähe und effizienten Organisationsformen strebt. Der Abbau von Hierarchieebenen, die Verkürzung von Entscheidungsprozeduren und die Einbindung der Betroffenen werden dabei zu den Leitlinien des öffentlichen Manage-

ments, wie sie Bürger und Wirtschaft von einer durchgreifenden Verwaltungsreform erwarten. Dem widerspricht es, wenn durch Regionalkreisüberlegungen und eine Stärkung der Regionalverbände eine weitere Hierarchieebene eingezogen bzw. verfestigt werden soll. Eher müßte beispielsweise darüber nachgedacht werden, künftig auf eine der beiden Ebenen — Regionalverbände oder Regierungspräsidien — gänzlich zu verzichten.

„Regionalkonferenzen“ im Sinne der 2. Alternative sind das Instrument einer richtig verstandenen Regionalpolitik. Sie sind auch im Sinne einer dialogorientierten Wirtschaftspolitik. Probleme, die sich durch ein solches Verfahren auch auf Dauer als nicht lösbar erweisen, werden auch durch ein erweitertes Pflichtenheft der Regionalverbände nicht lösbar sein. Dies wäre nur ein Kurieren am Symptom. Wer diesen Weg dennoch gehen wollte, der müßte konsequenterweise für eine neue Gebietsreform eintreten.

Einige Fakten:

a) Seit Frühjahr 1990 tagt die „Regionalkonferenz“ der Städte und Kreise des Mittleren Neckar-Raumes. Sie ist das Ergebnis einer Einladung des Ministerpräsidenten an alle Beteiligten. Sie tagt seither in zahlreichen Ausschüssen unter maßgeblicher Beteiligung von Spitzenbeamten der Ministerien, die dadurch automatisch in die Beschlüsse eingebunden werden, was die Gefahr von Interessenkonflikten birgt.

b) Der Beteiligung an einer Regionalkonferenz Nordschwarzwald ist zwischenzeitlich durch die Landesregierung eine Absage erteilt worden.

c) Der Regionalkonferenz in Stuttgart steht das seit 1987 bestehende Konzept der „Regionalkonferenz“ der TechnologieRegion Karlsruhe gegenüber, die sich „von unten“ organisiert hat.

d) Trotz einiger Fortschritte im Rahmen der Regionalkonferenz in Stuttgart mehren sich

ungeduldige Stimmen, die ein Mehr an Zusammenarbeit durch äußeren Zwang einfordern. So fordert die Stuttgarter Verwaltungsspitze einen „Regionalkreis oder erweiterten Regionalverband“ sowie einen „Regionaltag“, der durch Volkswahl entsteht. Die Landräte stellen dem das Instrument der „Zweckverbände“ gegenüber und bevorzugen die Ebene der „Regionalkonferenz“. Die im Koalitionspapier beschlossene Verwaltungs- und Funktionalreform soll wiederum in die Ansiedlung zusätzlicher Pflichtaufgaben beim Stuttgarter Regionalverband münden.

e) Gleichzeitig fordert der Stuttgarter Gemeinderat von der Landesregierung die Anerkennung der „besonderen Funktion“ Stuttgarts sowie die „Stadt-Umland-Problematik“ im Finanzausgleich und Landeshaushalt „stärker zu berücksichtigen“. So treffen Umverteilungs- und Zwangsaspekte aufeinander.

f) Inzwischen hat ein Kabinettsausschuß der Landesregierung ein „Sofortprogramm zur Standortsicherung“ Baden-Württemberg vorgelegt. Die Beratungspunkte lauteten u. a.:

- Neuordnung im Versicherungs- und Dienstleistungsbereich
- Neuordnung Öffentlicher Dienstleistungsunternehmen
- Stärkung des Regionalverbandes Mittlerer Neckar.

5. Fazit

Sich bei der Bewältigung der Zukunftsfragen Baden-Württembergs in diesen Jahren zu bewähren, heißt in den kommenden Jahren vor allem drei Herausforderungen anzunehmen:

1. die Herausforderung der Zukunftsaufgabe „lean production“:
Nur auf einem gestärkten industriellen Fundament können Dienstleistungen wachsen!
2. die Herausforderung der Zukunftsaufgabe „lean administration“:
Die Dezentralisierung und Vereinfachung von Verwaltungsstrukturen ist voranzutreiben!

3. die Herausforderung der Zukunftsaufgabe „ausgeglichenes und nachhaltiges Wachstum“:

Die Wachstumsreserven in der Fläche des Landes sind durch eine rentabilitätsorientierte öffentliche (Infrastruktur-)Investitionspolitik konsequent zu nutzen!

Chronologie der Ereignisse seit Frühjahr 1992

24. 3. 1992:

Daimler-Benz-Vorstandsvorsitzender Edzard Reuter fordert in einer IHK-Veranstaltung in Stuttgart eine „Hauptstadtentscheidung“.

03. 4. 1992:

Lt. MP Teufel und OB Rommel spielt der Mittlere Neckar die „Schlüsselrolle für die Zukunft des Landes“. Dazu müsse er „ökonomisch und kulturell noch zulegen.“

29. 4. 1992:

Stuttgart und Nachbarstädte gründen „Marketing- und Tourismus-Gesellschaft mbH“

- Imagewerbung für Region
- Veranstaltungswesen
- Beitrag: 2 DM/Einwohner

07. 5. 1992:

OB Rommel fordert „Regionalkreis oder erweiterten Regionalverband“; „Regionaltag“ durch Volkswahl.

14. 5. 1992:

Landräte des Mittleren Neckar halten Zweckverbände für die bessere Lösung; auch „Regionalkonferenz“ ist vielversprechender Ansatz (LR Hartmann 12. 5.)

21. 5. 1992:

Koalition beschließt Verwaltungs- und Funktionalreform; Ziele:

- Stärkung der Zusammenarbeit in den Regionen

- Ausstattung des Stuttgarter Regionalverbandes mit zusätzlichen Pflichtaufgaben
- Verlagerung von Behörden

04. 6. 1992:

LG-Chef Zügel fordert Impulse der Landesregierung „für den Ausbau des Bankenplatzes Stuttgart“

10. 6. 1992:

WM Spöri für „dialogorientierte Wirtschaftspolitik“

11. 6. 1992:

Stuttgarter Gemeinderat fordert von Landesregierung die „besondere Funktion“ Stuttgarts sowie die „Stadt-Umland-Problematik“ im Finanzausgleich und Landeshaushalt „stärker zu berücksichtigen“.

23. 6. 1992:

IHK-Präs. Stihl fordert „Regionalversammlung“ und „Regionalpräsident“ per Direktwahl

22. 7. 1992:

Einsetzung eines Kabinettsausschusses (MP Teufel); soll bis November Ergebnisse vorlegen; u. a. zu

- „Stärkung des Versicherungsbereichs“
- „Neuordnung öffentlicher Dienstleistungsunternehmen“

22. 8. 1992:

WM Spöri kündigt November-Kabinettsbeschluss über Sofortprogramm zur Standort-sicherung an; u. a.

- „Neuordnung im Versicherungs- und Dienstleistungsbereich“
- vorauss. Ermächtigung des Regionalverbandes Mittlerer Neckar

24. 8. 1992:

IHK-Präs. Stihl fordert Stadtkreis; mit WM Spöri zur Zukunft des Landes: „Nur positive Dynamik, wenn eine Kernregion als attrakti-

ver Mittelpunkt die notwendige Impulse gibt.“

26. 8. 1992:

EVS-Chef Steuer: „Zeit für ein Zusammengehen ist reif.“

- geplante Fusion Badenwerk/EVS

Anmerkungen

¹⁾ Badische Neueste Nachrichten vom 22. 8. 1992.

²⁾ Stuttgarter Zeitung vom 10. 7. 1992.

³⁾ Stuttgarter Zeitung vom 3. 4. 1992.

⁴⁾ Stuttgarter Zeitung vom 11. 6. 1992.

⁵⁾ In einem Vortrag am 24. 3. 1992.

⁶⁾ Stuttgarter Zeitung vom 18. 7. 1992.

⁷⁾ Stuttgarter Zeitung vom 4. 6. 1992.

⁸⁾ Badische Neueste Nachrichten vom 26. 8. 1992.

⁹⁾ Statistisches Landesamt (1992), a. a. O., S. 51 ff.

¹⁰⁾ So am 22. 8. 1992 gegenüber dpa.

¹¹⁾ So am 24. 8. 1992.

¹²⁾ Vgl. FAZ vom 24. 2. 1992.

¹³⁾ Vgl. Standortbewertung der Wirtschaftswoche: Der optimale Standort, Düsseldorf 1989.

¹⁴⁾ Vgl. allg. B. Butzin: Zentrum und Peripherie im Wandel, Paderborn 1986.

¹⁵⁾ W. A. Boelcke. Geschichte Baden-Württembergs, Stuttgart 1987, S. 26 ff.

¹⁶⁾ H. Schäfer: Wirtschaftliche und soziale Probleme des Grenzlandes, in: Landeszentrale für politische Bildung (Hg.): Badische Geschichte, vom Großherzogentum bis zur Gegenwart, Stuttgart 1987, S. 168–183.

¹⁷⁾ Vgl. Statistisches Landesamt: Regionalstruktur Baden-Württemberg 1992 (Statistik von Baden-Württemberg, Bd. 448), Stuttgart 1992, S. 69.

¹⁸⁾ Vgl. H. W. Richardson: Optimality in City Size, Systems of Cities and Urban Policy, in: Urban Studies 1972.

¹⁹⁾ Vgl. D. L. Birch: The Job Generation Process, Cambridge 1979.

²⁰⁾ Vgl. Landtag von Baden-Württemberg 1990, Drucksache 10/3891.

²¹⁾ Vgl. u. a. Wirtschaftswoche 1989, a. a. O.

²²⁾ Vgl. U. van Suntum: Regionalpolitik in der Marktwirtschaft, Baden-Baden, S. 74 ff.

²³⁾ Vgl. Wirtschaftswoche, a. a. O., S. 119.

²⁴⁾ Vgl. Deutscher Industrie- und Handelstag: Gewerbeflächen und Auflagenpolitik der Gemeinden in der BRD, Bonn 1990.

²⁵⁾ RDM-Immobilienpreisspiegel; VDM-Immobilienpreisspiegel; Statistisches Landesamt; Regional-

struktur Baden-Württemberg, (Stat. v. Baden-Württemberg, Bd. 448), Stuttgart 1992, S. 154.

²⁶⁾ Bundesverband der Energieabnehmer (Hannover): Strompreisvergleich vom 1. 7. 1989, Wasservergleich vom 1. 11. 1988, Erdgasvergleich vom 1. 6. 1989.

²⁷⁾ J. Bröcker: Determination des regionalen Wachstums im sekundären und tertiären Sektor der Bundesrepublik Deutschland 1970—1982, München 1989, S. 94 ff.

²⁸⁾ Vgl. Wirtschaftswoche (1989), a. a. O., S. 188

²⁹⁾ Vgl. Statistisches Landesamt (1992), a. a. O., S. 51 f

³⁰⁾ Vgl. Ministerium für Wirtschaft, Mittelstand und Technologie: Handlungskonzept Dienstleistungen, Zusammenfassender Bericht, Stuttgart 1991, S. 1f

³¹⁾ Statistische Landesamt (1992), a. a. O., S. 51 f

³²⁾ Ebd., s. 91 ff.

³³⁾ Ebd., S. 52

Der Landesverein Badische Heimat trauert um seinen langjährigen Beirat

Karl Kurrus,

der am 6. Januar 1993 im Alter von 81 Jahren in Freiburg verstorben ist.

Die Badische Heimat schuldet ihm Dank

für seine Treue und Mitarbeit im Landesverein,

für sein literarisches Werk und seine Bemühungen um
die Mundart des Kaiserstuhles,

für seine volks- und heimatkundlichen Forschungen
und Schriften,

für seinen länderübergreifenden Einsatz für Völker-
freundschaft und Frieden,

für seine Menschlichkeit und Lauterkeit schlechthin.

Mit Karl Kurrus ist ein guter Freund nach einem erfüllten und reichen
Leben von uns gegangen. Wir werden ihn nicht vergessen.

Ludwig Vögely
Landesvorsitzender

Schwetzingen Perspektiven

Chancen für die Zukunft

MdL Gerhard Stratthaus, Bürgermeister

Das Maß für die Entwicklung einer Stadt ist nicht so eindeutig zu definieren wie z. B. das Wachstum eines Wirtschaftsunternehmens. Entwicklung findet auf vielen Feldern statt, sie kann die Zunahme der Einwohnerzahl, der bebauten Fläche, der Arbeitsplätze bedeuten, sie kann aber genauso die Verbesserung der ökonomischen und ökologischen Randbedingungen oder die Ausstattung mit öffentlichen und privaten Einrichtungen zum Gegenstand haben. Schließlich kann die Steigerung der Lebensqualität — an sich schon ein schillernder Begriff — ein Maßstab für die gute oder schlechte Entwicklung einer Stadt sein. Prognosen über die Zukunft und die Beurteilung des Grades ihrer Verwirklichung sind auch deswegen schwierig, weil nicht nur quantitative Ziele ins Auge gefaßt werden dürfen. Im Zuge einer halben Generation ändern sich die Wertmaßstäbe, was dazu führt, daß Ziele ganz unterschiedlich beurteilt werden. So war in den 60er Jahren die autogerechte Stadt das urbane Leitbild, das man schon 15 Jahre später verdammte und die Innenstadt zu einer reinen Fußgängerzone machen wollte.

Wie lange soll der Planungshorizont dauern? Wird eine Prognose für eine zu kurze Zeit abgegeben, dann ist sie nur banal, weil sie lediglich die Fortschreibung von bereits Begonnenem oder zumindest Beschlossenem beinhaltet. Ist der Zeitraum jedoch zu lange, wird sie wertlos, weil sie einmal zu spekulativ ist, auf der anderen Seite nicht überprüfbar, weil die handelnden Personen zum Eintrittszeitpunkt der Prognose politisch gewechselt haben.

Wo steht Schwetzingen heute? — Versuch einer Analyse

Wo steht Schwetzingen heute, wie versteht es sich selbst und wie wird es von den Nachbargemeinden gesehen?

Schwetzingen ist zweifellos durch seine Geschichte und seine Lage ein gewachsenes Mittelzentrum. Für den Mittelbereich Schwetzingen, der mit dem Raum Hockenheim und den unmittelbaren Nachbargemeinden von Schwetzingen mehr als 100 000 Menschen zählt, ist es noch heute die Ämterstadt, die es bereits im 19. Jahrhundert war. Im 18. Jahrhundert war Schwetzingen als Sommerresidenz der Kurfürsten von der Pfalz für einige Monate im Jahr sogar ein europäisches Kulturzentrum. Der Schloßgarten, das Theater und im weiteren Sinne auch die Festspiele zeugen von dieser Zeit. Auch den Spargel, der Schwetzingen und seinen Namen weithin bekanntgemacht hat, verdankt die Stadt den Wittelsbacher Kurfürsten.

Schwetzingen liegt im Rheingraben zwischen den Großstädten Heidelberg, Mannheim und Ludwigshafen. Dieser Wirtschaftsraum, der zweitgrößte in Baden-Württemberg, hatte in den vergangenen 40 Jahren nicht die gleiche Dynamik wie z. B. die Großräume Frankfurt oder Stuttgart. Es ist aber durchaus vorstellbar, daß die Kurpfalz sich in den kommenden Jahrzehnten auf wirtschaftlichem Gebiet besonders positiv entwickeln kann. Einmal, weil die bedeutenden Wirtschaftsräume wegen ihrer außergewöhnlich großen Verdichtung bereits „überlaufen“ sind. Zum anderen,

weil die Kurpfalz aus der Sicht Gesamtdeutschlands zwar in einer Randlage, aus europäischer Sicht jedoch sehr zentral liegt und zumal der Rheingraben wohl eine der wichtigsten Entwicklungs- und Verkehrsachsen im wirtschaftlich vereinten Europa werden wird.

Dieser großräumigen Lagegunst steht im Falle Schwetzingen jedoch die Tatsache gegenüber, daß kaum noch Raum für eine weitere Entwicklung im Sinne der Flächenausdehnung besteht.

Die Enge des Raumes um Schwetzingen führt dazu, daß die Verflechtung der Gemeinden, die bereits in den letzten 15 Jahren immer kooperativer geworden ist, noch weiter fortschreiten wird. Die Zusammenarbeit zwischen den Gemeinden muß noch enger werden, da die Wirkungen von gemeindlichen Entscheidungen über Grenzen der eigenen Planungshoheiten hinausgehen und andere Gemeinden tangieren. Umweltschutz, Wirtschaftsförderung, das Suchen von Standorten für Großeinrichtungen und vor allen Dingen der öffentliche Personennahverkehr sind Aufgaben, die von einer einzelnen Gemeinde nicht geleistet werden können. Aus diesen Gründen wird z. Zt. vor allem für den Raum Stuttgart eine Regionalreform diskutiert, die sicher ihre Auswirkungen auf den anderen baden-württembergischen Verdichtungsraum, die Kurpfalz, haben wird.

Was erwarten die Bürger von ihrer Stadt?

Was erwarten die Bürger eigentlich von einer Stadt, wie könnte ein äußerst weitgefaßtes kommunalpolitisches Ziel umschrieben werden?

Ich glaube, die Erwartungen liegen im Spannungsverhältnis von Beharren und Wandel, die Stadt soll Geborgenheit ebenso bieten wie Entfaltungsmöglichkeiten.

Die Bürger wollen in ihrer Stadt auf der einen Seite eine beschützende, sie bewahrende Heimat finden, gleichzeitig soll die Stadt der Ort

sein, in der ein interessantes, erfolgreiches, abwechslungsreiches und erfülltes Leben geführt werden kann.

Zu dem konservativen Ziel der Geborgenheit gehört die Identifikation mit der Stadt, das Schaffen eines Zusammengehörigkeitsgefühles, das in Schwetzingen noch durchaus vorhanden ist.

Für das Zusammengehörigkeitsgefühl der Bürger ist die Selbstverwaltung und die Teilhabe der Bürger am Stadtgeschehen von großer Bedeutung. Die baden-württembergische Gemeindeordnung und das Kommunalgesetz konzentrieren sich stark auf Personen. Der Bürger kann sowohl die Gemeinderäte wie den Bürgermeister direkt wählen. Diese Personifizierung, die der Filter der Parteien zumindest teilweise umgeht, schafft klar zuordenbare Verantwortlichkeiten auf Personen und macht damit das Stadtgeschehen übersichtlicher und für den Bürger deswegen interessanter.

Voraussetzung für ein aktives städtisches Leben ist eine vielfältige Gliederung der urbanen Gesellschaft. Es dürfen nicht die Stadtverwaltung auf der einen Seite und alle Bürger auf der anderen Seite stehen. Viele Personengemeinschaften in Kirchen, Verbänden und Vereinen bilden ein Beziehungsgeflecht von einzelnen Personen untereinander, die dann wieder zu anderen Gruppen und Personen in Kontakt treten. Ich glaube, es ist deswegen Aufgabe jeder Stadt, ein möglichst lebhaftes Vereins- und Verbandsleben zu unterstützen. Die Förderung der Ehrenamtlichkeit muß ein Ziel der Kommunalpolitik sein, wenngleich es z. Zt. immer schwieriger wird, ehrenamtliche Mitarbeit zu aktivieren. Menschen, die ehrenamtlich tätig sind, haben ein positives Verhältnis zu ihrer Stadt.

Dazu könnte in den nächsten Jahren die Aufarbeitung der städtischen Geschichte gehören, die ja immer ein Zusammengehörigkeitsgefühl verleiht. Im Haus Bassermann wird das Haus der Schwetzingen Sammlungen eingerichtet und es ist zu hoffen, daß dabei in

vielelei Hinsicht, beim Zusammentragen von Exponaten und Ideen, beim Aufbauen und beim Bewachen der Ausstellungen auf die Mithilfe vieler engagierter Schwetzingener Bürger zurückgegriffen werden kann.

Um ein vielseitiges und erfülltes Leben führen zu können, erwartet der Bürger von seiner Stadt, daß sie Arbeitsplätze ebenso wie Einkaufsmöglichkeiten bietet, daß viele Dienstleistungen angeboten werden, Kunst und Kultur sich auf einem hohen Niveau befinden, kurz sie verlangen, daß in der Stadt Bewegung ist. Die Bürger wollen die Stadt trotz allem Geborgenheitswunsches weltoffen, sie stehen dem Ausländischen neugierig und interessiert gegenüber, wie sich an der großen Zahl der Lokale mit fremdländischer Küche sehen läßt. Auch die Schwetzingener Partnerschaften mit Lunéville in Frankreich und Papá in Ungarn können als Beitrag zu dieser Weltoffenheit gesehen werden.

Wohnen kann in Schwetzingen noch attraktiver werden!

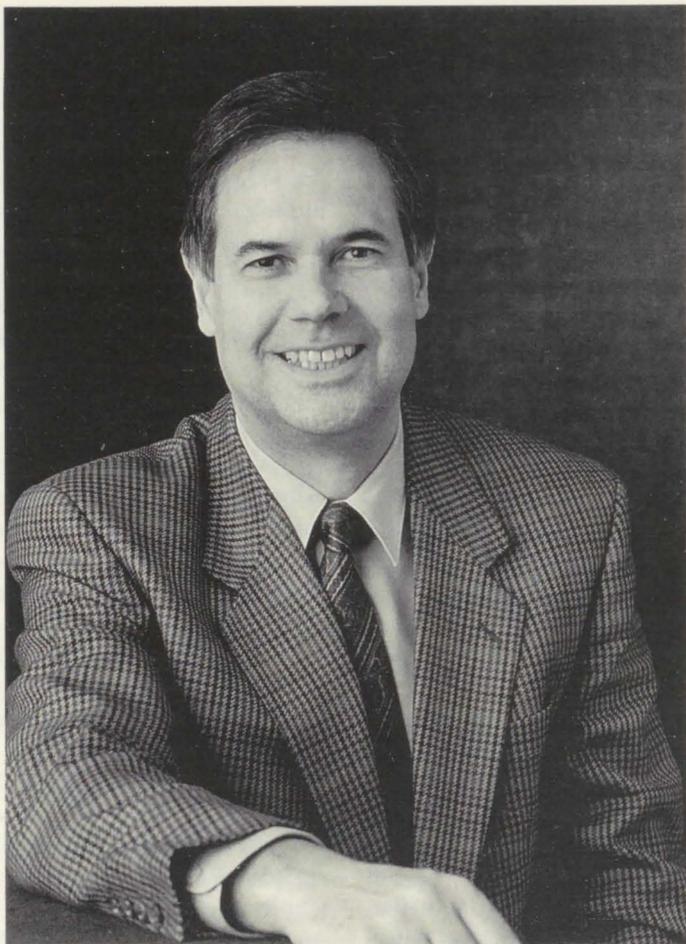
In Schwetzingen wohnen z. Zt. ungefähr 21 000 Menschen und es ist davon auszugehen, daß es im Jahre 1998 ungefähr 24 000 sein werden. Wohnungsbau wird dann allerdings, wenn das Baugebiet Schälzig weitgehend bebaut ist, nur noch durch Auffüllen von Baulücken möglich sein. Sanierung ist sicher im alten Teil von Schwetzingen in vielen Fällen angebracht, wobei jedoch vor übermäßiger Verdichtung gewarnt werden muß. Eine Flächensanierung ist nirgendwo mehr möglich, eher wohl eine Objektsanierung. Mit Freude kann in den letzten Jahren die Stadtverwaltung feststellen, daß die Bürger selbst an einer Sanierung ihrer historischen Gebäude interessiert sind, weil sie den besonderen emotionalen, aber durchaus ökonomischen Wert dieser stattlichen Gebäude einsehen.

Das Wohnen in Schwetzingen wird wesentlich attraktiver werden, wenn der Durch-

gangsverkehr aus der Innenstadt entfernt wird. Schwetzingen kann dann eine ganz besonders anziehende Stadt sein, weil sie doch viele Möglichkeiten des Wohnens, des Einkaufens, des Arbeitens und Bummelns, des Theaterbesuchs, des Schloßgartenbesuchs in Fußgängerdistanz ermöglicht. Gerade ältere Menschen können hier wohnen und brauchen im Grunde genommen kein Auto mehr, weil sie alles zu Fuß erhalten können. Für junge Menschen ist die Mobilität oft ein Selbstzweck. Ich wage die Behauptung, daß der Verkehr an seinem eigenen Wachstum ersticken wird und deswegen die fußläufige Stadt durchaus eine Alternative sein kann.

Schwetzingen war in den letzten 30 Jahren eine Stadt, die in ihrer Wachstumsdynamik hinter den Umlandgemeinden zurückgeblieben ist. Die Einwohnerzahl ist weit weniger gewachsen, was unter anderem zur Folge hatte, daß die Stadt einen wesentlich höheren Altersdurchschnitt, oder anders ausgedrückt wesentlich weniger junge Leute hatte, als die anderen Städte unseres Landes. Dazu kommt, daß durch die Dichte der Bebauung und durch den Hochhausbau in der Nordstadt in Schwetzingen eindeutig weniger Menschen in eigenem Wohnraum wohnen als im Durchschnitt des Rhein-Neckar-Kreises. Erfahrungsgemäß engagieren sich Menschen, die ein Haus gebaut oder Wohnungseigentum erworben haben, stärker in ihrer Stadt, weil sie ja durch den Kauf zum Ausdruck brachten, daß sie sich hier auf Dauer niederlassen wollen.

Ich vermute, daß die Bebauung des Stadtteils Schälzig wichtige Veränderungen bringen wird. Der Schälzig wird, wie heute bereits abzuschätzen ist, im Endausbau ungefähr 3500 Menschen beherbergen. Dies sind zu einen großen Teil junge, kritische, selbstbewußte, gut ausgebildete Menschen mit mittlerem bis höherem Einkommen. Sie bringen Schwung in die Stadt, machen durch ihre kritischere Einstellung natürlich die Kommunalpolitik nicht leichter, sie werden aber das



Bürgermeister Gerhard Stratthaus, MdL

Foto: Thome, Schwetzingen

öffentliche, das kulturelle, das politische und hoffentlich das Vereinsleben befruchten.

Wirtschaft und Arbeitsplätze — was ist noch möglich?

Nach dem zweiten Weltkrieg hat Schwetzingen eine große Zahl von Industriearbeitsplätzen verloren. Durch die Strukturveränderungen und vor allen Dingen durch die starke Bodeninanspruchnahme durch Bebauung und Verkehrseinrichtungen ging auch die

Landwirtschaft immer stärker zurück. Dennoch hat Schwetzingen heute ungefähr 8000 Arbeitsplätze, die gerade verstärkt in den vergangenen Jahren und zwar im privaten und öffentlichen Dienstleistungsgewerbe entstanden sind. Insbesondere Hotels und Gaststätten, das Gesundheitswesen aber auch Freiberufler und andere Dienstleistungsberufe sind in Schwetzingen außergewöhnlich stark vertreten.

Auch in Zukunft werden Arbeitsplätze geschaffen werden müssen, und die Stadt sollte

mit ihren Möglichkeiten dazu beitragen, wengleich ganz nüchtern gesehen werden muß, daß für die Ansiedlung großer Produktionsbetriebe einfach kein Raum vorhanden ist. Die Stadt muß sich deswegen auf einen weiteren Ausbau des Dienstleistungsgewerbes konzentrieren. Dies ist leichter möglich als die Ansiedlung von Produktionsbetrieben, weil Dienstleistungsbetriebe oft innerhalb allgemeiner Wohngebiete angesiedelt werden können.

Südlich des Stadtteiles Hirschacker entsteht z. Zt. ein kleines Gewerbegebiet, in dem die Stadt Eigentümer von mehr als der Hälfte des Grund und Bodens ist. Dort werden bevorzugt Schwetzingener Handwerksbetriebe anzusiedeln sein, vor allem auch diejenigen, die aus städtebaulichen oder aus betriebswirtschaftlichen Gründen aus den Wohngebieten der Innenstadt ausgesiedelt werden müssen. Der Einzelhandel hat in Schwetzingen durchaus noch Entwicklungschancen, unter anderem auch deswegen, weil der Verkehr nach und in den Großstädten Ausmaße annehmen wird, die diese Städte und ihre Kerne für den Individualverkehr beinahe unerreichbar machen werden. Schwetzingen hat zwar auch Verkehrsprobleme, aber durch die Größe der Stadt ist es dennoch leichter als in Mannheim oder Heidelberg, den Weg zum geparkten Auto und dem Einkaufsort zu verkürzen. Bei aller Euphorie für den öffentlichen Personennahverkehr, wird in Zukunft das Auto das Hauptverkehrsmittel für den einkaufenden Menschen sein.

Ich bin darüber hinaus der Ansicht, daß für Schwetzingen ein Kaufhaus wünschenswert wäre, das sicher einzelnen Einzelhandelsgeschäften Wettbewerb machen würde, insgesamt aber einen größeren Anteil der eigenen Kaufkraft binden und die Kaufkraft von Nachbarorten an sich ziehen würde.

Einen Sonderfall stellt das stillgelegte Bundesbahnausbesserungswerk mit 28 ha am östlichen Rande der Stadt Schwetzingen dar. Dieses Gelände kann erst nach dem Bau der B

535 verplant werden, weil es im Augenblick in keiner Weise an das Straßennetz angeschlossen ist. Die Stadt sollte unbedingt versuchen, Eigentümer dieses Geländes zu werden, und nach Möglichkeit dies auch langfristig zu bleiben. Diese 28 ha Gelände, sehr nahe bei der Innenstadt, sind eine einmalige Chance für Schwetzingen, für dessen Entwicklung ein bundesweit und wissenschaftlich begleitetes Modell gesucht werden muß. Ich stelle mir vor, daß hochwertige Arbeitsplätze durchmischte von modernen Wohnformen und Freizeiteinrichtungen dort ihren Platz finden sollen.

Hinter den Kasernen im Nordosten von Schwetzingen liegt auf der städtischen Gemarkung ein mehr als 100 ha großes und landwirtschaftlich genutztes Gelände. Die Stadt ist Eigentümer fast des gesamten Grund und Bodens und es wäre deswegen langfristig durchaus eine Sonderentwicklung auf diesem Gebiete denkbar.

Umwelt, Energie, Verkehr

Die stärkste Belastung der Umwelt ist ohne Frage die starke Überbauung und Inanspruchnahme des Grund und Bodens in unserer Region. Dennoch muß festgestellt werden, daß Städte mit ihrer dichten Bebauung die umweltschonendste Art des Wohnens bieten, viel erträglicher für die Ökologie als weit verstreute Einzelsiedlungen.

Auf dem Gebiet der Energiepolitik hat die Stadt in den vergangenen Jahren gute Leistungen zu verzeichnen. Fast alle Häuser werden mit Gas, Fernwärme oder mit Elektrizität beheizt. Zur Reinigung des Abwassers werden in den nächsten Jahren weiterhin große Investitionen notwendig sein, wengleich diese wohl erst nach der Jahrtausendwende kommen, weil im Augenblick die Bundespolitik die Investitionsmittel für die Abwasserreinigung in die neuen Bundesländer leiten will, wo mit dem gleichen Aufwand ein höherer Reinigungseffekt erzielt werden kann. Not-

wendig in Schwetzingen sind aber teure Regenüberlauf- und Regenrückhaltebecken. Die Biotopvernetzung auf den Schwetzinger Wiesen und der Versuch, den Naturschutzcharakter dieses Gebietes wieder herzustellen, wird in den nächsten Jahren eine Aufgabe der kommunalen Umweltpolitik sein.

Ein Problem ist und bleibt der Individualverkehr in Schwetzingen. Fast 100 000 Autos fließen täglich aus allen Richtungen und in alle Richtungen durch unsere Stadt. Im Jahre 1993 wird noch mit dem Bau der Südtangente begonnen, die die Innenstadt ganz beträchtlich entlasten wird, obwohl sie für andere Teile der Stadt eher noch weitere Erschwernisse bringen kann. Die B 535, die Straße die den größten Entlastungseffekt für die Innenstadt und die der Innenstadt angegliederten Gebiete von Schwetzingen hat, wird hoffentlich noch in diesem Jahrtausend befahrbar sein. Leider müssen wir wegen des komplizierten Rechtsverfahrens, der Planungszeit und vor allem auch der Bauzeit und der Finanzierung mit einer so langen Phase rechnen. Erst nach dem Bau der Südtangente und der B 535 kann ernsthaft mit dem Rückbau der Schwetzinger Innenstadtsstraßen und mit der Verkehrsverbesserung in der Innenstadt begonnen werden. Der öffentliche Personennahverkehr ist zwischen Schwetzingen und Mannheim wesentlich besser ausgebaut als dies in der öffentlichen Diskussion gemeinhin dargestellt wird.

Ohne Frage ist der Verkehr nach Heidelberg verbesserungswürdig. Ich bezweifle jedoch, daß in den nächsten 10 Jahren tatsächlich entscheidende Änderungen auf diesem Gebiet kommen werden.

Schulen, Bildung, Kunst

Zur Zeit werden einige Schwetzinger Schulen erweitert und ausgebaut, die Folge des starken Bevölkerungswachstums und der Zunahme der Kinderzahl in den letzten Jahren. Ich glaube, daß Grund- und Hauptschulen, wenn

keine grundsätzlichen Veränderungen der Schulpolitik und der Schulstruktur durchgesetzt werden, für 24 000 Einwohner ausreichen. Das gleiche gilt für die Gymnasien und die Realschule.

Wenn auch bedingt durch knappere Finanzmittel z. Zt. die außerschulische Bildung etwas in die Diskussion geraten ist, wird es in Zukunft ein Ziel der städtischen Kulturpolitik sein, die musische Bildung der Kinder zu fördern. Die Musikschule wird dabei nach wie vor eine große Priorität haben. Eine an sich wünschenswerte Jugendkunstschule wird aus finanzpolitischen Gründen in den nächsten Jahren wohl nicht möglich sein. Die Volkshochschule, die insbesondere das lebenslange Lernen für Erwachsene ermöglichen soll und die Möglichkeiten einer sinnvollen Freizeitgestaltung aufzeigt, wird trotz knapper werdender Finanzmittel weitergeführt werden.

In Schwetzingen besteht ein gutes Angebot sehr anspruchsvoller Kunst. Genannt sollen hier die Mozartgesellschaft und ihre Konzerte, unsere Kunstvereine und vor allen Dingen die Schwetzinger Festspiele werden. Die Festspiele, die aufgrund der veränderten Medienlandschaft in Baden-Württemberg und in Deutschland z. Zt. aus finanziellen Gründen akut gefährdet sind, müssen unbedingt weitergeführt werden, weil sie nicht nur für Schwetzingen, sondern für ganz Nordbaden ein wichtiges und unverzichtbares kulturelles Ereignis darstellen.

Wichtig erscheint mir, daß die kleineren Formen der Kunst, die nicht nur in Schwetzingen stattfinden, sondern durch die Schwetzinger durchgeführt werden, sich weiter entwickeln. Es sollte in den nächsten Jahren der Versuch gemacht werden, verschiedene Formen der Kleinkunst in Schwetzingen weiter zu verankern. Sie führen zu weit weniger Geldausgaben als Oper, Schauspiel oder große Konzerte im Rokokotheater. Ich denke vor allem an Autorenlesungen, an Kabarettveranstaltungen und an Laientheater. Solche

Veranstaltungen müßten aus der Schwetzingener Bevölkerung kommen und von dieser getragen werden. Notwendig dafür ist ganz unbestritten eine Stadthalle, da für viele Veranstaltungen, gerade für die besonders populären, in Schwetzingen kein geeigneter Raum vorhanden ist und die Säle im Schloß und das Rokokotheater bei aller Attraktivität für viele Veranstaltungsformen vollkommen ungeeignet sind.

Sport und Freizeit

Schwetzingen hat eine recht gute Ausstattung mit sportlichen Einrichtungen. Neue große Anlagen werden deswegen nicht mehr nötig, aber nicht mehr möglich sein, weil die notwendigen Flächen fehlen. Wünschenswert wäre ein attraktives Tenniszentrum an einem neuen Standort. Auch die Sportanlagen im Bereich der Sternallee könnten aufgewertet werden, z. B. durch ein großes von mehreren Vereinen gemeinsam genutztes Clubhaus, das die Geselligkeit in und zwischen den Vereinen fördert.

Die Alten und die Jungen brauchen Betreuung

Immer mehr Menschen werden älter und sie bleiben auch nach ihrem Berufsleben aktiv. Es gibt viele gute Gründe, dafür zu sorgen, daß diese Menschen solange wie möglich für sich selbst verantwortlich sein können. Da aber die Großfamilie, in der mehrere Generationen zusammenleben und füreinander arbeiten, heute die große Ausnahme ist, muß sich die Gemeinschaft dieser Frage annehmen.

Wir brauchen die Voraussetzungen, die ältere Menschen in die Lage versetzen, solange wie möglich ein selbstbestimmtes, unabhängiges und menschenwürdiges Leben führen zu können. Dies bedeutet, daß abgestufte Grade der Betreuung für ältere Menschen geboten werden. So sind die ambulanten Dienste der

Sozialstationen weiter auszubauen, es werden Altenwohnungen entstehen müssen, die verschiedene Möglichkeiten der Inanspruchnahme von Pflegediensten bieten.

Trotz allem wird auch in der Zukunft das vollbetreute Pflegeheim notwendig sein und es ist sicher eine Aufgabe der Kommunalpolitik, zusammen mit einem freien Träger oder einem privaten Investor in den nächsten Jahren ein neues Pflegeheim zu bauen, das ungefähr 100 Plätze enthalten sollte. Dies auch deswegen, weil das Hebelheim große bauliche Mängel aufweist. In dem neuen Pflegeheim oder bei einer anderen Einrichtung sollte die Möglichkeit der Kurzzeitpflege für ältere Menschen oder Behinderte zur Entlastung der pflegenden Familienangehörigen entstehen.

Gerade bei der Aufgabe der Altenbetreuung wird es notwendig sein, Ehrenamtlichkeit zu aktivieren. Insbesondere die kulturelle Betreuung der älteren Menschen, aber auch das Spazierenfahren und das schlichte „Gesellschaft leisten“ kann von sogenannten „jungen Alten“ bestens bewältigt werden.

Auf sozialem Gebiet werden die Kindergärten die Kommunalpolitiker weiterhin beschäftigen. Die Stadt Schwetzingen baut z. Zt. in Zusammenarbeit mit den Kirchen mehrere Kindergärten und es sieht so aus, als ob für die absehbare Zeit der Bedarf gedeckt werden könnte. Bei weiterer starker Zuwanderung oder bei einer Zunahme der relativen Kinderzahl könnte es notwendig werden, einen weiteren kleinen Kindergarten zu bauen, der dann wegen der optimalen Verteilung über das Stadtgebiet in der Nähe des Baugebietes „Kleines Feld“ liegen sollte.

Aus vielen Gründen werden in Zukunft die Frauen in noch höherem Maße berufstätig sein als bisher. Wir werden die Möglichkeit schaffen müssen, Berufstätigkeit und Kindererziehung optimal miteinander zu verbinden. Neben dem klassischen Kindergarten wird wohl für eine kleinere Gruppe von Müttern und Kindern eine Krabbeleinrichtung not-

wendig sein, und der bereits bestehende Hort an der Schule wird bei Bedarf ausgebaut werden müssen.

Die psychosozialen Dienste werden in Zukunft wahrscheinlich immer bedeutender, da die Suchtgefährdung offensichtlich kein — wie früher angenommen — Armut-, sondern eher ein Wohlstandsproblem ist. Zunehmender Alkohol- und Drogenmißbrauch haben ihre Gründe tief in der Entwicklung unserer Gesellschaft und können von Schwetzungen allein aus nicht gelöst werden. Die Stadt soll und wird aber die genannten Dienste in Zukunft stärker fördern müssen, sowohl im Sinne eines gesellschaftlichen Reparaturbetriebes, aber in der Hoffnung, durch eine ortsnahe, leicht erreichbare Beratung vorbeugend wirken zu können.

Wer soll das bezahlen?

Alle aufgezählten wünschenswerten Vorhaben kosten Geld. Im Augenblick ist die Finanzlage unserer Stadt relativ gut und da Schwetzingen bei den meisten öffentlichen Einrichtungen bereits Kapazitäten erreicht hat, die wohl für 24 000 Einwohner reichen, kann einigermaßen beruhigt in die Zukunft gesehen werden. Aber die Probleme der öffentlichen Finanzen, wie sie in der gesamten Bundesrepublik bestehen, werden natürlich an Schwetzingen nicht spurlos vorübergehen. Bis zur Jahrtausendwende werden die öffentlichen Finanzen durch die Bewältigung der Kosten der Wiedervereinigung äußerst belastet sein, nicht nur im Bund sondern auch in den Ländern und den Gemeinden. Anschließend wird aus finanzpolitischer Sicht ein noch viel größeres Problem auf uns zukommen: Die ungeheueren Belastungen, die durch die ungünstigen Altersstrukturen ins-

besondere auf dem Gebiet der Gesundheitspflege, der Heime und der Sozialpolitik entstehen, sind im Augenblick überhaupt noch nicht abzusehen. Es ist einfach unvorstellbar, daß — wie sich das bereits abzeichnet — auf jeden, der sich im Berufsleben befindet, ein Rentner oder Pensionär kommt. Wahrscheinlich werden die Ausbildungszeiten in Zukunft kürzer und die Lebensarbeitszeiten länger werden müssen. Dies ist sicher keine spezifische Frage der Schwetzingener Kommunalpolitik, sie sollte aber bei allen langfristigen Verpflichtungen bedacht werden.

Zurück zu Schwetzingen. Innerhalb dieses Gesamtrahmens werden wir weiterhin versuchen, eine solide Finanzpolitik zu betreiben, die nur das realisiert, was wir uns leisten können. Eine gewisse Betonung bei den Einnahmen werden wir in Zukunft auf die Gebühren legen. Alle öffentlichen Leistungen, die über eine notwendige Grundausstattung, die vor allem der Chancengleichheit aller Bürger dienen soll, hinausgehen, müssen an die Kosten angepaßt werden. Dazu zähle ich einzelne Bereiche der öffentlichen Bildung, der Erwachsenenbildung auch defizitäre Einrichtungen wie z. B. das Bellamar-Erlebnis-Schwimmbad.

Die gemeindlichen Steuern sind in Schwetzingen fast konkurrenzlos niedrig. In Zukunft werden wir wohl nicht an einer maßvollen Erhöhung vorbeikommen, vor allem aber an einer notwendigen Verbreiterung der Steuerbasis. Eines möchte ich den Schwetzingener Bürgern versprechen: Solange ich Bürgermeister bin, werden wir keine Verschuldung in einem so hohen Maße hinnehmen, daß die Zukunft ungebührlich belastet werden würde und damit die Manövrierfähigkeit der Großen Kreisstadt eingeschränkt würde.

Auf dem Weg zur Großen Kreisstadt

Aus Geschichte und Kultur Schwetzingens

Karl Wörn, Schwetzingen

Goethe läßt Mephistopheles im Drama Faust II in der kaiserlichen Pfalz einige bemerkenswerte Sachverhalte aus archäologischer Sicht sagen. Sie trafen ganz auf die Grabungssituation im Neubaugebiet Schälzig zu: „Ihr alle fühlt geheimes Wirken der ewig waltenden Natur und aus den untersten Bezirken schmiegt sich herauf lebend'ge Spur . . . nur gleich entschlossen grabt und hackt . . . der Bauer, der die Furche pflügt, hebt einen Goldtopf mit der Scholle . . .!“

Seit Jahr und Tag hatte der Beauftragte des Landesdenkmalamtes — Außenstelle Karlsruhe, Archäologische Denkmalpflege — Karl Fichtner, — an der Zähringer Straße, — auf der Höhe der Moschee, einen leichten Erdwall als Besonderheit im dortigen Gelände beobachtet. Als nach der Umlegung im Jahr 1989 die ersten Bagger Furchen kratzten, war er zugegen und wurde fündig. Prof. Clemens Eibner und das Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Heidelberg wurden verständigt. Nach eingehender Untersuchung vor Ort konnte das „Mädchengrab“ der Epoche des Neolithikums, der Bandkeramiker, zugeordnet werden. Die steinzeitlichen Grabbeigaben, vor allem der mit „Band“ verzierten Töpfereien, ließen die Bestimmung zu. 1989/90 legte das Landesdenkmalamt unter Leitung von Dr. Rolf Heiner Behrens, Karlsruhe, im Schälzig eine Nekropole mit über 220 Gräbern frei. Eine Menge Steinwerkzeuge, Schmuck aus Muscheln, steinerne Ritualbeile, aber auch Pfeilspitzen u. d. gl. mehr kamen zu Tage. Nach Größe, Umfang und Inhalten kommt dem Schwetzingener Fund europäische Bedeutung zu.

Die Umlegung einer kleineren Parzelle für Bauplätze entlang des Friedhofs zur Friedrichsfelder Straße hin gab wiederum bandkeramische Artefakten, allerdings als Scherben, frei; es ist zu vermuten, daß hier eine steinzeitliche Siedlung vorhanden war. Wieder hatte Beauftragter Fichtner aufgepaßt! Sein Bruder Walter tat beim Pflügen seines Ackers ostwärts des Wingertsbuckels desgleichen: Er schaffte eine steinzeitliche Pflugschar an die Oberfläche. Vor 1925 fand man am damaligen Nordostausgang vom Ketsch, also in etwa 2—3 km Distanz zum Schälzig, ein schon geschliffenes Steinbeil mit sauberer Durchlochung aus gleicher Zeit.

Das Neolithikum (Neusteinzeit) war die Phase der Selbsthaftwerdung des Menschen (5000—6000 v. Chr.). Er war Jäger und Bauer und wohnte in Langhäusern (ca. 40 auf 10 m) zusammen mit dem Vieh unter einem Dach. Haustiere waren Rind, Schaf, Ziege, Schwein und Hund. Der Bauer züchtete bereits Getreide aus Gräsern. Den enormen Holzbedarf für die Rechteckhäuser und das Feuer deckte man aus gut gewachsenen Eichen, Hölzern der Auwälder des Kinzig-Murg-Flusses, des wandernden Rheins und Neckars mit den jeweiligen Seitenarmen und Bächen. Später hatten Linden waldbildende Funktion, wie überhaupt Laubgehölze als Futtermittel eine bedeutende Rolle spielten. — Die Siedlungsgeschichte der Gemarkung geht also ca. 7000 Jahre zurück. Beim Umbau des Marstallflügels (Friedrichstraße—Stadtmitte) im Jahre 1949 kam ein keltisches Frauengrab aus ehemaligen Flußsanden zum Vorschein. Die wunderschönen bronzenen Beigaben, zwei Armreife und ein Halsreif, befin-

den sich im Reiß-Museum Mannheim. Keltische Fundstücke sind recht selten im hiesigen Bereich. Sie dokumentieren die Besiedlung im 4. und 3. Jahrhundert vor Christus.

Zweihundert Jahre später, bis ein Jahrhundert nach Christus, wanderte der germanische Volksstamm der Neckarsueben hier ein. Er wurde sesshaft in der Rheinebene und am Neckar, von der Mündung flußaufwärts. Teils wurden die Sueben von den Römern angesiedelt; denn diese nahmen das rechtsrheinische Flußufer ab 50 n. Chr. in Besitz und verwalteten das sogenannte Dekumatland (*agri decumates*), das Land zwischen Rhein, Neckar und entlang der Donau. Ausgrabungen der Villa Rustica im SO vom nahen Oftersheim belegen dies. Überreste eines neckarsuebischen Brandgräberfeldes wurden bereits im 18. Jahrhundert (1777) im nordostwärtigen Teil des Schloßgartens entdeckt. Auf Weisung Carl Theodors wurde die Fundstelle mit dem Obelisk an der Römischen Wasserleitung gezeichnet und geschmückt. Die räumliche Verbindung von römischem Aquädukt und neckarsuebischer Gedächtnisstätte spiegelt das Jahrhunderte dauernde Zusammenleben der Völker und Volksstämme wider.

Im Jahre 1987 legte das Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Heidelberg zwischen Maschinenweg und Lindenstraße weitere neckarsuebische Siedlungsreste frei. Dabei wurden Gebäudegruben, ein Brunnen-schacht und Relikte eines einfachen, eingetieften Wohnhauses mit Holzbohlenbelag und Eckpfosten gefunden. Eine Feuerstelle, mit Steinen markiert, war von außen zugänglich.

Gerade rechtzeitig zur 1200-Jahrfeier Schwetzingens, im Jahre 1966, bescherte der Boden die Chance, weitere archäologische Funde sicherzustellen. Vom Reiß-Museum Mannheim wurde Prof. Dr. Erich Gropengießer gerufen, der zusammen mit Lehrern und Schülern der Karl-Friedrich-Schimper-Realschule (Hans Götz und Walter Koch) an der

Skell- und in der Lindenstraße aufschlußreiche Gebrauchs- und Schmuckgegenstände der Merowinger sichern konnte. Im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. hatten sich die Merowinger im alemannisch-fränkischen Raum niedergelassen und diesen Lebensbereich streitbar verteidigt. Die Alemannen waren bereits 496 vom Frankenkönig Chlodwig in Gebiete südlich der Murg abgedrängt worden. Ein Anhänger in Kreuzform und eine wunderschöne Goldscheibenfibul, geziert mit einem Edelsteinkreuz, (beide im Reiß-Museum) bezeugen frühes Christentum in unserer Region. Wiederum entlang der Lindenstraße und am Maschinenweg kamen bei Abrißarbeiten der ehemaligen Eichbaum-Werger-Brauerei (zuvor Zähringer Aktienbrauerei) und der Zigarrenfabrik Neuberger im Jahre 1987 ungemein interessante Siedlungsbeweise ans Tageslicht.

Im ehemaligen Uferzonenbereich von Neckar und Suarza (Leimbach) stieß Prof. Dr. C. Eibner mit seinen Studenten bei einer Lehrgrabung, die zu einer Notbergung wurde, auf vierzig Grablegen der Merowinger, Reste eines insgesamt weit größeren Reihen-gräberfeldes. Die Toten wurden seiner Zeit in ihrer Tracht und mit Schmuck sowie Geschenken versehen, beigesetzt; den Männern legte man ihre Waffen hinzu. Dieses Gräberfeld wurde vom 6. Jh. bis 7. Jh. n. Chr. belegt. Die Authentizität der Grabungserfolge nach dem 2. Weltkrieg kann der Verfasser geben, da er selbst bei allen Freilegungen zugegen war und teils selbst mit Hand anlegen konnte. — Alle Funde zuvor, sie setzten Mitte des 18. Jahrhunderts bei der Schaffung der Schloßgartenanlagen ein, sind in der Literatur verzeichnet, während die Fundstücke leider nur zu einem geringen Teil noch in Museen aufzufinden sind. Im Schloßpark erinnert ein im Auftrag des Kurfürsten Carl Theodor von Peter Anton Verschaffelt geschaffenes Denkmal an andere Funde, welche im Jahre 1765 an jener Stelle, zwischen Minervatempel und dem Querweg zur Moschee,

gemacht wurden. Kardinal Reichsfreiherr von Häffelin hat sie für die kurfürstliche Akademie im einzelnen beschrieben. Sie sind römischer und neckarsuebischer Herkunft, wie man später herausfand. Interessant ist eine Offenbarung des Kurfürsten in der lateinisch eingravierten Widmung: „... Den Künsten des Friedens, welche die Freuden seines Lebens sind, hat Carl Theodor . . dieses Denkmal setzen lassen.“

Grabarbeiten zum Sudhaus der ehemaligen Aktienbrauerei an der Lindenstraße ließen 1884, 1888, 1889 und 1903 Brandgräber aus der neckarsuebischen Epoche (100 n. Chr.) und Skelettgräber aus der fränkisch-merowingischen (6. bis 8. Jh. n. Chr.) an das Tageslicht kommen. Damals wurde schon die Vermutung geäußert, daß die weit auseinanderliegenden merowingischen Felder auf zwei getrennte Sippensiedlungen schließen lassen.

Dieser Schluß bestätigt sich, als sich zwei recht unterschiedliche Siedlungskerne des späteren Dorfes Schwetzingen in der fränkischen Zeit herausbilden. —

Die Funde aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit belegen, daß das Uferzonengebiet um Schwetzingen seit nunmehr 7000 bis 8000 Jahre besiedelt ist. Gerade die jüngsten Entdeckungen aus der Jungsteinzeit im Schälzig beweisen dies. Die archäologische Beschreibung zeichnet ein nahezu lückenloses Bild menschlicher Existenz in unserem Raum. Vom Südwesten, vom Schälzig, nach Nordwest und Nordost sind die Spuren der Besiedlung über den Schloßgarten, über Lindenstraße und Maschinenweg bis hin zum heutigen Friedhof an der Mannheimer- und der Friedrichsfelder Landstraße eingegraben gewesen. Die Lage an der römischen Straße von Neuenheim-Heidelberg nach Speyer und unweit



*Pflugschar aus dem Neolithikum ca. 6000 v. Chr.
Fundort: Nabe dem Wingertsbuckel, Friedrichstr.
Gefunden von Landwirt Walter Fichtner 1990*

(Foto: Fichtner)

von Ladenburg (Lopodunum) und Altrip (Alta Ripa) in der Zeit des Imperium Romanum vervollständigen das Bild ehemaliger Siedlungsaktivität. Die archäologischen Nachweise zur vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung des engeren Raumes und damit der Dorfgemarkung und das Ortsetzer konnten durch die reichen Funde nahezu lückenlos dokumentiert werden.

Der 21. Dezember 766, Datum des Eintrags im Lorscher Kodex — Codex Laures hamensis rückt Schwetzingen in das Licht der geschriebenen Geschichte. Die Benediktiner des 772 zur Reichsabtei erhobenen Klosters notierten nicht nur die Annalen des Frankenreichs, sondern führten in den Codices genau Buch über alle Schenkungen. Durch die stattliche Spende von Hof und Gut, von Wiesen, Weiden und Wäldern, gelegen in Suezzingen, zum Heil ihrer Seele, verschaffte Agana der Siedlung im fränkischen Lobdengau den historischen Geburtstag. Weitere Einträge im Lorscher Urkundenbuch folgten. Im Jahre 767 wird „Suezzingen super fluvium suarza“ beurkundet und in einer Urkunde aus dem Frühjahr 803 steht die Bezeichnung „Suezzingen superiore“. Der „Schwarzwasser oder Schwarzach“ genannte Bach ist der Leimbach, der immer noch ein recht dunkles Wasser führt. Das erwähnte „Oberdorf“ (früher Weg nach Oftersheim — Karlsruher Straße) bezeichnet einen Siedlungskern, dem ein anderer mit „Unterdorf“ (um Rathaus und katholische Pfarrkirche) umschriebener Siedlungskern entsprochen hat. Diese für das Gemeinwesen wichtigen Vorgänge vollzogen sich zur Zeit Pippins, König der Franken (752—68), und Karl des Großen (768—814), des mächtigen Kaisers.

Die Schreibweise des Ortsnamens hat sich im Laufe der Zeit des öfteren geändert, wie aus Urkunden und Karten zu ersehen ist. Sie wandelte sich in Stufen, wobei jedoch Wortstamm und Bedeutung, nämlich von Suezzo d. i. der Schwarze, bleiben. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die Gemeinde

sich selbst noch Mitte des 17. Jahrhunderts Schwätzingen benennt, und Kurfürst Carl Theodor Urkunden mit Schwezingen abzeichnet, obwohl das „tz“ schon seit hundert Jahren üblich war. —

In den Jahren 1220 und 1288 treten die Pfalzgrafen Ludwig I., der Kelheimer, der zugleich Herzog von Bayern ist, und Pfalzgraf Ludwig II., der Strenge, urkundlich in Erscheinung. Schwetzingen ist eine größere Hofsiedlung, welche der Pfalzgraf seiner dritten Frau Mechthilde, einer Tochter Rudolfs von Habsburg, zusammen mit Heidelberg schenkte. Bei einer Auseinandersetzung zwingt Pfalzgraf Rudolf II. (1329—1353) im Jahre 1350 Elsebeth von Schonenberg zum Verzicht der Heirat und läßt sie schwören, daß die Feste Schwetzingen des Pfalzgrafen offen Haus sein soll.

Im Jahre 1329 schlossen die Wittelbacher den schicksalsträchtigen Hausvertrag von Pavia und legten damit die territoriale und dynastische Trennung ihrer Herrschaftsgebiete Pfalz bei Rhein und Bayern fest. Dies dauerte bis zur erbrechtlichen Wiedervereinigung zur Jahreswende 1777/78 unter Carl Theodor. Zuvor aber war die politisch-religiös-konfessionelle Spaltung durch die Reformation vorprogrammiert. Friedrich IV., der kurfürstliche Gründer Mannheims, schuf das protestantische Bündnis der Union (1608). Ein Jahr später wird mit der katholischen Liga unter dem Bayernherzog Maximilian I. das politisch-militärische Gegengewicht gesetzt. Die konfessionelle Spaltung war da und in ihrem Gefolge kam das *ius reformandi, cuius regio, eius religio*. (Wes das Land, des die Religion = Konfession), das Recht des Territorialherrn die Konfession zu bestimmen, worunter die Untertanen jahrhundertlang litten und dem sie sich nur durch Auswanderung entziehen konnten. Die Pfalz gab hierfür ein schreckliches Beispiel.

Um noch eine weitere Ursache der lange vorhaltenden, unversöhnlichen und kriegschwangeren Gegensätzlichkeit der beiden

Wittelsbacher Hauptlinien Pfalz und Bayern zu nennen, muß auf die Reichsverfassung „Goldene Bulle“ (1356) verwiesen werden. Sie legte die Kurwürde, das Erztruchseßamt und damit die Vertretung des Kaisers (Reichsvikariat) in die Hände der Pfälzer. — Kurfürst Friedrich V. nahm die Wahl zum König von Böhmen als Führer der Union an, verlor aber die Schlacht am Weißen Berg im Herbst 1620 gegen Kaiser und Liga, sein Königreich (Winterkönig), die Kurwürde, das Reichsvikariat und den Dreißigjährigen Krieg. Dieser war mittlerweile zu einer furchtbaren Auseinandersetzung der maßgeblichen europäischen politischen Mächte auf dem Rücken der verarmten Bevölkerung geworden. Die Pfälzer mußten die Greuel ertragen; Schloß und Dorf Schwetzingen fiel wie Heidelberg und Mannheim in Schutt und Asche.

Daß die Heerscharen, die Söldner aus aller Herren Länder, schon immer sengend und brennend, die Einheimischen drangsalierend und zu allerlei Greuelthaten bereit, durch die Lande zogen und ihre Fourage und Bedürfnisse bei den Bauern stillten, hatten diese schon früher erfahren müssen. Als Beispiel sei an den Pfälzer Fritz, Kurfürst Friedrich I., der Siegreiche, (1449—1476), erinnert, der nach der Schlacht bei Seckenheim (1462), die er nach der Bereitstellung seiner Truppen im Schwetzingen Forst (Friedrichsfelder Wald), vom Heidelberger Schloß seine gefangenen fürstlichen Widersachern die brennenden und verwüsteten Dörfer zeigte und gehörige Strafen zudiktierte. Der Unterschied von jener Fehde und dem Kriegsgeschehen von 1618 bis 1648 lag in der totalen, lange Jahre währenden Zerstörung und der Dezimierung der Bevölkerung.

Es war dem Sohne des Winterkönigs, Carl Ludwig (1632—1680) vorbehalten, die Pfalz nach dem Frieden von Münster und Osnabrück, zu ordnen und zu einer gewissen wirtschaftlichen Blüte in einer kurzen Phase des Friedens zu führen. Bayern erhielt die mit dem Erztruchseßamt und dem Reichsvikariat

verbundene Kurwürde und die Oberpfalz. Für die Pfalz bei Rhein wurde die achte Kurwürde, verbunden mit dem Erzschatzmeisteramt eingerichtet. — Kurfürst Carl Ludwig hatte in seiner Ehe wenig Glück. Seine Gemahlin, Prinzessin Charlotte von Hessen-Kassel, schenkte ihm zwar in den wenigen Jahren des Zusammenlebens den Erben Karl und Elisabeth Charlotte, die später berühmte Liselotte von der Pfalz, die ein Großteil ihrer Jugend in Schwetzingen verlebte. Der Vater führte nach der Trennung von seiner ersten Frau das Hoffräulein, die spätere Raugräfin Luise von Degenfeld, heim. Deren und ihrer Kinder Wohnsitz war in der Hauptsache das Schwetzingen Schloß. Liselotte wurde 1671 mit dem Herzog von Orléans, dem Bruder Ludwig XIV, vermählt. Carl Ludwig wollte damit das Wohlwollen Frankreichs erwerben. Diese Rechnung ging nicht auf. Das Gegenteil trat ein. Der französische Heerführer Turenne zog schon 1673 plündernd durch die Pfalz, obwohl Carl Ludwig ihn zum Zweikampf herausgefordert hatte, aber mit seinem Ansinnen kein Glück hatte. Turenne hatte vorübergehend in Schwetzingen sein Quartier aufgeschlagen. —

Während in den Orléansschen Erbfolgekriegen (1689—1693) in denen der Sonnenkönig vorgab, das Erbe der Liselotte von der Pfalz sichern zu wollen, wurde Schloß und Dorf durch die Franzosen unter dem berüchtigten Feldherr Mélac wiederum zerstört. — Im Schloßgarten Carl Ludwigs wurden hier die ersten Spargel gezogen, wilder Hopfen veredelt und Tabak angebaut. Diese Kulturpflanzen werden zu wichtigen Handelsgewächse zweihundert Jahre später. — Mit Kurfürst Carl (1680—85) stirbt das evangelische Haus Simmern aus. Philipp Wilhelm (1685—90) eröffnet die katholische Linie des Hauses Pfalz-Neuburg, das die Bevölkerung mit allen Mitteln rekatholisiert und von den Jesuiten beeinflußt, wenige Toleranz zeigt. Die sparsame simmersche Hofhaltung und Verwaltung, weicht einem üppigen Gehabe des kurfürstli-



Funde aus der Zeit der Neckarsueben am Maschieneweg werden gesichert: In Bildmitte Prof. Dr. Eibner zusammen mit Karl Wörn und Karl Fichtner sowie Studenten der Uni Heidelberg (1986/87)

(Foto: privat)

chen Hofes und einer durch Einführung des Ämterkaufes recht unsoliden und nicht immer zuverlässigen Administration. — 1650 wird für Schwetzingen das erste Rathaus-Gemeindehaus — erwähnt, zuvor war die „Bürgerstube“ im Hause des Schultheißen. Der Sohn des ersten Neuburgers, Johann Wilhelm, übernimmt 1690 den Kurfürstehut, den er bis 1716 trägt. Der vorwiegend in Düsseldorf residierende Fürst, vom Volk Jan Willem geheißten, plant u. a. einen großzügigen Aufbau von Schwetzingen. Sein Wappen und das seiner zweiten Gemahlin, Anna Maria Luise von Toscana (Medici), schmücken die Portalsäulen zum Schwetzingener Schloß. Das Modell hierzu steht im Palazzo Pitti in Florenz. Der beabsichtigte Bau in Schwetzingen unterblieb aus Geldmangel. —

Unter dem nachfolgenden Bruder Carl Philipp (1716—42) wird Schwetzingen nach

dem Streit mit den Protestanten um Heilig-Geist (simultane Benützung) in der alten Residenz Heidelberg, bis zur Bereitstellung von Räumen in der kommenden Residenz Mannheim um 1719 vorübergehend Regierungssitz und Sommerresidenz. Während in Mannheim eines der größten Barockschlösser Europas entstand, begann man auch Schloß und Dorf Schwetzingen zu verschönern. Diese Maßnahmen erforderten viel Geld, das die Untertanen aufzubringen hatten, oder das sie durch Fron abarbeiten mußten.

Carl Philipp hatte mit Violante Maria Theresia von Thurn und Taxis, seiner späteren dritten Gemahlin, am Schwetzingener Lustschloß Freude gefunden. Seine erbrechtlichen Sorgen seiner Familie gegenüber führten dann zur ersten Ehe Carl IV. Philipp Theodors, kurz Carl Theodor genannt, der am 31. 12. 1742 die Herrschaft antrat. Von sei



Merowingische Fibeln und Wirtel aus dem Fundgebiet Lindenstraße (1986/87/88)

Foto: Fichtner

-ner Gemahlin Elisabeth Aloysia Auguste (1721—1794) aus dem Hause Sulzbach II wurde ihrem jüngeren Gemahl nicht immer Sympathie entgegengebracht. Carl Theodor wandte sich, wie seinerzeit üblich, Mätressen zu. Dafür bot das zur ständigen Sommerresidenz erhobene Schwetzingen eine malerische, kostspielige, jedoch kulturträchtige Kulisse. Nur das noch dörfische, von etwa 1000 Einwohnern bewohnte und immer noch zweigeteilte Gemeinwesen wollte nicht recht dazu passen. Dies zu ändern, war der ausgesprochene Wille des Kurfürsten. Davon profitierte in erheblichem Maße das Dorf, das am 10. November 1759 zum Marktflecken erhoben wurde. Jahre zuvor sprach man bereits am Hofe von der neuen Stadt, die Alessandro Galli da Bibiena zu planen hatte. Man verband das langgestreckte Oberdorf und die als Haufendorf ausgebildete untere Siedlung. Oft zerstört, aber immer wieder in alter Form aufgebaut,

wurde zum Schloß und zu den Herrschaften geziemender Abstand gewahrt. Das Zusammenwachsen könnte auch durch die sumpfigen Uferzonen des Limbachs erschwert gewesen sein. Bibiena verklammerte beide Teile durch die Fortsetzung der Schloßfreiheit, also des Ehrenhofs, mit der Anlage eines stattlichen Marktplatzes (Schloßplatz). Er setzte die West-Ost-Achse nach dem Heidelberger Schloß mit der Maulbeerallee fort (Carl-Theodor-Straße, Kurfürstenstraße, spätere Bahnlinie nach Heidelberg). An den im rechten Winkel vorgesehenen Abzweigungen Karlsruher Straße — Schloßstraße — Mannheimer Straße — Friedrichstraße, Marstallstraße — Herzogstraße und am späteren Bahnhof entlang entstanden besonders repräsentative zweistöckige Bauten. Der neue Marktplatz, zuvor war Markt am Rathaus und der Kirche, wurde mit besonders stattlichen Gebäuden besetzt: das Seedorfsche Pa-

lais (Palais Hirsch), das Rabaliatti-Haus (Amtshaus), die Kaserne der Leibgarde (Hotel Erbprinzen), der Marstall (Kaufhaus) und das Franziskaner-Kloster. Die städtebaulichen Grundlinien gelten bis zur Stunde.

Durch den Erbfall Bayerns am 30. 12. 1777 mußte Carl Theodor die Residenz von Mannheim nach München verlegen. — Die Einwohnerzahl des Marktfleckens und seine Bedeutung sank. — Man zählte 1784 1458 Einwohner. Entlang der Invalidenkaserne bis zur Mannheimer Chaussee (Lindenstraße, B 36) und der alten Heidelberger Straße (Dreikönigstraße) waren vorwiegend fränkische Bauerngehöfte anzutreffen.

Der Fürst hat in seiner pfälzischen Zeit für Kunst und Wissenschaft soviel getan, daß man in der Gegenwart noch davon zehren kann. Seine oft umstrittenen politischen Dispositionen, versuchter Tausch Bayerns gegen die habsburgischen Niederlande, scheiterten nicht zuletzt an Friedrich II, dem Großen König von Preußen, sollen hier nicht gewertet werden.

Sein Nachfolger Maximilian Joseph (Pfalz — Zweibrücken — Birkenfeld — 1799—1803 Kurfürst) wurde 1806 König von Bayern, nachdem bereits 1803 mit dem Reichsdeputationshauptschluß die rechtsrheinische Kurpfalz an Baden gefallen war. —

In Paris aber war längst die Französische Revolution ausgebrochen, welche nach dem Ende der Kriegswirren eine einschneidende politische Neuordnung unseres Raumes notwendig machte. Bei der Vorbereitung zum Reichsdeputationshauptschluß 1803 als Ergebnis des Friedens von Lunéville (1801) hatten die Unterhändler Napoleons ein relativ leichtes Spiel, die Kurpfalz von Bayern wegzuholen, weil sie doch recht weit von den Stammländern entfernt lag und die Verwaltung „schlampig“ geworden war. Daneben gab es aber auch machtpolitische Erwägungen! Schwetzingen kam mit Heidelberg und Mannheim an die Markgrafschaft, nach dem nachmaligen Großherzogtum Baden. — Daß

in der Mentalität echter Schwetzingen bis zur Stunde eine große Anhänglichkeit an die kurpfälzische Epoche zu verspüren ist, mag man an freiwillig gewählten Bezeichnungen vieler Vereine oder z. B. auch Gastwirtschaften mit und aus dem Wort Kurpfalz ablesen. In den Organisationsedikten der badischen Großherzöge nach dem kurpfälzischen Gebietszuwachs wird spür- und ablesbar, daß die Einbindung der Neuerwerbungen an das ehemals markgräfliche Staatsgefüge sich von Nord nach Süd vollzieht, der Orientierungspunkt wird die neue Residenz und Hauptstadt Karlsruhe, wogegen die kurpfälzisch-bayerische Verwaltungslinie eindeutig von Ost nach West verlief. In dieser Zeit aber wird Schwetzingen Sitz eines Bezirksamtes; ein Amtsgericht, Finanz- und Zollamt werden eingerichtet, später kamen das Notariat und das Amtsgefängnis hinzu. Außer dem damaligen Bezirksamt sind sie bis heute noch in der Stadt.

Die erforderlichen neuen Ämter fanden im Schloß Platz. Das Bezirksamt wurde im Rabaliatti-Haus untergebracht. Dort verblieb es bis 1924, als die Zusammenlegung mit dem Mannheimer Amt erfolgte. In den Marstall zogen die badischen Dragoner ein. Schwetzingen war mit kurzen Unterbrechungen Garnisonsstadt. Die wachsende Bedeutung des Ortes bewog Großherzog Leopold (1830—1852) am 23. März 1833 Schwetzingen das Prädikat „Stadt“ zu erteilen. 1821 war das im Weinbrenner-Stil konzipierte Rathaus gebaut worden. —

Drei Namen prägen die erste Jahrhunderthälfte. Johann Michael Zeyher, der Gartendirektor, weckte durch seine Stiftungen den sozialen Geist für Kinderpflege und Schulen. Johann Peter Hebel, sein Freund, war der erste Prälat der seit 1821 unierten evangelischen Landeskirche, ein großer Dichter und Mahner, der in Schwetzingen 1826 verstarb. Der dritte war Carl Friedrich Schimper, lange hier sesshaft und als Naturforscher von überragender Bedeutung. Er ist vor allem als

Begründer der Eiszeitlehre bekannt geworden.

Im 19. Jh. steuert die junge Stadt auf der Basis der Handelsgewächse Spargel, Hopfen und Tabak während der Gründerjahre zu einem wirtschaftlichen Aufschwung. Er wurde durch den Ersten Weltkrieg und die nachfolgenden wirtschaftlichen Depressionen gehemmt. Bei der Vorbereitung zur 100-Jahr-Feier anlässlich der Erhebung zur Stadt 1933 zählte man 10 000 Einwohner. Die Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten hatte noch Bürgermeister Dr. Trautmann begonnen. Die Durchführung sollte er nicht mehr im Amt erleben. Die Macht war von den Nationalsozialisten im Schwetzingen Rathaus usurpiert worden. Es war das erste gravierende Unrecht, dem unzählige weitere folgen sollten. Die Ratsherren-Verfassung konnte nach dem 2. Weltkrieg durch eine demokratische Gemeindeordnung abgelöst werden.

Not und Elend des 2. Weltkrieges samt den Zerstörungen sind der älteren Bürgerschaft noch in frischer Erinnerung. Der Wiederaufbau vollzog sich sehr zögernd, dann jedoch stets aufwärts, zunächst im Staate Württemberg-Baden, später im Lande Baden-Württemberg.

Das Jahr 1992 brachte die Einwohnerzahl über 20 000 hinweg. Damit war neben den wichtigen historischen Etappen zu einem respektablen Mittelzentrum der numerische Schritt zur großen Kreisstadt im Rhein-Neckar-Kreis, dem größten Landkreis in Baden-Württemberg, erreicht. Zum 1. April 1993 wird Schwetzingen zur Großen Kreisstadt. Die Stadt erhält erweiterte Verwaltungskompetenzen als funktionstüchtiges Mittelzentrum. Sie hat unter den Bürgermeistern Kurt Waibel (1962—1981) und Gerhard Strattmann (MdL), ab 1982, mächtige Schritte getan. Außer Schloß und Park bleibt das Herzstück „Die Schwetzingen Festspiele“. Produktive Wirtschaftszweige sind stark zurückgegangen — das Dienstleistungsgewerbe versucht die Lücken zu schließen.

Noch ein paar Sätze über das Wappen und die Stadtfahne seien angefügt. Adalbert Prinz zu Bayern läßt in seinem 1979 erschienenen Werk „Die Wittelsbacher“ wissen: seit dem Jahre 1240 übernimmt die Familie der Wittelsbacher die blau-weißen Rauten — heraldisch richtig Wecken genannt — durch Heirat von den Grafen von Bogen und behält sie bei, bis sie vom Freistaat Bayern in die Gegenwart gebracht werden und auch das Silber-Weiß/Blau im Raume der ehemaligen Kurpfalz bleibt. Dieses Silber-Weiß findet man auch im Schwetzingen Stadtwappen wieder; der helle, silberne Ring liegt auf dem blauen Grund der unteren Schildhälfte. Der pfälzisch-goldene Löwe, rot bewehrt und rot bezungt, wachsend und nach links schauend steht vor schwarzem Grund. Ihn kümmert der heraldische Streit um die Blickrichtung nicht.

Eine ebenso und durchaus bemerkenswerte Tatsache betrifft das Siegel der Stadt Schwetzingen. Seine Entwicklung ab dem 15. Jahrhundert hat Wilhelm Heuß mehrfach geschildert. Seit dem Jahre 1891 führte die Stadt ein Siegel mit der Umschrift „Bürgermeisteramt Schwetzingen“, in welchem das Großherzogliche Badische Generallandesarchiv indessen nicht zufrieden war. Es stellte heraldische Fehler fest. Die Stadt mußte das beanstandete Siegel zurückziehen.

Die fünftürmige Mauerkrone, die eigentlich erst Städten mit mehr als 10 000 Einwohnern zusteht, behält das Bürgermeisteramt aber dennoch bis 1960 bei, obwohl seit Einführung der Mauerkrone erst 5 600 Einwohner gezählt wurden und erst im Jahre 1933 der 10 000 Einwohner geboren worden war. Im Siegel ließ man die Mauerkrone ab 1960 schließlich weg, und die Umschrift „Stadt Schwetzingen“ trat anstelle von „Bürgermeisteramt“. Eine Stadtmauer hat es in Schwetzingen nie gegeben, weder um das Dorf, noch um die Stadt. Allenfalls waren dies Holzabgrenzungen wie große und kleine Planken.

Bleiben einige Worte über die Stadtfahne anzufügen: Bei ihr werden die heraldischen Farben Silber-Weiß/Blau der Kurpfalz übernommen. Nach meinem Wissensstand wurde es bis jetzt jedoch nicht offenkundig, ob und wann eine Stadtfahne offiziell verliehen wurde. Schwetzingen hat jedenfalls die weiß-blaue Flagge. —

Viel Glück für die Große Kreisstadt beim Weitergehen in eine gute Zukunft.

Literaturhinweise

Adalbert, Prinz von Bayern: Die Wittelsbacher, Geschichte unserer Familie. Prestel-Verlag, München, 1979.

Akten, Urkunden, Protokolle. Stadtarchiv, Schwetzingen.

Akten und Urkunden. Generallandesarchiv, Karlsruhe.

Amtliche Kreisbeschreibung der Staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg. Die Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim. Kommissionsverlag G. Braun, Karlsruhe, 1966.

Archiv und Bibliothek des Großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim. 1. Band, Das Theater-Archiv 1779—1839, Verlag Hirzel, Leipzig, 1899.

Armee-Corps XIV. Garnison-Pläne, Blatt 37, Lithographien. Karlsruhe, 1898.

Becker, Josef u. a.: Bad. Geschichte vom Großherzogtum bis zur Gegenwart. Konrad Theiss-Verlag, Stuttgart, 1979.

Bender, Helmut: Großherzogtum Baden. Beschreibung, Übersichtskarten mit Holzstichen, Verlag F. Stadler, Konstanz, 1836 Repr.

Bender, Traugott u. a.: Baden 1000 Jahre europäische Geschichte. Verlag Stadler, Konstanz, 1979.

Benz, Richard: Heidelberg, Schicksal und Geist. Thorbecke-Verlag, Sigmaringen, 2. Auflage, 1975.



Merowingerzeit — Ausstellungsvitrine mit Töpferarbeiten, Schmuck, Lanzenspitze und Kreuzanhänger (Beweis frühen Christentums)

(Foto: Fichtner)

- Bittel, Behrends, Kurt u. a.: Die Kelten in Baden-Württemberg. Theiss-Verlag, Stuttgart, 1981.
- Brunner, Karl: Kurzer Abriss der Badischen Geschichte. Langs Buchhandlung, Karlsruhe, 1903.
- Büttner, Heinrich: Zur frühmittelalterlichen Reichsgeschichte am Rhein, Main und Neckar. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, 1975.
- Craig, Gordon A.: Deutsche Geschichte 1866—1945. Verlag C. H. Beck, München, 1980.
- Dussel, Hans: Die Flurnamen von Schwetzingen. Inaugural-Dissertation an der Universität Heidelberg, Verlag Kruse, Philippsburg, 1935.
- Ebersold, Günther: Rokoko, Reform und Revolution. Verlag Peter Lang, Frankfurt, 1985.
- Englert, Klaus u. a.: Spargel, Geschichte, Anbau . . . Ludwig-Verlag, Pfaffenhofen, 1985.
- Filsinger, Philipp, Dieter Plank und Bernhard Cämmerer: Die Römer in Baden-Württemberg. Theiss-Verlag Stuttgart, 1980.
- Gesellschaft für Kulturhistorische Dokumentation e. V.: Baden, Land — Staat — Volk 1806—1871. Karlsruhe, 1980.
- Gropengießer, Erich: Neue Ausgrabungen und Funde im Mannheimer Raum. Reiß-Museum der Stadt Mannheim, 1976.
- Grüb, Willi: Schwetzingen Festspiele 1967—1971. Herausgegeben vom Süddeutschen Rundfunk.
- Grüb, Willi: Schwetzingen Festspiele 1952—1960. Herausgegeben vom Süddeutschen Rundfunk.
- Haas, Rudolf: Die Pfalz am Rhein. Verlag Dr. Haas KG, Mannheim, 1976.
- Haebler, Ralf Gustav: Badische Geschichte. Verlag G. Braun, Karlsruhe, 1951.
- Häusser, Ludwig: Geschichte der Rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen. 2 Bände, Heidelberg 1845 Nachdruck im H. G. Klein Verlag, Speyer, 1978.
- Hebel, J. P.: Werke in drei Bänden. Müller'sche Hofbuchhandlung, Karlsruhe, 1847.
- Heuß, Wilhelm: 150 Jahre Stadt Schwetzingen. Darstellung der Stadtgeschichte von 1833—1983 in Wort und Bild. Bürgermeisteramt Schwetzingen, Schwetzingen, 1983.
- Kehm, Peter: Schwetzingen Festspiele 1972—1986. Herausgegeben von der Schwetzingen Festspiel GmbH in Verbindung mit dem Süddeutschen Rundfunk — vgl. Grüb, Willi.
- Kollmig, Karl: Die Weistümer der Zehnt Kirchheim. — Bad. Weistümer und Dorfordnungen 3. Band, W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart, 1979.
- Lebigre, Arlette: Liselotte von der Pfalz, eine Biographie. Verlag Albin Michel, Paris/Düsseldorf, 1986/1988.
- Löwenstein, Prinz zu: Deutsche Geschichte. Scheffler-Verlag, Frankfurt/Main, 1950.
- Lüttich, Rudolf: Schloßgarten und Barockbau. eine Schwetzingen Studie, 2. Auflage, Verlag Hörning, Heidelberg, 1924.
- Martin, Kurt: Die Kunstdenkmäler Badens — Stadt Schwetzingen. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, 1933.
- Minst, Karl Josef: Lorscher Codex. Urkundenbuch der ehemaligen Fürstabtei Lorsch in der Bearbeitung von Karl Josef Minst, Verlag Laurissa, Lorsch, 1970.
- Nortmeyer, Harry, Wörn, Karl u. a.: Mannheimer Stadtkunde. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Südwestdeutsche Verlagsanstalt, Mannheim, 1987.
- Pflicht, Stefan: Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz und seine Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Theaters — wittelsbachische Kultur — und Bildungspolitik im Zeitalter der Aufklärung. Ehresmann-Verlag, Reichling Obb., 1976.
- Probst, Hansjörg: Die Pfalz als historischer Begriff — mit historischen Karten. Südwestdeutsche Verlagsanstalt, Mannheim, 1984.
- Räumer, Kurt von: Die Zerstörung der Pfalz von 1689. Nachdruck Verlag Phaehler, Bad Neustadt an der Saale, 1982.
- Reisinger, Claus: Der Schloßgarten zu Schwetzingen. Werner'sche Verlagsgesellschaft mbH, Worms 1987.
- Schaab, Meinrad: Geschichte der Kurpfalz. Band 1 Mittelalter, W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart, 1988.
- Schütz, Jürgen: Heimat und Arbeit, hier der „Rhein-Neckar-Kreis“. herausgegeben von einem Kuratorium des Landes Baden-Württemberg, Theiss-Verlag, Stuttgart, 1991.
- Schwarz, Otto: Der Bezirk Schwetzingen und die Kriegsjahre 1870/71. Selbstverlag, Schwetzingen, 1872.
- Seyfried, Eugen: Heimatgeschichte des Bezirks Schwetzingen. Eigenverlag des Verfassers, 1925.
- Sillib, Rudolf: Schloß und Garten in Schwetzingen. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, 1907.
- Stiefel, Karl: Baden 1648 bis 1952. 2 Bände, 2. Auflage, Verein für oberrh. Rechts- und Verwaltungsgeschichte, Karlsruhe, 1979.
- Stöckle, Joseph: Die Geschichte der Stadt, des Schlosses und des Gartens von Schwetzingen mit Beigaben: Die Schwetzingen Altertumsfunde von Prof. A. F. Maier. Die Fremdenbücher im Badehaus — Prof. J. Stöckle, Moriellsche Hofdruckerei, Schwetzingen, 1890.
- Theobald, Hermann: Zur Geschichte des Übergangs der Rheinpfalz und Mannheims an Baden. Mannheimer Hofbuchdruckerei Max Hahn und Comp., 1903.
- Universal-Lexikon vom Großherzogtum-Baden: 3 Bände, zweite Ausgabe, Verlag Macklot, 1847.
- Vossen, Carl: Anna Maria die letzte Medici — Kurfürstin zu Düsseldorf. Verlag Hubert Koch, Düsseldorf, 1988.
- Weller, Karl und Arnold: Württembergische Ge-

schichte im südwestdeutschen Raum. Konrad-Theiss-Verlag, Stuttgart und Aalen, 1972.
 Wildberg, Max: Regententabelle, eine Zusammenstellung von Herrschern von Ländern aller Erdteile bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Verlag KG, Wiesbaden, 1970.
 Zenker, Oswald: Schwetzingen Schloßgarten. K. F. Schimper-Verlag, Schwetzingen, 26. Auflage, 1989.

Wüst, Günther: Pfalz — Mosbach, Geschichte einer pfälzischen Seitenlinie des 15. Jahrhunderts. Inaugural-Dissertation, Karl-Ruprecht-Universität, Heidelberg, 1976.
 Zeyher, und J. G. Rieger: Schwetzingen und seine Gartenanlagen. Schwan u. Götz'sche Verlagsbuchhandlung, Mannheim, 1821.



*Lehrgrabungen — Merowinger an der Lindenstraße durch das Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Heidelberg und der Abteilung für archäologische Denkmalspflege des Landesdenkmalamtes, Nebenstelle Karlsruhe, Leitung Dr. R. H. Berends.
 Leitung: Prof. Dr. Clemens Eibner, Wien. Bürgermeister Stratthaus läßt sich über den Fortgang der Arbeiten berichten.*

Schloß und Schloßgarten Schwetzingen im Spannungsfeld zwischen Denkmal- und Naturschutz

Andreas Falz, Schwetzingen

Das Thema ist jedem geläufig, und dies macht es besonders schwierig, hat doch jeder Schwetzingler seine persönliche Meinung und Beziehung zu „seinem“ Schloß und vor allem zu „seinem“ Schloßgarten, für den immerhin fast jeder dritte Einwohner dieser Stadt eine Jahreskarte besitzt.

Die Jahreskarten für den Schloßgarten werden rein statistisch jährlich für 25 Besuche genutzt. Nicht wenige Besucher kommen beinahe täglich und tun sie es einmal nicht, wird ihr Fehlen sogar registriert, wenn nicht von den Mitmenschen, so jedenfalls von den Fischen, Schwänen, Gänsen oder Enten, die dann auf ihre Extraration Brot oder Getreide verzichten müssen. Daß dies für die Tiere zwar meist gesünder und vor allem für die Gewässer weniger belastend wäre, da das nicht gefressene Brot schimmelt und sich als Bakterienträger auf den Grund absetzt, sei nur am Rande bemerkt.

Wenn ich es überhaupt unternehme, mich über „Schloß und Garten“ zu artikulieren, dann nicht zur Darstellung historischer Zusammenhänge, mythologischer Deutungsversuche des Figurenschmuckes oder ähnlich hochgeistigem Sujet, sondern alleine zu einigen Aspekten der vielschichtigen Verwaltungspraxis.

Hier möchte ich einen „Blick hinter die Kulissen“ gewähren, um einerseits zu informieren, andererseits aber auch um die Aufmerksamkeit auf manche Dinge zu lenken. Dabei werden ich mich mehr auf den Schloßgarten konzentrieren, der traditionell das Kernstück der Schloßanlage bildet und die Reputation

Schwetzingens begründete. Das Schloßgebäude selbst genoß in der Vergangenheit dagegen eher ein bescheidenes Ansehen.

Der Schloßgarten gehört kunst- und kulturhistorisch zu den Spitzenobjekten in Europa. Das hängt wesentlich damit zusammen, daß er mehrere Stilepochen der Gartenkunst (Barock, Rokoko, Landschaftsgarten) nebeneinander vereinigt. Die jeweiligen Gartenarchitekten zollten dem Werk ihrer Vorgänger ganz unüblich dadurch Respekt, daß sie es in die neue Konzeption integrierten. Üblich war an anderen Orten eher, den alten Garten nach dem jeweils moderneren Geschmack umzugestalten und damit zu zerstören.

Die respektablen 72 Hektar des Schloßgartens mit all' seinen qualitativ hochstehenden Architekturen, Figuren und Gartenelementen wurden nicht auf einen Wurf, sondern über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten bebaut.

Der heutige Grad seiner historischen Authentizität ist sehr hoch, dennoch muß dem Besucher klar sein, daß der jetzige Zustand eine zusammengesetzte Zeitaufnahme ist, die sich dem Kurfürsten so nie präsentierte. Auf die notwendigen Kompromisse wird später hinzuweisen sein.

Seit 1970 existiert für den Schloßgarten ein zur damaligen Zeit in Deutschland einmaliges „Parkpflegewerk“, das neben der Bestandspflege auch notwendige Veränderungen und Restaurierungen beschreibt, die notwendig sind, um die Grundidee des Gesamtkunstwerkes auch für die Zukunft zu erhalten.

Alleine die Bestandspflege bedarf ständig der „silbernen Axt“, wie es schon Fürst von Pückler-Muskau vor über 150 Jahren darlegte. Da die Natur nie ruht, sich ständig verändert und entwickelt, kann auch eine Gartenanlage nie einen fertigen Zustand wie ein gemauertes Bauwerk erreichen. Um die von den Baumeistern entwickelte Strukturen des Gartens zu bewahren, müssen zum Beispiel stetig Sichtachsen freigestellt, Bäume und Hecken in Form geschnitten werden.

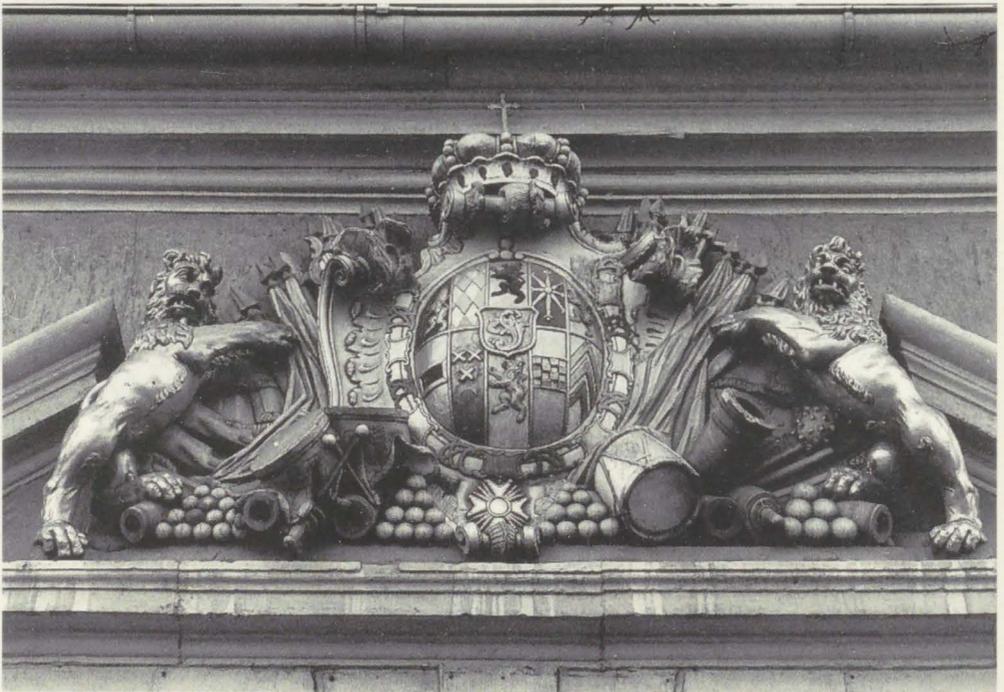
Aber diese früher als normale Pflegemaßnahmen eingestuftten Arbeiten werden mehr und mehr in Frage gestellt bzw. sind ohne zähe Abstimmungen mit Natur- und Denkmalschutzbehörden schlicht verboten.

Die 1952 zum Schutze des Schloßgartens vom damaligen Landratsamt Mannheim er-

lassene „Verordnung zum Schutze von Landschaftsteilen in Schwetzingen“ hatte ursprünglich die Intention, den Schloßgarten vor Veränderungen in seinem Umfeld außerhalb zu schützen. Eine gute Absicht, leiden doch heute viele berühmte Schloßgärten an ihrer verbauten Umgebung, der Rokokogarten Veitshöchheim bei Würzburg mit seiner Bahntrasse ist hierfür ein Beispiel.

Heute bedeutet die Landschaftsschutzverordnung allerdings für den Schloßgarten eine Beeinträchtigung in der Weise, daß *jeder* abgestorbene oder verkehrsunsichere Baum zur Entnahme einer Genehmigung des Landratsamtes bedarf.

Die Zielrichtung der Verordnung hat sich also gegen das Gartendenkmal gedreht.



Das Wappen des Kurfürsten Carl Theodor (1742-1799). Im Herzschild eine Arabeske, die später nach der Vereinigung mit Bayern durch den Reichsapfel ersetzt wird. Das Erztruchseßment war bei Carl Theodor (ab 1778).



Am Schloßportal das Wappen der Anna Maria, der letzten Medici, Gemahlin Johann Wilhelms, Kurfürstin in Düsseldorf. Auf goldenem Grunde sechs Pillen — medici = Ärzte — die obere Pille ist blau mit drei bourbonischen Lilien. Die Krone entspricht der der Herzöge der Toskana.

Von den ca. 6000 Bäumen im Schloßgarten müssen jährlich etwa 300 krankheitsbedingt behandelt werden, das bedeutet, Kronen werden entlastet, Äste eingekürzt oder entfernt. Rund 25 Bäume müßten gefällt werden, da sie nicht zu sanieren oder bereits tot sind. Eine Entnahme ist vielfach dennoch nicht möglich, wenn der Baum ein ökologisch wertvolles Habitat für Vögel, Fledermäuse oder Käfer darstellt. Wir müssen uns daran gewöhnen, daß wir jährlich mehr und mehr Stümpfe im Schloßgarten stehen haben, die eines Baumes unwürdig sind. Der natürliche Abgang eines Baumes wird zu Lasten des Erscheinungsbildes des Schloßgartens künstlich verzögert und verhindert dadurch auch die notwendige Neupflanzung. Die Verantwortung, den Garten für die nächste Generation zu erhalten, sollte aber allen immer bewußt sein.

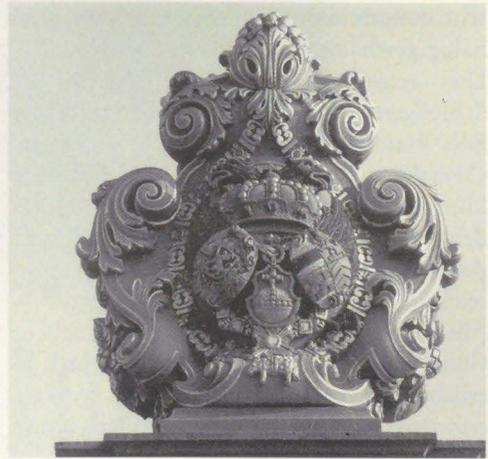
Sicher müssen ökologische Gesichtspunkte Beachtung finden, die das über 20 Jahre alte Parkpflgegwerk noch nicht bedachten. Wir

haben daher auch sämtliche Bäume neuerdings in ihrem Bestand erfaßt und vor Ort mit einer Nummernplakette gekennzeichnet. Dies als erster Schritt für eine Begutachtung ihres Zustandes und ihrer ökologischen Bedeutsamkeit. Aber da „ein Riemenschneider-Altar nicht als Biotop für Holzwürmer betrachtet werden darf“, wie es ein bekannter Gartenhistoriker formulierte, sollte der Schloßgarten auch nicht als Naturschutzgebiet Behandlung finden.

Das Spannungsverhältnis von Denkmalschutz und Naturschutz sollte im Zweifel eine klare Priorität zugunsten des Denkmalschutzes ergeben. Dies bedeutet keineswegs eine Mißachtung der Naturschutzbelange, nur ein Bekenntnis zum Gartendenkmal.

Wie wichtig diese Priorität ist, möchte ich an einem Beispiel verdeutlichen.

Der Austausch aller 860 großgewachsenen Linden im Mittelparterre Anfang der 80er Jahre entfachte einen Sturm der Empörung, hatte man sich seit Generationen an die mächtigen Lindenbäume gewöhnt, die nach



Wappen des Kurfürsten Johann Wilhelm am Schloßeingang.

Im Herzschild der Reichsapfel, Zeichen für das an das Erztruchsessenamnt gebundene Reichsvikariat (1706-1714)

außen hin auch ganz und gar nicht krank erschienen. Zudem waren die Linden habitat vieler Tierarten, vor allem seltener Vögel.

Die Tatsache der statistischen Unsicherheit wollte man damals den Sachverständigen nicht so recht abnehmen, vielmehr vermutete man einen Kahlschlag der Gartentheoretiker zugunsten des historischen Erscheinungsbildes. Erst nach der Fällung vermochten die ausgehöhlten Baumstämme diesen Verdacht zu entkräften.

Heute gestehen auch Kritiker der damaligen Lindenaktion ein, daß erst durch die neugepflanzten nunmehr kleingehaltenen Bäume die großzügige barocke Gestaltungsabsicht des in der Gartenkunst einmaligen Kreisparterres wieder sichtbar gemacht wurde. Jetzt öffnet sich beim Eintritt in den Park der durch die Großbäume verstellte Blick wieder auf den barocken Kreis, der charakteristischen Zentralkomposition.

Der Naturschutz und auch die Öffentlichkeit mußten damals diese Aktion hinnehmen. Hätte sich der Denkmalschutz nicht durchgesetzt, würden die alten Linden noch stehen, allerdings weiträumig für die Besucher abgesperrt, da umsturzgefährdet. Das Gesamterscheinungsbild des Schloßgartens wäre nachhaltig geschädigt, ich behaupte irreparabel.

Dies zeigen heute die Lindenalleen im Schloßgarten Benrath bei Düsseldorf, ebenfalls Residenz „unseres“ Carl Theodors im ehemaligen Herzogtum Jülich und Berg. Ein Lindenaustausch wäre aus den gleichen Gründen wie bei uns notwendig, läßt sich aber politisch nicht durchsetzen. Der gesamte Bereich ist nun seit Jahren abgesperrt.

Alle Rekonstruktionen auf die ursprüngliche Gestaltung hin, die in den letzten Jahren in erheblichem Umfang durchgeführt wurden, erfordern ein hohes Maß an Pflegemehraufwand gegenüber dem früheren Zustand.

Bis zu seiner glücklicherweise erfolgten Erneuerung im Jahre 1973/74 gab es im Mittelparterre nur Rasenflächen mit einfach bepflanzten Rahmenrabatten. Heute begrenzen

50 000 Buchsbäumchen die filigranen Broderien und Beete. Die Blumenrabatten werden zweimal jährlich nach einem schachbrettartigen Schema bepflanzt. Dabei bekommen die jeweils mehrere Zehntausend Pflanzen ihren Platz exakt vermessen, bevor sie in das in der Mitte erhöhte und zur Seite hin abfallende Beet (Eselsrücken!) gesetzt werden. Daß alle Pflanzenarten im 18. Jahrhundert schon nachgewiesen sein müssen, ist in diesem Zusammenhang selbstverständlich.

Lohn dieser Anstrengung: der hiesige Wechsel ist in dieser Art einzig in Deutschland und wird von der Fachwelt als vorbildlich eingestuft. Und der „Normalbesucher“ freut sich auch ohne dieses theoretische Wissen über die üppige Blütenpracht und -vielfalt.

Die Wege in den sog. Bosketten wurden historisch alle von übermannshohen Hainbuchen begrenzt. Diese gaben optisch das Bild grüner Wände ab, wodurch der Effekt der Raumbildung im Freien erzielt wurde. Durch das Wachstum der ursprünglich unbedeutenden Bäume jenseits der Buchenhecken wurden die Heckenpflanzen seither nur noch kleine, verkümmerte Hecken, die gartenarchitektonische Bedeutung war nicht mehr erkennbar.

Auch hier konnte in den letzten Jahren an nicht wenigen Stellen wieder die historischen Hainbuchenhecken gepflanzt werden, so in der Löwenallee oder im Apollohain. Dort und in der angrenzenden Boskettzone aber nur nach dem schmerzlichen Orkan „Wibke“ vor 3 Jahren, dem fast 300 Bäume zum Opfer fielen. Diese wurden durch Neupflanzungen ersetzt, aber so, daß die Hecken auf Dauer Luft und Licht bekommen und ebenfalls existieren können. Die Idee der Bosketten ist wieder sichtbar geworden.

Deutlich sei gesagt, daß wir nicht die reine Lehre in dem Sinne vertreten, zugunsten des Gartenkonzeptes gesunde Bäume willkürlich zu entfernen. Die Belange des Naturschutzes haben hier eindeutig Vorrang und in dieser Beziehung muß auch das Parkpflegewerk von 1970 unter Beachtung ökologischer Ge-

sichtspunkte geändert bzw. fortgeschrieben werden. Wir wehren uns aber gegen die teure Pflege von Baumstümpfen und Totholz.

Noch ist es uns finanziell und personell möglich, das hohe Pflegeniveau des Gartens aufrechtzuerhalten.

Natürlich müssen die 6 Kilometer Hainbuchenhecken entlang der Wege ebenso jährlich geschnitten werden wie die Buchshecken im Parterre. Die 860 Linden bedürfen ebenso

jährlich des aufwendigen Formschnittes wie die 18 Hektar Rasen in der Saison bis zu zweimal wöchentlich gemäht werden.

Bis vor wenigen Jahren wurden das 20 Kilometer umfassende Wegenetz und die anderen wassergebundenen Flächen mit Herbiziden einmal im Jahr behandelt. Nachdem der Einsatz von giftigen Chemikalien — glücklicherweise — verboten ist, werden besagte Wege in der gesamten Saison von morgens bis abends



Katholische Kirche St. Pankratius, gesehen vom Rathausenerweiterungsbau (1967), entlang der Zeyherstraße

sukzessive mit einem gasbetriebenen Infrarotgerät abgeflammt, um den Besuchern ein schloßgartengerechtes, unkrautfreies Bild zu bieten. Unterbliebe dies, wäre in ganz kurzer Zeit alles vergrast.

Die Handarbeit der Unkrautbekämpfung ist auch das Los der Gärtner in den Blumenbeeten und Broderien. Hier läßt die Natur keine Atempause während der Wachstumsphase.

Ein immer größer werdender Pflegeaufwand bei sinkender Personalstärke und Arbeitszeitverkürzung sind Widersprüche, denen wir immer mehr ausgesetzt sind.

Hier gilt es der Entwicklung Einhalt zu gebieten, Stellen vor Ort einsparen zu wollen, um die Pflegearbeiten an Private zu vergeben.

Ohne das persönliche Engagement der Leistungsträger und der Identifizierung mit der gemeinsamen Aufgabe wäre die Qualität des Schloßgartens nicht zu erhalten. Hätten wir es mit Fremdpersonal zu tun, das bei uns nur seinen „Job“ absolviert, würde das Pflegelniveau schnell absinken. Und wer glaubt, eine Fremdvergabe wäre billiger, verkennt die Realität.

Das Land Baden-Württemberg hat als Eigentümer der Schloßanlage einen Kulturauftrag, dieses wertvolle Erbe in verantwortungsvoller Weise zu erhalten und so der nächsten Generation weiterzugeben. Hierfür werden der Bau- und Liegenschaftsverwaltung jährlich mehrere Millionen DM an Haushaltsmitteln zur Verfügung gestellt.

Seit 1987 gibt es innerhalb der Liegenschaftsverwaltung die Referate „Staatliche Schlösser und Gärten“, die zusätzlich beauftragt wurden, die landeseigenen Objekte einem breiten Publikum zu öffnen. Den Bürgern soll die Möglichkeit eingeräumt werden, das öffentliche Eigentum im Rahmen der Denkmal- und Substanzverträglichkeit zu nutzen.

Der Schloßgarten war seit jeher ein Ausflugsziel für die Bürger des Rhein-Neckar-Gebietes. Nur Anfang des letzten Jahrzehntes gab es für mehrere Jahre einen spürbaren Besucherrückgang. Die Konkurrenz des neuen Luisen-

parks ließ die Mannheimer eher dorthin gehen, auch andere reine Freizeitparks boomen. Der Schloßverwaltung wurde vorgeworfen, vor allem für die Kinder nichts Spektakuläres zu bieten.

Heute sind die Besucher mit uns froh, daß wir streng am historischen Konzept festgehalten haben. Im Zeitalter der Reizüberflutung ist es wohlthuend, die verschiedenen Elemente des Gartens einfach auf sich wirken zu lassen. Natur pur zu erleben.

Natürlich ist es diskutabel, ob für Schloß und Garten noch Werbung betrieben werden soll, wo bereits jetzt schon im Jahr beinahe 500 000 Besucher kommen. Für den Einzelbesucher ist es immer angenehmer, auf wenig Publikum zu stoßen.

Die Dauerbesucher wissen aber längst, daß selbst an Wochenenden das Wegenetz des Schloßgartens noch wenig frequentierte Pfade bietet. Wir haben die Kapazitätsgrenze noch nicht erreicht, müssen uns vielmehr der Konkurrenz anderer Einrichtungen stellen. Dabei denke ich zum einen an die hervorragenden Schlösser und Gärten der neuen Bundesländer, zum anderen an das veränderte Freizeitverhalten der Bürger, eher fernere Reiseziele anzusteuern.

Kultur ist bekanntlich teuer. Wirtschaftliches Denken darf daher auch die Schloßverwaltung nicht völlig ignorieren. Das bedeutet nicht, daß das Land in Schwetzingen kostendeckende Preise erheben wollte. Dies bedeutet allerdings schon, daß der Bürger auch seinen persönlichen Beitrag zur Erhaltung seiner Kulturstätten leisten muß. Es kann nicht sein, daß der Schloßgarteneintritt weniger als eine Tasse Kaffee in der Schwetzingener Gastronomie kostet, hier sind die Relationen verschoben. Hier ist ein Umdenkungsprozeß bei den Besuchern vonnöten.

Gleiches gilt für die Vergabe der Zirkelgebäude. Sie werden der Öffentlichkeit zur Anmietung angeboten, obgleich der Verschleiß der Räume immer größer bleiben wird als der Ertrag an Mieteinnahmen. Wir haben über



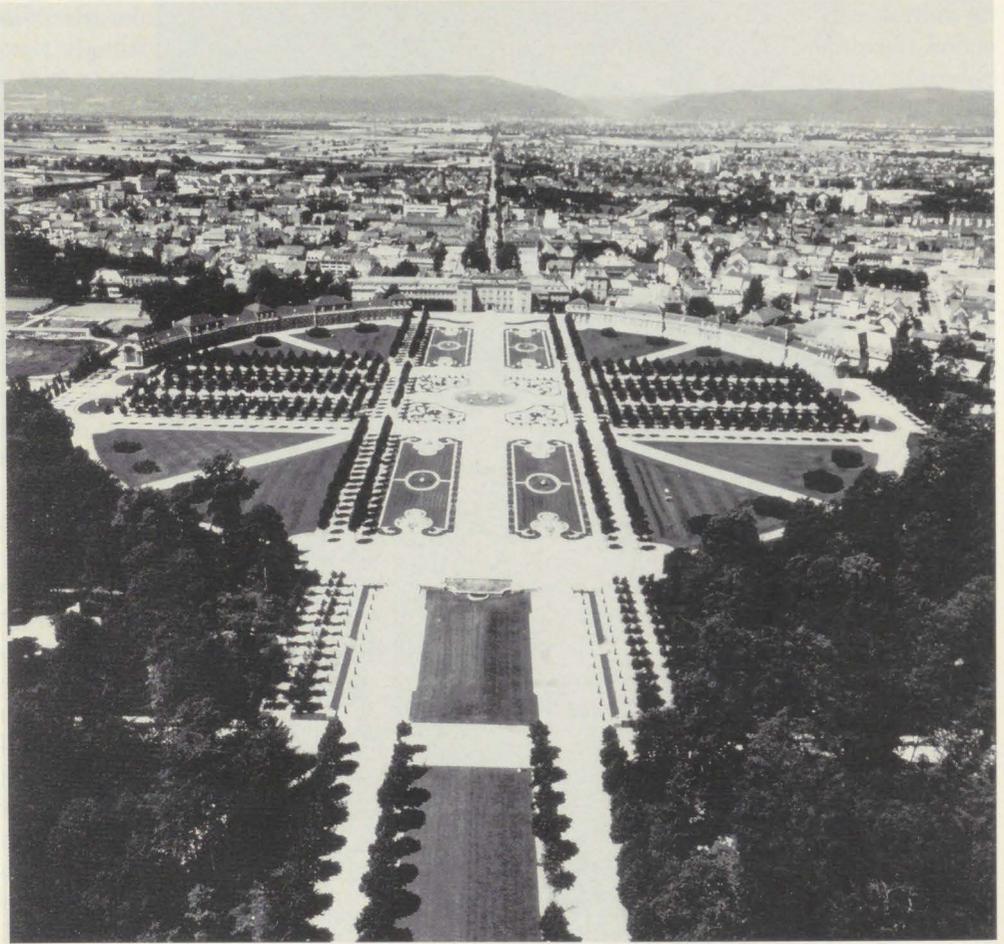
Das Ratbaus, erbaut 1821 nach Plänen von Friedrich Dyckerhoff, Schüler des badischen Baumeisters Weinbrenner

200 Veranstaltungen der verschiedensten Arten jährlich, und die Nachfrage ist eher steigend. Dabei ist interessant festzustellen, daß die Veranstalter inzwischen nicht nur aus der Region kommen, sondern aus der ganzen Bundesrepublik.

Die internationale Ausstrahlung der Schwetzingener Festspiele im zauberhaften Ambiente von Rokokotheater, Zirkelsälen und Schloß-

garten hat unbestritten einen großen Verdienst an der Publizierung des attraktiven Standortes Schwetzingen.

Aber auch unsere eigene Werbeaktivität erntet Früchte. Die Veranstaltungen klassischer Konzerte im Schloßgarten mit Weltstars wie Yehudin Menuhin, José Carreras und nun im Sommer Plácido Domingo trägt den Namen Schwetzingen nicht nur auf alle Plakatsäulen,



Blick über den Schloßpark — schnurgerade verlaufen die städtischen Straßen entlang der Maulbeerallee zum Heidelberger Schloß

sondern deutschlandweit in die Fachpresse. Solche Stars hierher zu bekommen, macht uns auch ein wenig stolz, zeigt es doch, daß wir einen international begehrten Platz bieten können.

Auch hier muß ein klares Wort gesprochen werden: die Vermarktung von Schloß und Schloßgarten findet seine Grenzen auch für Weltstars, wenn die Veranstaltung nicht in unseren Rahmen paßt. Wir werden die Großveranstaltungen daher ganz bewußt begren-

zen und kritisch auf deren Verträglichkeit mit der Schloßanlage zu prüfen haben.

Das traditionelle „Lichterfest“ wollen wir allerdings als Familienfest im bisherigen Rahmen beibehalten, hat es doch immer bewiesen, daß eine gepflegte Anlage von den Besuchern erkannt und als solche schonend behandelt wird.

Wie ich eingangs beschrieb, möchte ich mich auf Verwaltungsaspekte beschränken, die Darstellung der großen Aufgaben und Lei-

stungen der staatlichen Hochbauverwaltung kann nicht mein Thema sein, darf aber nicht völlig ausgeklammert bleiben.

Da Schloß und Schloßgarten Schwetzingen als ein Gesamtkunstwerk im Zusammenspiel von Architekten, Bildhauern und Gartenkünstlern entstand, ist auch die Erhaltung nur in enger Gemeinschaftsarbeit möglich. Rokokotheater, Moschee, Badhaus, Apollotempel, Zirkelgebäude als Beispiele genannt, machen das Kunstwerk erst zu dem, was es ist. Auf keines könnte verzichtet werden ohne schmerzlichen Verlust für die Gesamtanlage. Anders als im berühmten Vorbild Versailles, wo die Gartenarchitekturen zu Lasten des Gesamtbildes jämmerlich zerfielen, hat unsere Bauverwaltung zum Glück die Bausubstanz mit viel Engagement und Einfühlungsvermögen stets noch retten und erhalten können. Daß dies keine Selbstverständlichkeit ist, sollten wir uns alle bewußt machen.

Das jüngst sanierte und restaurierte Schloßhauptgebäude ist ein Meisterwerk der Bauverwaltung. Natürlich blieb die Struktur der zuletzt in der Barockzeit umgebauten alten Wasserburg erhalten. Das Schloß gab optisch nie den repräsentativen Rahmen ab wie andere Residenzen. Aber dies macht gerade den Reiz unseres Schlosses nunmehr aus. Barocke Etikette in bescheidenen Raumverhältnissen unterzubringen, dies ist nachvollziehbar dargestellt. Es ist kein Prunk zu sehen wie andernorts, aber prachtvolle Lüster und Laternen, edle Wandbespannungen aus feinsten Stoffen, entsprechende Vorhänge und Portieren, komplett in allen Räumen wie sonst

beinahe nirgendwo. Die Appartements sind entsprechend mit wertvollem Originalmobiliar aus dem 18. und 19. Jahrhundert ausgestattet. Schaut der Besucher aus dem Fenster des Appartements von Carl Theodor, sieht er auf das Gartenparterre Carl Theodors. Garten und Räume stehen in Wechselbeziehung zueinander.

Das Schloßmuseum ist ein großer Gewinn für Schwetzingen und unsere Schloßführer spüren eine breite Zustimmung zu diesem Konzept der Darstellung des höfischen Lebens. Schade nur, daß das Engagement der hoch ausgebildeten Schloßführer nur mit einem Hilfsarbeiterlohn vergütet wird. Dies bleibt ein Geheimnis der Tarifpartner.

Abschließend möchte ich festhalten, daß die Erhaltung, Pflege und Restaurierung von Schloß und Garten, die uns auf Zeit verantwortlich übertragen wurden, niemals zum Selbstzweck werden dürfen.

An allen wesentlichen Entscheidungsprozessen, Überlegungen und Plänen ist die Öffentlichkeit rechtzeitig zu beteiligen, Alleingänge soll und darf es nicht geben, denn der Erfolg lebt von der Akzeptanz der Bevölkerung.

Quasi als Gegenleistung ist jeder einzelne zur stets kritischen Begleitung aller Maßnahmen in Schloß und Garten aufgefordert, denn die konstruktive Auseinandersetzung ist zur Entscheidungsfindung unbedingt erforderlich.

Wir haben eine große Aufgabe, die uns allen überwiegend Freude macht und mit ihrer Vielseitigkeit immer in Spannung hält. So soll es bleiben.

Überlinger Zentralität in der Geschichte

Gewinne — Gefahren — Verluste

Guntram Brummer, Überlingen

Die Erhebung zur „Großen Kreisstadt“ am 1. Januar 1993 hat Überlingen neue Zentralitätsaufgaben zugewiesen. Nach der letzten Einbuße durch die Kreisreform gewann der Ort also etwas wieder, obgleich eine solche Beförderung auch neue Lasten bringt, Lasten vor allem für das Stadtsäckel. Da dürfte eine Schattenbeschwörung willkommen sein — ein Hinweis auf Gewinne und Verluste früherer Zeiten, auch auf das, was der Stadt mehr als einmal drohte und was dann doch nicht eingetreten ist.

Ein imposantes Stück Zentralität steht gleich am Beginn der Überlinger Historie: Die Funktion als Sitz des „dux“ Gunzo in spätmerowingischer Zeit, wohl Anfang des 7. Jahrhunderts. Freilich ist hier wenig sicher und viel umstritten. Nachrichten von Gunzo und von der „villa Iburninga“ wurden einzig in späterer, monastischer Überlieferung bewahrt, zudem hagiographisch geformt, in den Traditionen der Abteien Reichenau und St. Gallen. Man kann nicht einmal präzise angeben, wo Gunzo in Überlingen residierte — doch wohl eher am Platze des heutigen St. Johann als etwa in der nach ihm benannten „Gunzoburg“ vor dem jetzigen Franziskanertor; mag Gunzo dort auch noch weit über ein Jahrtausend später als Gespenst rumort haben. Aber Spukphänomene ersetzen fehlende Belege nicht; ein kleines und als Sagen unverächtliches Stück Überlinger Gunzotradition dagegen sind sie.

Immerhin steht fest, daß Gunzo erheblich mehr als eine Art alemannischer Zaunkönig im Linzgau gewesen war, vielleicht der Herzog des alemannischen Stammes schlechthin. Dafür sprechen mindestens vier Beobachtun-

gen: Als die iroschottischen Missionare Columban und Gallus bei Bregenz die Jagd zu stören schienen, wurde dieser Fall vermeintlichen Wildfrevels in Überlingen ausgetragen. Ferner war Gunzo einflußreich genug, um Gallus das junge Bistum Konstanz anbieten zu können, nachdem dieser Gunzos Tochter, die Braut des fränkischen Thronfolgers, exorzisiert, d. h. von einem bösen Geist befreit hatte. Ohnehin reichte der Arm Gunzos weit: Er gab einem „praeses“ in Arbon Befehle, und er zitierte den Einsiedler Gallus aus Rhätien an seinen Sitz. Kurz: Man sieht, daß damals viele Augen auf Überlingen gerichtet waren. Danach sank Überlingen erneut ins Dunkel, urkundlich erst 770 erwähnt, nunmehr Krongut („villa publica“), wohl schon seit dem Erlöschen der Herzogsgewalt in Alemannien. Zentralität zeigte der Ort erst wieder in staufischer Zeit. Überlingen wurde Markt fürs bäuerliche Umland, Kreuzung wichtiger Straßen, Ausgangs- oder Endpunkt einer der am meisten benutzten Überfahrten über den Bodensee. Die Privilegierung mit dem Marktrecht, wohl um 1180, blickte gleichermaßen zurück und voraus: Wachstum wurde dadurch ebenso bestätigt wie hervorgerufen. Nicht zuletzt aber wurde Überlingen in staufischer Zeit auch „königsnah“. Kaiser und Könige zogen durch oder nahmen Aufenthalt: Friedrich I. Barbarossa, der Überlingen von den Grafen von Pfullendorf oder aber von den Welfen geerbt haben mochte; der unglückliche Gegner Friedrichs II., Otto IV., Sohn Heinrichs des Löwen, der einzige Welfe auf dem Kaiserthron; Friedrich II. selber. Im Streit mit Friedrich um die Kaiserkrone war Otto Anfang September 1212 nach Sü

-den marschiert, um seinen von Sizilien heraneilenden Rivalen am Bodensee abzufangen und ihm den weiteren Weg ins Reich zu verlegen. Bereits in Überlingen angelangt und eben im Aufbruch nach Konstanz, erfuhr Otto, der seine Diener und Köche schon dorthin geschickt hatte, das Unglaubliche: Daß ihm Friedrich, der 17jährige „puer Apuliae“, durch einen handstreichartigen Einzug in Konstanz knapp zuvorgekommen war; der junge Mann besaß Keckheit genug, um auch gleich das Festmahl zu verzehren, das in der Bischofspfalz für den Welfen parat stand. Ein minimaler zeitlicher Vorsprung habe damals, so der große deutsche Mittelalterforscher Johann Friedrich Böhmer, über den Besitz des Reiches entschieden. „Wäre Friedrich drei Stunden später in Konstanz eingetroffen, so wäre er niemals in Deutschland aufgekommen.“

„Königsnah“ war Überlingen, Schauplatz des Anfangs vom Ende eines Kaisertums, ferner dadurch, daß Inhaber der Überlinger Pfarrpfründe mehrfach in die Reichskanzlei avancierten. Diese Pfründe diente offenbar zum Unterhalt hoher Beamter der Kaiser und Könige — eine Möglichkeit, von der nacheinander vier Herrscher Gebrauch gemacht haben, Philipp von Schwaben, Otto IV., Friedrich II. und schließlich dessen dann wohl durch Selbstmord in der Gefangenschaft des Vaters geendeter Sohn, König Heinrich. Daß der Überlinger Pfarrer Notar, gar Kanzler des Kaisers war, etwa das Latein der Kanzlei stilisierte oder das Ausfertigen von Urkunden überwachte, hinderte 1248 allerdings den Vorsteher des Überlinger Franziskanerkonventes, Bruder Ulrich, nicht, im neu aufgebrochenen Kampf zwischen Kaiser und Papst die andere Seite zu wählen: Er predigte gegen Friedrich II., als der leibhaftige Antichrist verschrien, und gegen dessen Sohn, König Konrad IV., den Kreuzzug. Und gleichfalls 1248 hat Papst Innozenz IV. einen jener Überlinger Pfarrer und Kanzleibeamten als Anhänger des Kaisers der Pfründe entsetzt, in

einem besonderen Dekret, was die Bedeutung des Mannes hervorhebt. So große Gegensätze auf so kleinem Raum!

Zentralität konnte in staufischer Zeit aber nicht nur Königsnähe, sondern auch Wirtschaftskraft und juristische Kompetenz bedeuten. 1240 zahlte Überlingen, schon seit ungefähr 30 Jahren Stadt, ohne daß eine Stadtrechtsurkunde erhalten geblieben wäre, die höchste Reichssteuer von ganz Oberschwaben, 162 Mark Silber, fast doppelt soviel wie das doch größere Ulm. Und ähnlich wie das Stadtrecht Magdeburgs einst weit in den europäischen Osten ausgestrahlt hatte, bis hinüber nach Polen, so bildete auch Überlingen eine eigene Stadtrechtsgruppe mit fünf oder sechs Tochterstädten: Buchhorn, Ravensburg, Wangen, Memmingen, Kaufbeuren und, wahrscheinlich, Pfullendorf. Sie alle waren mit dem Überlinger Recht „bewidmet“; wenn Überlingen auch nicht als „Oberhof“ seiner Tochterstädte fungiert zu haben scheint, d. h. als zweite oder Appellationsinstanz in Rechts- und Gerichtssachen, so, wie umgekehrt Freiburg im Breisgau für Überlingen selbst als „Oberhof“ fungierte. Buchhorn und Pfullendorf segelten dennoch mit ihrer Reichs- und „Außenpolitik“ öfters im Überlinger Schlepptau; die heutige Städtefreundschaft zwischen Überlingen und Wangen ist also nicht ganz ohne historische Präzedenz. Als Überlingen nach dem Untergang der Staufer 1268, wie andere Städte aus der staufischen Konkursmasse, Reichsunmittelbarkeit und Reichsfreiheit erstrebte und fand — anfangs wohl eher nur gedrängt, durch die schiere Kraft des Faktischen, bald aber auch aus eigenem Entschluß, weil Wille und Umsicht der von Patriziern und Zünften einvernehmlich gebildeten Stadtregierung nicht weniger bewirkt haben dürften als der auslösende Moment, ein dynastischer Zufall —, nahm die Stadt energisch an den Bündnisbestrebungen und „Einungen“ unter ihresgleichen teil. Sie sicherte sich so auf dem Felde der Politik eine Zentralität, die ihr auch auf

dem Felde der Wirtschaft, hier noch ungleich gewichtiger, übrigens recht rentierlich, zukam, durch den Wein- und vor allem der Kornhandel mit dem Ost- und zumal mit dem Südufer des Bodensees.

Dabei entstand eine enge „überseeische“ Verflechtung. Seit dem Wechsel der Innerschweiz zu Graswirtschaft und Großviehzucht im Spätmittelalter mußten die Eidgenossen ihren Bedarf an Getreide auswärts, in der Nachbarschaft befriedigen; der Überlinger Kornhandel florierte nun um so mehr, je stärker die Schweizer Wirtschaft von Getreideimporten abhing. Ein Denkmal dieses Handels liegt heute noch vor aller Augen: Die „Gred“, ihrem Kleide nach ganz Spätbarock, in ihrer Bausubstanz aber auch Erbin eines mittelalterlichen Vorgängers, im Stadtbild so unübersehbar wie in der Stadtgeschichte. Hingegen sind die vielen Bündnisse, die Überlingen eingegangen war — Sorge um Selbständigkeit, Landfrieden und Geleit, nicht weniger Symptom immer stärkerer Schwäche der Zentralgewalt im Reich! — vergessen und verweht, nur noch Spezialwissen der Historiker: 1315 der Beitritt zum Bund der Bodenseestädte; 1327 zum oberdeutschen Städtebund; 1331 zum ersten schwäbischen Städtebund; 1470 zum Bund der Städte am Nordufer des Bodensees mit Überlingen als Zentrum oder, wie man sagte, als dem „Vorort“.

Zentralitätsgewinne, Zentralitätsgefahren: Unangefochten blieb Überlingens Rang als Reichsstadt nicht allezeit. Es ist wenig, urbi et orbi zu wenig bekannt, daß die Überlinger Reichsstadtherrlichkeit beinahe schon wieder vorüber gewesen wäre, noch ehe sie richtig begonnen hatte. Am 3. Juni 1251 nämlich verpfändete Graf Wilhelm von Holland, den deutsche Fürsten 1247 zum König gewählt hatten, dem Konstanzer Bischof Eberhard IV. von Waldburg die Stadt Überlingen um 1000 Mark Silber für, wie es hieß, ihm und dem Reich geleistete Dienste. Verpfändung von Reichsstädten war ein durchs ganze spätere Mittelalter gebräuchlicher Notbehelf der Kai-

ser und Könige, um zu Geld zu kommen. Den Pfandnehmer aber kannte man in Überlingen gut: Seit Ende März 1248 hatte Eberhard von Waldburg, bereits Propst von St. Stefan in Konstanz, zudem die Überlinger Pfarrpfünde inne, wohl anstelle jenes kaiserlichen Gefolgsmanns, der vom Papst gerade abgesetzt worden war. Seine Überlinger Pfründe gab Eberhard von Waldburg auch nicht wieder her, als er schon im August 1248 den Konstanzer Bischofsstuhl bestieg, vielmehr behielt er sie, wenn nicht alles täuscht, bis zu seinem Tode 1274 bei. Mindestens einmal hatten die Überlinger also nicht nur einen Ehrendomherrn, sondern gleich den Bischof zum Pfarrer.

Freilich gelangten weder Bischof Eberhard noch König Wilhelm auch de facto in den Besitz der Stadt. Sonst hätte Überlingen womöglich das Schicksal Meersburgs geblüht, das von 1209/1210 bis zu seinem Anfall an Baden 1802/03 „überseeisches“ Eigentum des Hochstifts Konstanz gewesen ist. Schlaglichtartig macht der Appetit Eberhard von Waldburgs, eines der tatkräftigsten Nachfolger des hl. Konrad, auf die Stadt Überlingen jedenfalls das Bemühen der Konstanzer Bischöfe deutlich, ihren Territorialbesitz am Nordufer des Sees zu erweitern und abzurunden. Die Bürger von Überlingen aber, erst einmal an einen Konstanzer Bischof verpfändet, hätten alle Kraft zusammennehmen müssen, um sich wieder auszulösen. Schließlich betrug die Pfandsomme fast das Siebenfache dessen, was 1240 als Reichssteuer abzuführen gewesen war.

Um 1480 war Überlingen gleich aus zwei Richtungen bedroht. Zunächst hatte die Stadt, wenig später so entschiedene Alliierte des Hauses Habsburg, Umarmungsversuche Erzherzog Sigismunds des Münzreichen von Habsburg-Tirol in Innsbruck abzuwehren. Sigismund träumte von einem einigermaßen geschlossenen habsburgischen Territorium zwischen Vogesen und Fernpaß, und zur Verwirklichung solcher Träume suchte er alles

Mögliche und Unmögliche an sich zu bringen, Reichslehen, aber auch Reichsstädte. Anscheinend hat Überlingen daraufhin, sozusagen als das kleinere Übel, eine Ablehnung an die Schweizer ventiliert, nicht unähnlich Rottweil, seit 1463 verbündeter, seit 1519 gar „zugewandter“ Ort der Eidgenossenschaft. 1478 blieb Überlingen jedoch der Abschluß eines „Schirmvertrags“ mit Erzherzog Sigismund nicht erspart; auch andere benachbarte Reichsstädte, Pfullendorf, Ravensburg, Lindau, mußten sich hierzu bequemen.

Die flüchtige Vision eines Abdriftens der Reichsstadt zur Schweiz, quasi die eidgenössische Minute in der Überlinger Stadtgeschichte, läßt eine weitere Alternative zum Hergang in Tat und Wahrheit erahnen: Bis um 1530, bis zum endgültigen Scheitern der großen Bündnisvorhaben des Zürcher Reformators Huldrych Zwingli, war nicht auszuschließen, daß die Schweizer Nordgrenze einmal vom Bodensee an die obere Donau vorrücken würde. Überlingen hätte man sich sehr wohl als einen Schweizer Städtekanton vorstellen können, wie Basel oder, noch näher, wie Schaffhausen; eidgenössischer Ort seit 1501, hatte Schaffhausen sich auch erst 1454 mit den Schweizern verbündet, nachdem es bis 1415 österreichische Landstadt, alsdann aber Reichsstadt gewesen war. Solche Erwägungen sind keineswegs nur müßige „Konditional-“ oder „Eventualhistorie“, sondern Indizien dafür, daß wenig, was geschieht, notwendig so geschieht, wie es geschieht.

Eine Brutstätte derer, die auch am Bodensee, wie man sagte, um jeden Preis „schweizerisch werden“ wollten — klassische Horrorvision der süddeutschen Feudalwelt im 15. und frühen 16. Jahrhundert! —, war Überlingen mit alledem noch lange nicht; nur eine Reichsstadt, die, vom fernen, schwachen Kaiser, Friedrich III., im Stich gelassen, selbst zusehen mußte, wo sie blieb. Spätestens seit der Abdankung Erzherzog Sigismunds 1490 war die österreichische Gefahr für Überlingen beseitigt, die Notwendigkeit einer Schweizer

Option entfallen. Schon vorher, 1487, kam Friedrich III. zu Besuch. Seine Visite hat vielleicht auch die rätselhafte Devise des Kaisers, „AEIOU“, an einer Säule des Überlinger Reichlin-Meldegg-Hauses hinterlassen. Jedenfalls leitete der Aufenthalt Friedrichs eine neue Annäherung von Kaiser und Reichsstadt ein. Bald darauf faßte der Überlinger Rat den Entschluß zur Ausgestaltung der Ratsstube mit Darstellungen aller Reichsstädte nach dem Quaternionen-System, beginnend bei der Sitzfigur Friedrich III. So kann dieser Schmuck auch als Monument eines Aufatmens, allemal als handfeste Bekräftigung der Zugehörigkeit zum Reich verstanden werden; statt daß man darin nur, wie üblich, eine Überlinger Antwort auf die formelle Bestätigung der Reichsstandschaft aller Reichsstädte (1489) sieht.

Überlinger Zentralität entsprang selbst aus Bauernkrieg und Reformation. Weil die Stadt „sich in den negsten Lutterischen Beurischen Emborungen vnd aufrurigen Schweren leuffen vnns vnd der hailigen Christlichen Kirchen zu gehorsam Dapffer, mandlich vnd Redlich gehalten“, schenkte ihr Karl V. 1528 — so seine eigenen Worte! — nicht nur ein erneuertes Wappen, gleichsam eine „Reform zum Nulltarif“. 1547 garantierte der Kaiser dem Überlinger Markt vielmehr eine Art Monopol am ganzen Überlinger See: Im Umkreis von zwei Meilen, also von ca. 15 km, durfte künftig kein anderer Markt errichtet werden. Hierdurch waren der Handel mit Korn wie auch der mit Salz gleichermaßen geschützt, und Überlingen hat dieses Privileg bis in seine reichsstädtische Spätzeit eifersüchtig gehütet. Ein Konflikt mit dem Hause Bodman um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert, seit 1673, den die Eröffnung eines „Fruchtmarkts“ in Bodman hervorrief, stellte den Überlinger Argwohn eindrucksvoll unter Beweis; der Rat nahm es so genau, daß er die Entfernung Überlingen-Bodman nachmessen ließ. Dennoch mag man die Niederschlagung der Bauernrevolte im westlichen

Bodenseegebiet durch die Stadt unter Führung des Bürgermeisters Jakob Kessenring, eines Metzgers von Beruf, der nicht lange fackelte, bedauern. Immerhin wurde damals die Chance eines mehr genossenschaftlich statt herrschaftlich strukturierten deutschen Staatswesens auf Jahrhunderte vertan. Reformation, von Karl V. unbesehen mit den Agrarunruhen verquickt, hätte indessen auch Überlingen böse Konsequenzen beschert; denn auch hier wären wohl die Kirchen ausgeräumt und Altäre samt Bildern zerstört worden, wie etwa in Konstanz, Lindau oder St. Gallen, wo die altdeutsche sakrale Kunst fast vollständig verschwunden ist. Am Bodensee hat ja die streng bilderfeindliche Reformation Züricher, zwinglianisch-täuferischer Prägung gesiegt, nicht die bilderfreundliche oder doch Bilder duldende Reformation Martin Luthers, welche die Kunst um so weniger antastete, je weiter nach Norden hinauf wir kommen.

Zentralität in der Konfession: Unter den „Republiken des Kaisers“ nahm Überlingen, mit ein paar anderen Schwesterstädten katholisch geblieben, allerdings eine singuläre Stellung ein, dominant vollends im Land um den See, das seit etwa 1520 in Protestanten und Katholiken aufgespalten war, auch nach der erzwungenen Rückkehr von Konstanz 1548 zur alten Kirche. Als Hort des Katholizismus feierte die Stadt sich selbst bei der Visite Ferdinands I. 1563, dem letzten Besuch eines Kaisers. Erster Gang des unter Kanonendonner zu Schiff von Konstanz ankommenden Herrschers in Überlingen war der festliche Einzug, wahrhaft ein „Adventus Caesaris“, zum „Te Deum“ im Münster, Abschied ein Kreuzzeichen, das Ferdinand, beim „Hochbild“ angelangt, mit der Rechten über die Stadt zu seinen Füßen schlug, ehe er nach Salem weiterritt. An der Landestelle beim Gredhaus aber hatte den Gast die Priesterschaft in vollem Ornat, unter Mitführung von mancherlei „Heiltumb“, erwartet. Orgelklang und Salutsalven folgten hier aufeinander,

mittelalterliche Kaiserdevotion und gegenreformatorisches Pathos waren, im Schlußjahr des Trienter Konziles, eins. Stolz hielt ein Stadtchronist, Andreas Dafrid, der den Zug zum Münster mehrfach mit der Fronleichnamsprozession verglich, auch den Ausspruch Ferdinands fest, er sei in Überlingen „am Christlichsten empfangen“, „hieneben königlich traktiert und gehalten“ worden. Genüßlich kolportierte man in Überlingen weiter Sätze aus einem Brief des den Kaiser begleitenden Reichsvizekanzlers Dr. Sigmund Seld, Amtsnachfolger jener Überlinger Kleriker in staufischer Zeit: Er, Seld, wisse „in ganzer deutscher Nation jetzo keine Stadt, die also qualificiret wäre“. „Alle unsere weltliche Oberkeiten“ müßten „bei Bürgermeister und Rath dieser gleichwohl nit sonders ansehnlichen Stadt in die Schule gehen“. Schlichter waren die Überlinger Aufenthalte von Ferdinands Großvater Maximilian I. verlaufen, eher „Arbeitsbesuche“ als Staatsvisiten. Nur die Sitzfigur Maximilians im Ratssaal zeigte herrscherlichen Glanz; während dicht davor, als Brunnenfigur auf der Hofstatt, das Bild des Kaiser steht, der Überlingen ausgezeichnet, nie aufgesucht hat: Karl V., schwer gepanzert, den Orden vom Goldenen Vlies um die Schultern, in den Händen das erneuerte Stadtwappen und ein erhobenes Schwert, halb Imperator, halb Roland. Trugen Maximilians Überlinger Tage schwerlich so martialischen Anschein, dienten sie doch soldatischem Zweck. Der Kaiser hatte die Bedeutung der Reichsstadt als Vorposten und Grenzschutz des bröckelnden Imperiums bei seinem Kampf mit der Schweiz, der zu deren faktischem Ausscheiden aus dem Reichsverbande führte, einzuschätzen gelernt: Überlingen war im Krieg von 1499 Hauptquartier, Sitz des „Obersten Kriegsrats“; die Kampfhandlungen an einer Front mit der Ausdehnung von Breisach bis ins Etschtal wurden gutenteils hier dirigiert. Ebenso wichtig war die Stadt für die Verproviantierung. Den Kornexport nach der Schweiz hatte Überlin-

gen jetzt natürlich unterbrochen. Dieser Auseinandersetzungen mit den Eidgenossen wegen kam Maximilian, „letzter Ritter“ und, vor Karl V., auch letzter „Reisekaiser“, so oft an den See — wiederum Überlinger Zentralität, nun aber im Zeichen des Militärischen, noch vor dem Ausbau der Stadt zur Festung, der, damals forciert, erst Anfang des 17. Jahrhunderts abgeschlossen war.

Durch den Silberstift Carl Jacob Burckhardts berühmt ist eine Überfahrt Maximilians von Lindau nach Konstanz Ende Juli 1499, in den Tagen der Niederlage bei Dornach: Der Kaiser im leichten Morgennebel unter einem Baldachin, am Heck der großen Barke, läßt einen Herrn aus seinem Gefolge rufen, Willibald Pirckheimer, den Nürnberger Humanisten, Dürers kongenialen Freund. „Setzt Euch zu mir“, sagt ihm der Kaiser, „und hört meinem Reiterlatein zu“, und dann beginnt er einem Schreiber die Memoiren seines bewegten Lebens zu diktieren. Minder berühmt, nicht minder denkwürdig eine Begegnung Maximilians in Überlingen: Am 28. Juni 1516 gewährte der Kaiser in seiner wahrscheinlichen Herberge, dem Salmannsweiler Hof, dem Diplomaten und Schriftsteller Sigmund von Herberstein Audienz, der im Spätjahr zur ersten seiner beiden Legationsreisen nach Rußland abging, zum Großfürsten Wassilij III. von Moskau. Herberstein hat von der Audienz in seinen lange ungedruckten Tagebüchern, von den Reisen auch in seinen noch zu Lebzeiten, 1549, publizierten, vielgelesenen und vielübersetzten „Rerum Moscoviticarum Commentarii“ berichtet, der frühesten modernen Landeskunde Rußlands, einem Best- und Longseller von anno dazumal, heute ein Schatz der Überlinger Leopold-Sophien-Bibliothek.

Hundert Jahre nach dem Moskowiter-Buche Herbersteins, am Ende des 30jährigen Krieges, war den Zeitgenossen noch keineswegs ausgemacht, daß die Zukunft im Reich dem Flächenstaat gehören werde, nicht dem Stadtstaat. Erst die Nachwelt hielt dies nunmehr

für entschieden. Zwar hatte auch die Reichsstadt Überlingen den Krieg mühsam genug überstanden, schwer geschädigt durch eine schwedische und eine bayrische Belagerung (1634; 1644), die den Rebbau, eine Hauptnahrungsquelle der Stadt, jeweils für lange vernichteten. Und an den Kosten des Friedens, ebenso Kriegs- oder doch Kriegsfolgekosten, zahlte Überlingen sich, buchstäblich, fast zu Tode; notgedrungen wurde 1650 eines der reichsten Besitztümer zu einem Schleuderpreis abgestoßen, die Vogtei Ittendorf mit dem Weinort Hagnau. Danach kam die Stadt aber wieder zu Kräften.

1779 konnte sie für teures Geld von den Fürsten von Fürstenberg, als Erben der Heiligenberger Inhaber der Grafengewalt im Linzgau, die Hohe Gerichtsbarkeit für ihre „Landschaft“ kaufen, ein Territorium von rund 40 Dörfern, Weilern und Gehöften, durch die Verwaltungsreform 1972 gutenteils wieder nach Überlingen „eingemeindet“. Damit war Überlingen, dessen Hochgerichtsbarkeit bisher ungefähr am Ortsetter geendet hatte, endlich Herr im eigenen Haus. Verdichtung der Landeshoheit, nicht bloß Inventur, schwebte dem Überlinger Rat wohl auch schon 1664 vor. Als er durch einen Ravensburger Geometer, Johannes Morell, die gesamte Hohe und Niedere Gerichtsbarkeit der Stadt nach trigonometrischen Vermessungen und Berechnungen kartographisch aufnehmen ließ, hierzu lande eine der ersten derartigen Vermessungen überhaupt. Seiner „Landschaft“ wegen stand Überlingen übrigens den Schweizer „Städteorten“ näher als den meisten Reichsstädten nördlich des Bodensees, Nürnberg, Ulm oder Augsburg einmal ausgenommen. Nur jene waren bei der Schaffung eigener Territorien gleich erfolgreich.

In den Turbulenzen des 17. Jahrhunderts hatte sich die Überlinger Zentralität also behauptet, allen Aderlässen der Stadt zum Trotz; am Ausgang des 18. Jahrhunderts war sie sogar noch gestärkt. Schon ein Blick auf dieses eine Gemeinwesen lehrt deshalb, daß

Hegel den Mund zu voll nahm, wenn er den Reichsstädten insgesamt „innere Verdorbenheit“ nachrief. Die letzte, größte Gefahr für Überlingens Zentralität vor dem Ende des Alten Reiches resultierte denn auch keineswegs aus inneren Ursachen, sondern war von außen verhängt. Jetzt ging es freilich nicht mehr nur um Reichsunmittelbarkeit oder Reichsfreiheit; von vornherein stand die Zugehörigkeit zum Reich auf dem Spiel. Wie Gustav Wilhelm Hugo († 1844), der große Schilderer der Mediatisierung deutscher Stadtrepubliken aus dem vorigen Jahrhundert, feststellte, hat die kaiserliche Diplomatie im Zeitalter der französischen Reunionskriege ernsthaft mit dem Gedanken geliebäugelt, Überlingen Ludwig XIV. abzutreten — im Rücktausch gegen den vorderösterreichischen Breisgau, nebst Freiburg und Breisach damals eine französische Provinz. Man wußte in Wien, daß der Länderhunger des „Sonnenkönigs“ mit dem Erreichen der Rheingrenze noch nicht gesättigt war; offenbar stellte man dies, verzweifelt oder aber frivol, in Rechnung. Versailles selbst hatte bereits einen anderen Reichsstand am Bodensee im Visier, das Hochstift Konstanz. Zumindest einmal suchte Ludwig XIV. dort sogar Einfluß auf die Bischofswahl. Freilich war Frankreich wohl weniger an einer regelrechten „Landnahme“ als am Gewinn aus der Schlüsselstellung interessiert, die der Fürstbischof im Schwäbischen Reichskreis, einer auch militärisch zu berücksichtigenden Größe, innehatte. Und die Wiener Avancen auf die Reichsstadt Überlingen, schon 1643/44 unter französischer Besatzung, verfangen bei ihrem Adressaten dann doch nicht. Allerdings war unmißverständlich ans Licht gekommen, daß für Habsburg in diesem Falle Hausmacht vor Reich ging.

Wäre Überlingen unter Ludwig XIV. französisch geworden, hätten die Überlinger von heute vielleicht weniger Not mit der Sprachbarriere zwischen ihrer Stadt und der französischen Partnergemeinde Chantilly. Überlin-

gen verharrte aber beim Reich, fast bis zu dessen Auflösung. Anders als anderswo — man denke nur an die Reaktion von Goethes Mutter in Frankfurt! — nahm man hier jedoch den Verlust der Reichsfreiheit 1802/03 nicht nur klang- und klaglos hin, man begrüßte ausdrücklich, unter das milde Szepter Badens zu gelangen. Anscheinend hatten die Reibereien zwischen Bürgerschaft und Rat, die auch Überlingen, wie so viele Stadtrepubliken, heimsuchten (1765—1772; 1791—1796), allen reichsstädtischen Stolz verschüttet. Auch der nun erlittene Zentralitätsverlust berührte die Zeitgenossen sichtbar wenig. dabei war Überlinger Zentralität fortan einzig die Zentralität einer badischen Amts-, Einkaufs- und, nicht zu vergessen, Schulstadt; obschon keine der „weiterführenden Schulen“ im Überlingen des 19. und 20. Jahrhunderts mit dem Einzugsgebiet der reichsstädtischen Franziskanerschule konkurrieren konnte.

Diese hatte ihr Domizil im Konvent der „Minderbrüder“, einem der frühesten nördlich der Alpen, gehabt und war zeitentsprechend aufgestockt worden: Erst nur „Lateinschule“ (seit 1658), dann auch „Lyceum“, d. h. Philosophisch-Theologische Hochschule *avant la lettre*. Neben dem älteren Gymnasium der Konstanzer Jesuiten und neben dem jüngeren der Salemer Zisterzienser war die Schule der Überlinger Franziskaner eine profilierte Bildungsstätte in der weiten katholischen Schul- und Hochschulregion zwischen Dillingen und Freiburg. Die Patres animierten ihre Zöglinge auch zum Theaterspiel; mustert man die erhaltenen Spielpläne und Inhaltsangaben, die Periochen, wird kein Unterschied von der Bühnenleidenschaft der Jesuiten kund. Im Alltag pflegte die Schule, an einer katholischen Anstalt nach dem „Fall Galilei“ nicht selbstverständlich, ebenso die naturwissenschaften, etwa Physik. Absolventen der Überlinger Franziskaner-Schule, die erst 1810 ihre Pforten schloß, kamen aus dem ganzen Oberschwaben, eingerechnet die Ho-

henzollerischen Lande, Namen mit Zukunft darunter, so Michael von Jung, als Pfarrgeistlicher auch Autor und Rezitator der famosen Grablieder, betitelt „Melpomene“ (1837), ein Humorist von Gottes Gnaden, neben einem Sebastian Sailer sitz- und stimmberechtigt auf dem schwäbischen Parnass.

Die Überlinger Schulen badischer Ära waren also konstant statt Schulen Schwabens nurmehr Schulen des Linzgaus. Dagegen vergrößerte sich der Amtsbezirk oder, wie er zuletzt hieß, Landkreis Überlingen durch das 19. und frühe 20. Jahrhundert immerfort: 1812 traten das Amt Heiligenberg, 1857 die Ämter Salem und Meersburg, 1936 das Amt Pfullendorf hinzu. Allen diesen Verwaltungszentren war es ergangen, wie es Überlingen 1972/73 erging. Derlei Erfahrung macht den Verlust

vor zwanzig Jahren nicht weniger schmerzlich; zumal jene „Kreisreform“, was man auch immer anderes gesagt und geschrieben hat, geschichtlicher Fundierung durchaus entbehrte. Vielleicht spendet ein Blick aufs Auf und Ab der Zentralität, sozusagen auf deren Metamorphosen oder gar Metastasen, dennoch etwas wie ein Quentchen Trost: Erhärtert er doch, daß Geschichte stets auch Chancen barg — Chancen zu Ausgleich, Kompensation, ja zu Wiederherstellungen, wiewohl oft nur (die deutsche Geschichte der allerletzten Jahre lehrt es!) zu Wiederherstellungen auf Trümmern und unter Tränen. Gewiß, die Schwalbe „Große Kreisstadt“ macht noch keinen Sommer. Aber ein wenig wurden Überlingen jetzt auch nach außen hin wieder, was es schon einmal war.

Der Krieg von 1866 und die Zivilbevölkerung im Bezirk Tauberbischofsheim

Wilhelm Seußler, Karlsruhe

Im Jahr 1866 wurde die politische Zielsetzung einer großdeutschen oder kleindeutschen Lösung (großdeutsche Lösung mit Österreich in einem Deutschen Reich, kleindeutsche Lösung ohne Österreich, dann aber mit einer Vormachtstellung Preußens im Deutschen Reich) blutig entschieden. Auf der Seite der Österreicher standen sämtliche süddeutschen Staaten. Von Preußen wurde eine Armee, die sogenannte Mainarmee nach Süddeutschland in Marsch gesetzt, die die zusammengewürfelten und uneinigen süddeutschen und österreichischen Truppen nach einigen Gefechten main- und tauberaufwärts verfolgte und sie schließlich bis Würzburg zurückdrängte.

Auch im nördlichsten badischen Landesteil tobten einige Gefechte, die trotz teilweise tapferer Gegenwehr (vor allem der Württemberger bei Tauberbischofsheim) mit Siegen der preußischen Truppen und ihrer norddeutschen Verbündeten endeten.

Über die militärischen Aktionen sind erschöpfende Abhandlungen vorhanden. Weniger bekannt ist jedoch, was die Zivilbevölkerung in diesem Bruderkrieg erlitt.

Hier soll deshalb in erster Linie nicht auf die kriegerischen Ereignisse eingegangen werden, sie werden nur dort erwähnt, wo es zum besseren Verständnis notwendig wird.

Es begann mit einem echten Maulkorberlaß. Ganz offensichtlich hielt man darüber hinaus in Karlsruhe die Bewohner des Hinterlandes für beschränkt, konnte aber nicht verhindern, daß sich diese nicht besonders beeindrucken ließen und daher immer wieder Meldungen und Berichte der Bezirksämter an die Regierung gelangten, daß Versammlungen,

die nicht mit den ausgegebenen Parolen in Einklang standen, stattfanden und Äußerungen nicht die offizielle bad. Haltung vertraten.

Das Schreiben des Ministeriums des Innern Nr. 8233 vom 24. Juni 1866, die Sicherheit des Landes während des Krieges betr., gab den großherzoglichen Bezirksämtern nähere Verhaltensmaßregeln.

... Da gegründete Hoffnung vorhanden ist, daß unser Land zunächst nicht, hoffentlich überhaupt nicht, der unmittelbare Schauplatz werde, ist die Bevölkerung von unmittelbaren sehr schweren materiellen Opfern nicht bedroht, und das weitverbreitete Mißtrauen in die Zukunft, welches vielfach eine fast völlige Creditlosigkeit hervorgerufen hat, ist nicht gerechtfertigt...

Es ist unvermeidlich, daß bei dem Ursprung des bevorstehenden Kampfes in der Bevölkerung mancherlei politische Meinung über denselben bestehen. Die großherzogliche Regierung hat in Übereinstimmung mit den Kammern und im Verein mit der großen bundestreu gebliebenen Mehrzahl der deutschen Regierungen sich auf die Seite des Rechts des deutschen Bundes und der Herzogtümer Schleswig-Holstein gestellt und die Söhne des Landes werden für diese Sache ihr Leben einsetzen.

Es ist von der Liebe der Bürger zu ihrem Vaterland, der Wurzel auch der patriotischen Hingebung für die allgemeinen deutschen Interessen, zu erwarten, daß sie die Stellung, welche der Staat ergriffen hat, unbedingt und rückhaltlos auch zu der ihrigen zu machen, damit unser Baden sicher sei, als ein geachtetes und würdiges Glied unter den deutschen

Staaten auftreten zu können. Dies setzt vor allen Dingen innere Einigkeit und strenge, zuchtvolle Ordnung voraus . . .

Dagegen läßt sich nicht verkennen, daß im jetzigen Augenblick der Erregtheit und Spannung Volksversammlungen zu politischer Erörterung statt einiger Zusammenfassung der Kräfte zum wichtigsten Ziele, dem der Verteidigung des Vaterlandes leicht die Gefahr einer nutzlosen und schwächenden Aufreizung und Spaltung der Gemüter über Nebendinge mit sich bringen . . .

Ganz so zuversichtlich klang die Verfügung des Ministeriums des Innern Nr. 9277 vom 17. 7. 1866 nicht mehr. Sie traf Anweisungen für den Fall einer Bedrohung und Besetzung des Landes oder einzelner Landesteile durch feindliche Truppen.

Unruhe machte sich in den Behörden breit, auch die Bevölkerung wartete mit Spannung auf die weitere Entwicklung.

Am 6. 7. 1866 ging ein Telegramm aus Karlsruhe in Wertheim ein, in dem um weitere Nachrichten (über preußische Truppenbewegungen!) gebeten wurde. Das Telegramm enthielt auch die Anweisung, daß die „Civilbehörden jedenfalls auf dem Platz bleiben“.

Am gleichen Tag ging ein weiteres Telegramm an den Oberamtmann von Stengel ab, in dem er vom großherzoglichen Kriegsministerium zu weiteren Nachrichten über Truppenbewegungen in dortiger Gegend aufgefordert wurde.

Am 14. 7. 1866 wurde das Bezirksamt Wertheim telegraphisch angewiesen, die Zeitungen sogleich aufzufordern, über die Bewegungen der süddeutschen Truppen derzeit keine Nachrichten zu bringen, welche nicht in der Karlsruher Zeitung ständen.

Am folgenden Tag bat der Unterchef des Generalstabs der süddeutschen Truppen aus Dieburg telegraphisch um Nachricht über die Bewegungen der preußischen Truppen in Richtung Aschaffenburg, Miltenberg, Würzburg. Das Bezirksamt Miltenberg telegraphierte am gleichen Tag an das Bezirksamt Wertheim, daß Aschaffenburg von den Preu-

ßen besetzt sei. Da eine Abteilung Badener in Obernburg eingetroffen sein sollte, bewegte sich eine preußische Truppeneinheit nach Kleinwallstadt. Weitere Benachrichtigungen überließ das Bezirksamt Miltenberg dem Bezirksamt Wertheim, da die Anschrift des Generalstabs nicht näher angegeben worden war. Das Bezirksamt Wertheim wurde am 16. 7. 1866 vom Bezirksamt Miltenberg telegraphisch befragt, ob bayrische Truppen im Amt Wertheim oder eventuell wie weit entfernt stehen.

Nachts um 24.00 Uhr schrieb der Bürgermeister aus Freudenberg am 16. 7. 1866 in größter Eile an das Bezirksamt Wertheim: „Es sind heute Nachmittag dort (gemeint ist Miltenberg!) 700 österreichische und 200 hessische Husaren angekommen und einquartiert. Die Badener sollen in Obernburg übernachten. An allen Orten mainabwärts bis Obernburg befinden sich ca. 10—12 000 Mann Bundestruppen. Sie wollen nach Schweinfurt. Weg nicht bekannt.“

Ein Telegramm der 2. Division des VIII. deutschen Armeekorps vom 18. 7. 1866 ersuchte das Bezirksamt Wertheim um Entsendung von 2—3 Gendarmen in der Frühe des 19. 7. nach Neunkirchen, um als Wegweiser für die Truppen zu dienen.

Der Bürgermeister der Stadt Freudenberg meldete am 21. 7. 1866 schriftlich, daß eine preußische Patrouille von 4 Mann am jenseitigen bayrischen Ufer erschien und sich übersetzen ließ. Der Wachtmeister erklärte dabei, daß sie bloß gekommen seien, um den Freudenbergern zu zeigen, daß sie nicht so fürchterlich wirtschaften, wie es die hiesigen Einwohner meinen und daß sie sich vor den Preußen nicht zu fürchten brauchten.

Die Mannschaft stellte ihre Pferde ein, ohne sich nach anderen Truppen zu erkundigen. Die Patrouille hielt sich eine Stunde in Freudenberg auf. Die Hessen waren aus Miltenberg abgezogen, am 21. 7. 1866 war die Stadt von Truppen entblößt. Der Bezirksamtmann Weidner von Miltenberg teilte am 18. 7.

1866 der Stadt Freudenberg mit, daß die Preußen in Obernburg und Klingenberg waren, dort Brot, Mehl usw. durch die Gemeindebehörden requirieren ließen und dann wieder abzogen.

Das 5. und 3. Infanterieregiment, Artillerie, Dragoner waren in Miltenberg, die Jäger und Grenadiere waren am gleichen Morgen über Eichenbühl weitermarschiert.

Außerbadische Truppen waren keine da, hessische Truppenteile befanden sich in Vielbrunn und Umgebung.

In einem Schreiben vom 21. 12. 1866 stellte das Bezirksamt Miltenberg dem Bezirksamt Wertheim gegenüber fest, daß am 23. 7. 1866 beiläufig 25 000 Mann preußischer Truppen durch Miltenberg gezogen wären, wovon 6000 Mann Quartier genommen hätte. General Beyer, der mit seinen Truppen kam, rückte am 24. 7. weiter.

Am 24. 7. 1866 marschierten gegen 20 000 Mann durch Amorbach, 5000 Mann blieben im Quartier. Es handelte sich um Truppeneinheiten der Division Goeben.

Am 24. 7. folgten ungefähr 5000 Mann Oldenburger den preußischen Truppen durch Miltenberg. Nach dem Abmarsch der Oldenburger am 25. 7. waren ungefähr 2000 Lübecker in Miltenberg und nach deren Abmarsch am 26. 7. ungefähr 2000 Hamburger eingerückt.

Durch Freudenberg waren in der Nacht vom 23. auf 24. 7. 2186 Mann Preußen in Richtung Bürgstadt durchgezogen.

Von Boxtal und Wessental marschierten die am 24. 7. von 7.00 bis gegen 12.00 Uhr anwesenden runden 6000 Mann verschiedener Waffengattung in Richtung Nassig.

Der Landeskommisär für die Kreise Mosbach, Heidelberg und Mannheim traf während dieses Feldzuges im rückwärtigen Frontgebiet ein. Aus seinen Aufzeichnungen, Schreiben und Berichten können wir ersehen, wie es außerhalb der Gefechtsberührungen beim Aufmarsch und Rückzug der Verbündeten zuging.

Aus Mosbach schrieb er am 18. 7. 1866, daß es mit der Verpflegung der Soldaten nicht klappte. Das betraf vor allem die Württemberger und Hessen. Es trieben sich Österreicher, Württemberger, mitunter auch Badener, einzeln herum, welche behaupteten, von ihren Regimentern abgekommen zu sein.

In einem Schreiben aus Tauberbischofsheim vom 22. 7. teilte der Landeskommisär mit, daß das enge Zusammenlegen der Truppen allen Verhältnissen nach nur wenige Tage von der betroffenen Gegend getragen werden kann, wenn nicht schwere Mißstände erwachsen sollten.

Am nächsten Tag kamen ihm Klagen zu, daß kurhessische Husaren eigenmächtig in der Gemeinde Marbach requirierten.

Das Ministerium des Innern schrieb am 17. 7. 1866 (Nr. 9340) dem Bezirksamt Tauberbischofsheim, daß das Herannahen feindlicher Truppen, die Besetzung eines zum Bezirk gehörigen Ortes sowie kriegerische Vorkommnisse innerhalb der Bezirksgrenze, sobald zuverlässige Kenntnis erlangt war, unverzüglich telegraphisch anzuzeigen war. Auch war über die Aufstellung eigener Truppen oder die Aufstellung verbündeter Truppen in dem Amtsbezirke schriftliche Anzeige an das Ministerium zu machen.

Am 20. 7. 1866 meldete daraufhin das Bezirksamt, daß die österreichische Brigade Hahn in der Frühe eingetroffen war. Gleich danach traf die ganze 1. württembergische Division ein und quartierte sich in Tauberbischofsheim und in den nordöstlichen Orten des Bezirks mit dem Hauptquartier in Großrinderfeld ein. Am Mittag wurde das Hauptquartier des VIII. Armeekorps in Tauberbischofsheim aufgeschlagen.

Am Mittag des 21. 7. zog das 8. Regiment der Württemberger in Tauberbischofsheim durch, um zu biwakieren, wo tags zuvor die österreichische Brigade Hahn gelegen hatte. In Königheim und Umgebung waren etwa 10 000 Hessen einquartiert. Auf einer Quadratfläche von 8—10 Stunden (1 bad. Wegst.

Nach einem sehr erschöpfenden Bericht des Bürgermeisters Berberich aus Uissigheim vom 14. 12. 1866 wurden im Dorf vom 24. 7. mittags 13.00 Uhr bis 25. 7. 1866 früh 4.00 Uhr folgende königlich preußische Truppen auf ihrem Vormarsch festgestellt:

	Stabs-offiziere	Offiziere	Soldaten	Pferde
1. Bataillon des 2. preuß. Inf.Reg.	5	20	992	27
2. Füsilierbataillon	—	19	774	17
10. Husarenregiment	—	16	300	332
Feld-Artillerie-Reg. Nr. 8	—	2	110	90
Bedeckung der Bagagewagen	—	—	72	40
	5	57	2248	506

= 4,444 km) lagen rund 40 000 Mann um Tauberbischofsheim.

Im Telegramm des Landescommissärs aus Walldürn an das Bezirksamt Tauberbischofsheim, abgesandt am 18. 7. 1866, wurde das Eintreffen einer 7000 Mann starken Brigade für den folgenden Tag angekündigt. Die Einwohner von Tauberbischofsheim und Umgebung sollen sogleich aufgefordert werden, für möglichst viel Brot, Wein und Bier zu sorgen. Die Abgabe erfolgte gegen Bezahlung.

Das Bezirksamt Tauberbischofsheim forderte mit seinem Schreiben Nr. 12698 vom 19. 7. 1866 die Bürgermeisterämter Dittigheim, Distelhausen, Impfingen, Hochhausen, Werbach und Großrinderfeld auf, dieses Brot auf den Wörth unterhalb der Tauberbrücke zu liefern.

Am 20. 7. 1866 wurde festgestellt, daß die Truppen auch mit frischem Wasser versorgt werden müßten.

Die Verpflegungsleitung der k. und k. österreichischen Truppen in Gerlachsheim teilte dem Bezirksamt Tauberbischofsheim am 20. 7. 1866 mit, daß das Brotdepot zur Zeit seine Aufgabe nicht erfüllen konnte. Das Bezirksamt sollte demzufolge in den Orten der Umgebung von Gerlachsheim und Lauda, welche keine Militäreinquartierung hat-

ten, von jedem Hausbesitzer 4 Stück ortsübliche Brote erzeugen und gegen Barzahlung beim Kolonnenverpflegungsmagazin in Lauda abliefern lassen. So sollten 4000 Brote zusammenkommen.

Wie geradezu liederlich die Aufklärung bzw. die Benachrichtigung der höheren Stellen vor sich ging, zeigt ein Telegramm aus Karlsruhe nach Tauberbischofsheim vom 24. 7. 1866: „Aus Buchen wird ein Zusammenstoß preußischer und badischer Truppen bei Hardheim gemeldet. Bitte umgehende Antwort, ob das wahr ist! Sind noch keine Anordnungen vom Oberkommando wegen Waffenruhe getroffen? Friedrich.“

Aus Tauberbischofsheim ging am 24. 7. 1866 ein Telegramm an den Großherzog Friedrich mit folgendem Inhalt ab:

„Oberamtmann Dr. Schneider bringt Depesche. Von Waffenstillstand keine Rede. Offensive in Aussicht für nächste Tage. Karl gestern nach gutem Gefecht nach Karlsruhe mit Meldung abgereist, ebenso Major von Türkheim wegen Krankheit, wird Meldung erstatten. Wir fochten gegen Division Flies. 5tes Regiment sehr brav. Ganze 1. Brigade, 3 Eskadrons des 2. Regiments, 2 gezogene Batterie waren tüchtig im Feuer. Waffenstillstand wünschenswert. Wilhelm“

Wegen der weiteren Brotversorgung der Truppen mußte das Bezirksamt Tauberbischofsheim mit Verfügung Nr. 12910 vom 25. 7. 1866 eingreifen. Es erließ die Aufforderung an die 10 Bäckermeister der Stadt, die sich angeblich weigerten, weiter Brot zu backen, bei Androhung einer Strafe von bis zu 100 Gulden ihrer Verpflichtung nachzukommen. Wenn keine Bezahlung erfolgen sollte, mußten sie sich ordentlich Empfangsbescheinigungen geben lassen.

Wie wir aus dem Bericht des Amtsvorstandes des Bezirksamtes Tauberbischofsheim erfahren, bemächtigte sich der Stadt eine außerordentliche Angst, zum Schlachtfeld zu werden. Der Amtsvorstand, der sich während des Kampfes in der Stadt aufhielt, erstellte einen umfangreichen Augenzeugenbericht unmittelbar nach der Einstellung der Feindseligkeiten.

Bei dem Gefecht von Tauberbischofsheim am 24. 7. 1866 gerieten das Haus, in dem später die Wirtschaft zur Traube eingerichtet war, das Haus Treu in der Eichgasse und die Scheune des Gerbermeisters Knecht in Brand, darüber hinaus wurden insgesamt 76 Häuser beschädigt. (Nach anderen Angaben wurden 67 Häuser beschädigt). 2 Tauberbischofsheimer Bürger wurden verwundet: 1. Johannes Seubert durch einen Granatsplitter in die Schulter, 2. Franz Werr durch einen Granatsplitter am Augenlid. (Die Gefechte bei Hundheim, Werbach und Tauberbischofsheim 23. und 24. 7. 1866).

Das Großherzogtum Baden hatte ab 1. 8. 1866 an die preußischen Truppen (Feldproviandamt der Division Fließ) zu liefern:

6000 Laib Brot zu je 5—6 Pfund,
40 fette Ochsen,
6 Zentner gebrannten Kaffee,
6 Zentner Salz,
600 Zentner Hafer,
120 Eimer gutes Bier,
1000 Flaschen Wein für Offiziere und
120 eimer Branntwein.

(Auf den Wein wurde verzichtet, dafür waren

aber 660 Quart (preußisches Maß) guten Branntwein zu stellen.) Das Feldproviandamt befand sich vom 27.—29. 7. 1866 in Würzburg, ab 30. 7. 1866 in Greußenheim.

(laut Dislokationslisten)

Das badische Kriegsministerium II. Section erklärte mit Verfügung Nr. 15666 vom 1. 8. 1866, daß es erhebliche Quantitäten an Fleisch in lebendem Vieh, Reis, Gerste, Kaffee, Zucker, Brot, Zwieback, Wein sowie Hafer und Heu für Pferde nach Mosbach an den dortigen Etappenkommandanten hatte abgeben lassen. Damit sollten die zurückmarschierenden eigenen Truppen verpflegt werden.

Die Lieferungen von Lebensmitteln und der Fourage für die Pferde wurden einzelnen Bezirksamtern anteilmäßig aufgetragen.

Es sind schöne Zusammenstellungen möglich, ob diese allerdings vollzählig sind, ist nicht sicher:

z. B.

Bezirksamt Schwetzingen 40 Ochsen
zu je 250 Gulden = 10 240 fl 20 Kreuzer
(mit Nebenkosten)

Bezirksamt Sinsheim 1200 Zentner Hafer
zu je 8 Gulden = 9600 Gulden

Bezirksamt Mannheim
= 12 571 Gulden 18 Kreuzer

Bezirksamt Heidelberg
= 16 195 Gulden 15 Kreuzer

Diese Lieferungen kommen sehr unregelmäßig an.

Die Bahn und der halbe Kreis Mosbach sind laufend in Versorgungstransporten unterwegs.

Es kamen auch Hilfslieferungen für die Notleidenden und Hilfsbedürftigen an.

Dabei muß erwähnt werden, daß viele private Spenden eingingen. In jedem Bezirksamt wurde laut Anordnung des Innenministeriums Nr. 10560 vom 15. 8. 1866 eine Unterstützungskommission gebildet, in dem der Amtsvorstand des Bezirksamtes als Vorsitzender, die Mitglieder des Bezirksrates, der Bezirksarzt, der 1. katholische Pfarrer der Amts-

stadt und der mit der Pastoration der Evangelischen daselbst betraute Geistliche vertreten waren.

Den Soldaten wurden bei ihrer Entlassung aus den Lazaretten im Bezirk Wertheim und Tauberbischofsheim kleinere Geldbeträge für die Rückkehr in die Heimat oder in ihre Garnisonen überreicht, z. B. über den Stabsarzt Dr. Beck usw.

Sogar Gerichtskosten, vor allem Geldstrafen, wurden einem karitativen Zweck zugeführt.

In einem Verzeichnis der Gemeinden der Amtsbezirke Tauberbischofsheim, Walldürn und Wertheim wurden die Verteilung der Kirchenkollekte und der Privatspenden festgehalten: (Privatspenden in Klammern)

A. Bezirk Tauberbischofsheim

a. Tauberbischofsheim	1500 fl (3500 fl)
b. Brunntal	150 fl (100 fl)
c. Dienstadt	100 fl (200 fl)
d. Dittigheim	100 fl (250 fl)
e. Eiersheim	100 fl —
f. Gerchsheim	1600 fl (1600 fl)
g. Gerlachsheim	250 fl (400 fl)
h. Großrinderfeld	1500 fl (1200 fl)
i. Grünsfeld	200 fl —
k. Grünsfeldhausen	150 fl (100 fl)
l. Hochhausen	100 fl (500 fl)
m. Ilmspan	250 fl (250 fl)
n. Impfingen	600 fl (150 fl)
o. Marbach	200 fl (100 fl)
p. Messelhausen	200 fl —
q. Paimar	100 fl (200 fl)
r. Schönfeld	350 fl (500 fl)
s. Uissigheim	250 fl (250 fl)
t. Wenkheim	110 fl —
u. Werbach	1200 fl (400 fl)
v. Werbachhausen	150 fl (400 fl)
w. Königheim	— (400 fl)
x. Krensheim	— (200 fl)
y. Küts	— (100 fl)
z. Oberlauda	— (100 fl)

B. Bezirk Walldürn

a. Walldürn	100 fl (1750 fl)
b. Hardheim	700 fl (880 fl)

c. Höpfingen	200 fl (290 fl)
d. Rippberg	200 fl (290 fl)
e. Schweinberg	150 fl (290 fl)

C. Bezirk Wertheim

a. Wertheim	250 fl (2305 fl)
b. Boxtal	75 fl —
c. Gamburg	225 fl (175 fl)
d. Freudenberg	400 fl (830 fl)
e. Hundheim	600 fl (100 fl)
f. Kilsheim	700 fl (750 fl)
g. Mondfeld	100 fl (150 fl)
h. Rauenberg	30 fl —
i. Bestenheid	(150 fl)
j. Bettingen	(200 fl)
k. Dertingen	(600 fl)
l. Eichel	(190 fl)
m. Kembach	(300 fl)
n. Niklashausen	(200 fl)
o. Reicholzheim	(800 fl)
p. Urphar	(250 fl)

Die Schäden beliefen sich nach den amtlichen Feststellungen auf folgende Summen:

1. Tauberbischofsheim	78017 fl 52 Kr
2. Beckstein	428 fl 24 Kr
3. Brehmen	789 fl 26 Kr
4. Brunntal	1137 fl 44 Kr
5. Buch am Ahorn	781 fl 48 Kr
6. Dienstadt	4325 fl 41 Kr
7. Distelhausen	1919 fl 45 Kr
8. Dittigheim	4468 fl 34 Kr
9. Dittwar	6 fl — —
10. Eiersheim	2826 fl 58 Kr
11. Gerchsheim	59597 fl 22 Kr
12. Gerlachsheim	6388 fl 07 Kr
13. Gissigheim	1441 fl 26 Kr
14. Großrinderfeld	34451 fl 19 Kr
15. Grünsfeld	3732 fl 20 Kr
16. Grünsfeldhausen	2147 fl 54 Kr
17. Heckfeld	371 fl 13 Kr
18. Hochhausen	11772 fl 16 Kr
19. Ilmspan	6532 fl 55 Kr
20. Impfingen	4894 fl 53 Kr
21. Königheim	10306 fl 13 Kr
22. Königshofen	6699 fl 03 Kr

23. Krensheim	2252 fl 26 Kr
24. Kützbrunn	614 fl 48 Kr
25. Lauda	5029 fl 01 Kr
26. Marbach	599 fl 43 Kr
27. Messelhausen	801 fl 30 Kr
28. Oberbalbach	412 fl 52 Kr
29. Oberlauda	342 fl 38 Kr
30. Oberwittighausen	1580 fl 20 Kr
31. Paimar	3645 fl 14 Kr
32. Poppenhausen	1491 fl 59 Kr
33. Schönfeld	17967 fl 13 Kr
34. Uissigheim	5184 fl 47 Kr
35. Unterbalbach	769 fl 36 Kr
36. Unterwittighausen	653 fl 50 Kr
37. Vilchband	524 fl 44 Kr
38. Wenkheim	3956 fl 20 Kr
39. Werbach	7851 fl — Kr
40. Werbachhausen	1673 fl 13 Kr
41. Zimmern	788 fl 05 Kr

Der gesamte Schaden erreichte also allein im Gebiet des Bezirksamtes Tauberbischofsheim die Höhe von annähernd 300 000 Gulden. Wie es zu diesen Schäden gekommen war, soll an den Beispielen einiger Orte aufgezeigt werden.

Dienstadt

Am 21. und 22. 7. 1866 lagen 300 Mann Hessen im Quartier. In der Nacht vom 24. auf den 25. Juli lagerte die Oldenburger Brigade mit ungefähr 6000 Mann im Ort und nahm alle vorhandenen Nahrungsmittel. Von Tauberbischofsheim her erfolgte zwischen dem 24. 14.00 Uhr bis 25. 9.00 Uhr Kanonenbeschuß, der allerdings nur Flurschaden anrichtete. Geschätzter Schaden 3373 fl 6 Kr.

Marbach

Vom 20.—23. 7. 1866 waren 159 Mann Kurhessen und 170 Pferde im Ort untergebracht. Der Aufwand belief sich auf ca. 1300 fl, davon 522 fl für die preußische Division von Flies. Am 30. und 31. 7. hier einquartierte Badener verursachten keine Schäden oder Kosten.

Hochhausen

Die württembergischen und später die preußischen Truppen hatten auf der Gemarkung Feldlager, wobei ein Flurschaden in Höhe von 6000—7000 Gulden entstand.

Es gab zwei Brandverunglückte: Josef Thee und Egidius Berberich. Die preußischen und oldenburgischen Requisitionen erreichten eine Höhe von 3804 fl 4 Kr.

87 Offiziere, 3849 Unteroffiziere und Soldaten mit 498 Pferden lagen 1 Tag im Quartier, 2200 Württemberger und 800 Hessen-Darmstädter waren zuvor 2 Tage in und um Hochhausen untergebracht.

Der Schaden belief sich alles in allem auf 20 000 Gulden.

Werbach

21. 7. 1866—22. 7. 1866 waren insgesamt 1556 Mann Kurhessen mit 539 Pferden im Quartier. Ihnen folgten am 23. 7. 254 Badener mit 266 Pferden, am 24. 7. dann 3000 Preußen mit 360 Pferden, am 25. und 26. 7. schließlich 1400 Oldenburger mit 196 Pferden, am 27. und 28. 7. noch 298 Hamburger mit 310 Pferden, am 4. und 5. 8. nochmals 2378 Preußen mit 514 Pferden sowie 437 preußische Husaren mit 463 Pferden, also insgesamt 16 948 Mann und 5241 Pferde jeweils einen Tag.

Der Schaden wurde auf 8000 fl für Quartierkosten beziffert. Die Kontributionen ergaben nochmals 8310 fl 17 Kr. Im Ort waren 2 Lazarette eingerichtet, eines für die Badener und eines für die Oldenburger, wofür ebenfalls je 1000 fl aufgewendet werden mußten. Dem Vinzenz Dahl wurde beim Gefecht am 24. 7. 1866 durch Kanonentreffer ein Schaden von 400—500 Gulden zugefügt, dem Nicolaus Gengel wurde das Haus durch preußische Artillerie einsturzreif geschossen, so daß hier der Gebäudeschaden mindestens 200 Gulden ausmachte.

Der Josef Englert kam mit seinem Lohnfuhrwerk von Tauberbischofsheim um 14.00 Uhr unterhalb Impfingen in preußisches Kano-

nenfeuer, das auf den Impfinger Friedhof ging, von wo die Badener zurückschossen. Englert wurde in Deckung gezwungen und mußte bei dem immer stärker werdenden Feuer nach Distelhausen fliehen. Abends um 20 Uhr, als das Gefecht vorüber war, fand Englert sein Fuhrwerk nicht mehr vor. Der ihm hierdurch entstandene Schaden erreichte den Betrag von 150 Gulden.

Großrinderfeld

Martin Hofmann wurde von den Württembergern 2 Ochsen und von den Preußen 1 Rind zum Schlachten weggenommen. Der Schaden wurde auf 550 Gulden beziffert.

Wendelin Hörner kam mit seinem Fuhrwerk, in dem er württembergische Fourage geladen hatte, am 24. 7. 1866, 14.00 Uhr, bei Tauberbischofsheim ins Gefecht und mußte das Fuhrwerk stehen lassen. Hörner kroch im Straßengraben nach Großrinderfeld zurück und hörte nichts mehr von seinem Fuhrwerk. Ihm entstand ein Schaden von 350 Gulden.

Michael Thoma, jung, mußte 2 Zugochsen an die Preußen abgeben und erlitt dadurch eine Einbuße in Höhe von 320 Gulden.

Dem Johann Leuchtweis, Sohn des Sebastian Leuchtweis, erging es wie dem Wendelin Hörner. Der Schaden betrug 800 Gulden.

Dem Franz Schenk nahmen die Oldenburger 1 Paar Zugochsen mit, so daß er 275 Gulden einbüßte.

Dem Johann Endres wurden von den Oldenburgern 3 Zugochsen weggenommen und für 50 Gulden Heu verdorben. Sein Gesamtschaden erreichte die Höhe von 400 Gulden.

Michael Leuchtweis büßte durch die Preußen 2 Zugochsen, 1 Kuh und 1 Rind ein. Das ergab 600 Gulden an Kosten.

Vinzenz Hörner hatte am 24. und 25. 7. sein sämtliches Heu im Wert von 130 Gulden an Badener und Hessen abgeben müssen. Die Württemberger nahmen 2 Rinder im Wert von 90 Gulden mit. Die Witwe des Julius Hörner mußte 2 Zugochsen (Wert 300 Gulden) den Preußen zum Schlachten überlassen.

Dem Sebastian Schweizer wurden für 1044 Gulden Waren von den Bundestruppen und den Preußen aus seinem Laden entnommen. Ferdinand Leuchtweis hatte einen Schaden in Höhe von 500 Gulden an Waren, Wein und Heu, der ihm von Württembergern und Preußen zugefügt worden war. Dem Johann Michel waren von den Bremern 2 Rinder im Wert von 100 Gulden weggeführt worden.

Den 5 Wirten des Dorfes waren von verschiedenen Truppen Vieh, Wein, Brot, Geschirr, Kleider, Weißzeug, Futter, Stroh und Holz weggenommen worden. Die Schadensübersicht ergab für

Nikolaus Spinner vom „Straußen“	400 fl,
Franz Thoma vom „Ochsen“	160 fl,
Michael Stelzenberger vom „Löwen“	600 fl,
Andreas Schmitt vom „Adler“	1200 fl und
Joseph Steiler vom „Grünen Baum“	200 fl.

Allgemein waren noch Einbußen an Holz zu verzeichnen.

Vom 20. 7.—5. 8. 1866 betrug die Einquartierung 20—25 Mann pro Haushalt.

Vom 29. 7.—5. 8. lagen in dem Dorf mit 1149 Seelen 56 Offiziere, 1903 Unteroffiziere und Mannschaften mit 747 Pferden.

Der Gesamtschaden wurde mit insgesamt 45 000 Gulden beziffert.

Gerchsheim

Dem Bürgermeister wurden am 25. und 26. 7. von den Preußen 2 Ochsen, 6 Gänse, 25 Hühner, 8 Malter Spelz, 160 Zentner Heu, 40 Pfund Schmalz, 200 Eier, 5 Sester Dürrobst, 18 Laib Brot, alles vorrätige Fleisch, verschiedene Kleidungsstücke und 300 Gulden Bargeld, alles bewegliche Küchengerät samt der gerade vorhandenen Milch und Butter weggenommen, so daß er insgesamt 1600 Gulden verlor.

Lienhard Fischer mußte sich mit dem Verlust von 2 Ochsen, 2 trächtigen Kalbinnen, 1 Leiterwagen, 100 Zentner Heu, 12 Malter verschiedener Früchte und 2000 Roggengarben im Gesamtwert von 2500 Gulden abfinden.

Dem Braumeister Lurz brachten die Wegnahme von 200 Eimern Bier, 3 Eimern Wein, 1 Ochsen, 2 Rindern, 6 Gänsen, 32 Hühnern, 20 Maltern Malz und 200 Bierfäßchen, die von den Preußen für ihre Versorgung mit frischem Wasser gefüllt wurden, einen Schaden von 5000 Gulden, da er noch zusätzlich bei dem Gefecht einen Gebäudeschaden am Brauhaus erlitt, wobei die Inneneinrichtung zerstört wurde. Im Wohnhaus zertrümmern 2 im Gang platzende Granaten die dort stehenden Möbel. Der Georg Michael Schmitt meldete einen Schaden von 650 Gulden, der Melchior Seubert von 850 Gulden und der Friedrich Rüttinger von 350 Gulden. Ihnen erging es wie den Großrinderfeldern Wendelin Hörner und Johann Leuchtweis, als sie ebenfalls je ein Fuhrwerk verloren.

Es waren durch das Gefecht um Gerchsheim drei Viertel der Ernte zerstört worden.

Die Einquartierungskosten erreichten den Betrag von 1500 Gulden für 2500 Mann Bundesruppen, die hier vom 24. 7. 9.00 Uhr bis 25. 7. 16.00 Uhr gepflegt wurden.

Der gesamte Schaden belief sich nach dieser Zusammenstellung auf 80 000 Gulden.

Es könnten noch weitere Übersichten anderer Dörfer vorgelegt werden, aber die Art der Schäden bleibt dieselbe wie in den bereits aufgeführten Aufstellungen. Für Tauberbischofsheim ergab die Zusammenstellung einen Gesamtaufwand von rund 150 000 Gulden. Diese setzten sich zusammen wie folgt: Flurschaden 28 000 Gulden, Gebäude- und Fahrnißschäden 52 000 Gulden, für Requisitionen an Hafer und Heu 12 000 Gulden, Einbußen an Holz, Heu, Stroh, Wein, Zigarren, Hafer u. ä. 20 000 Gulden sowie 40 000 Gulden für Quartierkosten.

Seit dem 18. 7. 1866 hatte Tauberbischofsheim ständig Einquartierung, zuerst 300 Offiziere und Militärbeamte und 5000 Mann mit 1500 Pferden, ab dem 24. 7. und 25. 7. ungefähr das Dreifache. Dazu kamen noch Lazarettpersonal in Höhe von 400 Mann und dazu 100 Pferde, wahrscheinlich insgesamt

50 000 Mann und 8000 Pferde im ganzen. Mit Verfügung des Innenministeriums Nr. 9930 vom 27. 8. 1866 wurden die Lieferungen eingestellt.

Preußische Truppen waren bei ihrem Vormarsch auch in den Dörfern untergebracht. Einquartierungskosten entstanden einzelnen Gemeinden des Bezirkes Tauberbischofsheim zum Teil in erheblicher Höhe. In der nachfolgenden Übersicht wurden Beispiele herangezogen:

Gerlachsheim

92 Offiziere, 2293 Mann, 2938 Pferde.

Es wurden 24 Fuhren geleistet. 6361 Gulden

Grünsfeld

8 Staboffiziere, 82 Offiziere, 1658 Mann, 322 Pferde.

29 Fuhren wurden geleistet. 4129 Gulden

Grünsfeldhausen

3 Generäle, 33 Staboffiziere, 3 Offiziere, 271 Mann, 324 Pferde.

3 Fuhren wurden geleistet. 471 Gulden

Ilmspan

11 Staboffiziere, 118 Offiziere, 6625 Mann, 336 Pferde.

47 Fuhren wurden geleistet. 3605 Gulden

Krensheim

14 Staboffiziere, 166 Offiziere, 4882 Mann, 1010 Pferde.

30 Fuhren wurden geleistet. 4108 Gulden

Paimar

8 Staboffiziere, 118 Offiziere, 4336 Mann, 612 Pferde.

26 Fuhren wurden geleistet. 3054 Gulden

Lilach

12 Offiziere, 892 Mann, 20 Pferde.

3 Fuhren wurden geleistet. 143 Gulden

Uhlberg

Keine Zahlenangaben 1078 Gulden

In einem Entwurf eines Kriegskostenausgleichungsgesetzes in 7 Paragraphen wurde der § 2 für die Gemeinden wichtig; er lautete:

Zur Ausgleichung sollen durch Vermittlung der Gemeinden gebracht werden

- a) die von den Quartierträgern geleistete Naturalverpflegung der königlich preußischen und der mit ihnen verbündeten Truppen sowie der Pferde,
- b) die den Amtsbezirken und Gemeinden sowie einzelnen Personen durch Anordnungen großherzoglich badischer Zivil- sowie königlich preußischer Militärbehörden auferlegten Lieferungen an Lebensmitteln, Fourage und sonstigen Bedürfnissen,
- c) die in Folge gleicher Anordnungen geleisteten Fuhren und Botengänge,
- d) die Verköstigung von Kriegsgefangenen,
- e) die Kosten für Herstellung und Einrichtung von Spitälern sowie die Heil- und Verpflegungskosten für kranke Militärpersonen,
- f) bedeutender in Folge von Kriegsoperationen entstandenen Schäden an Gebäuden und Felderzeugnissen.

Das Innenministerium war für diese Kriegskostenausgleichung federführend. Mit der Anordnung Nr. 11294/95 vom 3. 9. 1866 erging eine Zahlungsanweisung an verschiedene Gemeinderäte:

Tauberbischofsheim 7000, Gerchsheim 5500, Großrinderfeld 5000, Hochhausen 2000, Werbach 2000, Schönfeld 1500, Grünsfeldhausen 500, Paimar 500, Marbach 500 und Dienstadt 500 Gulden, insgesamt 25 000 Gulden.

Das Bezirksamt Walldürn erhielt für die Stadt Walldürn und die Gemeinde Hardheim 5000 bzw. 3000 Gulden zugewiesen.

Im Bereich des Bezirksamtes Wertheim wurden nachstehenden Gemeinden Beträge ausgezahlt: Kulsheim 5000, Höhefeld 2500, Hundheim 2300, Dertingen 1200, Nassig 1000, Urphar 1000, Sonderriet 1000, Ebenheid 400, Steinbach 400 und Ödengesäß 200 Gulden, insgesamt 15 000 Gulden.

Mit der Verfügung Nr. 12057 vom 26. 9. 1866 ließ das Innenministerium der Gemeinde Waldenhausen 5000 Gulden Kriegskostenentschädigung zukommen.

Die Städte Walldürn und Wertheim wurden mit Anweisung Nr. 12702 des Innenministeriums vom 12. 10. 1866 mit 3000 bzw. 2000 Gulden bedacht. Eine abschließende Geldzuweisung erfolgte mit Anweisung Nr. 161663 des Innenministeriums am 21. 12. 1866. Es wurden nachstehende Summen zugewiesen:
Bezirksamt Tauberbischofsheim:
Tauberbischofsheim 15 000, Gerchsheim 8000, Großrinderfeld 6000, Hochhausen 1500, Werbach 1500, Schönfeld 1000, Grünsfeldhausen 500, Paimar 500, Marbach 500 und Dienstadt 500 Gulden, insgesamt 35 000 Gulden.

Bezirksamt Wertheim:

Wertheim 6000, Kulsheim 1000, Höhefeld 500, Hundheim 500, Dertingen 500, Nassig 500, Urphar 500 und Sonderriet 500 Gulden, zusammen 10 000 Gulden.

Bezirksamt Walldürn:

Walldürn 4000 und Hardheim 1000 Gulden.

Schöne Übersichten, die aber zu sehr in die Einzelheiten bei der Weiterverteilung an die einzelnen Empfänger gingen, sind in den Akten des Generallandesarchivs vorhanden.

Es erscheint fast unglaublich, aber die Gemeinden des Amtsbezirkes Tauberbischofsheim hatten noch Kriegskostenausgleichsgelder zu zahlen. Die Schulden waren wie nachstehend festgelegt:

1. Tauberbischofsheim	2529 fl 27 Kr
2. Beckstein	180 fl 01 Kr
3. Brehmen	236 fl 53 Kr
4. Brunntal	132 fl 03 Kr
5. Buch am Ahorn	256 fl 43 Kr
6. Dienstadt	182 fl 44 Kr
7. Distelhausen	504 fl 01 Kr
8. Dittigheim	779 fl 54 Kr
9. Dittwar	384 fl 48 Kr
10. Eiersheim	391 fl 48 Kr
11. Gerchsheim	560 fl 45 Kr
12. Gerlachsheim	623 fl 55 Kr
13. Gissigheim	618 fl 16 Kr
14. Großrinderfeld	1096 fl 13 Kr
15. Grünsfeld	988 fl 42 Kr

16. Grünsfeldhausen	112 fl 06 Kr
17. Heckfeld	374 fl 43 Kr
18. Hochhausen	785 fl 36 Kr
19. Ilmspan	304 fl 33 Kr
20. Impfingen	484 fl 37 Kr
21. Königheim	1161 fl 20 Kr
22. Königshofen	1161 fl 48 Kr
23. Krensheim	288 fl 39 Kr
24. Kützbrunn	90 fl 56 Kr
25. Lauda	1429 fl 05 Kr
26. Marbach	96 fl 59 Kr
27. Messelhausen	456 fl — Kr
28. Oberbalbach	301 fl 16 Kr
29. Oberlauda	300 fl 30 Kr
30. Oberwittighausen	343 fl 18 Kr
31. Paimar	176 fl — Kr
32. Poppenhausen	306 fl 17 Kr
33. Schönfeld	415 fl 39 Kr
34. Uissigheim	593 fl 18 Kr
35. Unterbalbach	424 fl 28 Kr
36. Unterwittighausen	606 fl 18 Kr
37. Vilchband	451 fl 13 Kr
38. Wenkheim	713 fl 47 Kr
39. Werbach	1059 fl 27 Kr
40. Werbachhausen	261 fl 59 Kr
41. Zimmern	335 fl 53 Kr

Das ergibt einen Betrag von 22 484 Gulden 56 Kreuzer, von denen 20 579 Gulden gezahlt waren.

Schulden hatten noch Tauberbischofsheim = 552 fl 58 Kr, Dittwar 384 fl 48 Kr, Gissigheim 618 fl 16 Kr, Grünsfeldhausen 112 fl 06 Kr, Lauda 33 fl 31 Kr, Wenkheim 68 fl 13 Kr und Werbach 136 fl 02 Kr.

Die Gemeinde Dittwar begründete den Rückstand damit, daß sie keine Entschädigungsgelder zu erheben hatte und mit dem Einzug bis zum Herbst warten mußte.

Gissigheim hatte noch 1715 Gulden hessische Entschädigungsgelder zu verteilen. Damit wurde die Umlage gedeckt. Das Verzeichnis der Aufteilung war noch nicht vom Bezirksamt der Gemeinde zurückgegeben worden. Die Gemeinde Grünsfeldhausen hatte württembergische Einquartierung. Da es Streit um die Entschädigungsgelder gab,

wandte sich der Gemeinderat unmittelbar an das württembergische Kriegsministerium. Die Gemeinde wollte erst zahlen, wenn sie von dort entschädigt worden war.

Am 3. 8. 1866 war ein Waffenstillstand zwischen Preußen und Baden abgeschlossen worden. Dieser in Würzburg abgeschlossene Vertrag galt bis 22. 8. 1866. Nach dem im Großherzoglichen Regierungsblatt Nr. XLIX vom 5. 9. 1866 veröffentlichten Text mußten die badischen Truppen ihren Rückzug auf dem kürzesten Weg nach Karlsruhe durchführen. Nördlich davon durfte von ihnen keine Stellung eingenommen werden. Lediglich Bruchsal durfte mit Kavallerie und dem zur Bewachung des dortigen Zellengefängnisses erforderlichen Infantriekommando belegt werden. Die königlich preußischen Truppen und ihre Verbündeten durften das Gebiet auf dem rechten Neckarufer einschließlich Heidelberg und Mannheim besetzen. Am 30. 7. 1866 begann der Abmarsch der Badener aus der Gegend um Ochsenfurt und Erlach. Am 2. August sollten sie bei Karlsruhe sein. Am 1. Tag wurde das Gebiet um Lauda, Gerlachsheim, Grünsfeld, Zimmern, Ober- und Unterwittighausen erreicht.

Das Innenministerium schrieb am 1. 8. 1866 den beiden Bezirksämtern Heidelberg und Mannheim (Schreiben Nr. 9871), daß während der Waffenruhe ein Teil der nördlichen Landesgegend von den königlich preußischen Truppen besetzt bleiben würde. Das Einrücken in die Amtsbezirke Heidelberg und Mannheim sollte am 1. 8. 1866 erfolgen. (1 Bataillon des 70. IR).

Eine feste Demarkationslinie wurde erst nach dem Abschluß des Waffenstillstandes gezogen.

Oberst von Schwerin rückte mit seinem Regiment und einem weiteren Bataillon laut einer Meldung des Bezirksamtes Heidelberg Nr. 1208 vom 8. 8. 1866 an diesem Tag in Heidelberg ein. Das zusätzliche Bataillon nebst 2 Schwadronen Husaren gingen am 9. 8. 1866 als Besatzung nach Mannheim ab. Am 9. 8.

1866 kamen 1 Bataillon und 1 Batterie (200 Pferde), um zu bleiben.

Der Neckar bildete dann die Demarkationslinie, ausgenommen waren die Städte Heidelberg und Mannheim. Verlegung von Truppen für den Amtsbezirk Heidelberg nur noch nach Ziegelhausen und Schlierbach möglich. Die Meldung Nr. 5389 des Bezirksamtes Wertheim vom 8. 8. 1866 an den Landeskommisär besagte, daß die Cholera in einzelnen Orten des Amtsbezirkes Tauberbischofsheim, ferner in Miltenberg und im Bezirk Marktheidenfeld ausgebrochen sei. In Wertheim blieb sie auf das Spital beschränkt. Die Truppen sollten aus dem verseuchten Gebiet abmarschieren.

Nach dem Bericht des Bezirksamtes Tauberbischofsheim Nr. 14567 vom 28. 8. 1866 gab es während des Feldzuges

1 Lazarett in Hochhausen (Oldenburger),

2 Lazarette in Werbach (Badener und Oldenburger)

2 Lazarette in Großrinderfeld (Württemberg und Preußen) und

7 Lazarette in Tauberbischofsheim (nahezu von allen Kontingenten)

(1 im neuen Spital, 1 im Flügel des Konventsgebäudes, in den beiden Schulhäusern und in 3 Privathäusern).

In Walldürn verblieb das oldenburgische Militärhospital auch nach der Verlegung der preußischen Truppen.

Nach einem Bericht des Bürgermeisteramtes Wertheim vom 25. 3. 1867 waren in Wertheim im Spital gestorben und in Wertheim beerdigt:

2 Bayern,

1 Unbekannter,

27 preußische Soldaten.

Nach einem vorhergehenden Bericht des Stadtdirektors von Wertheim vom 2. 9. 1866 wurden im Lazarett ungefähr 1000 Verwundete und Kranke gepflegt, wobei zum Zeitpunkt des Berichts noch 300 überwiegend Cholera- und Typhusranke zu betreuen waren.

Es waren in Wertheim während des Feldzuges 7 Lazarette eingerichtet (Bericht Bezirksamt Wertheim Nr. 5660 vom 18. 8. 1866). Es wurden am 19. 8. noch 140 Leute betreut. Ca. 800 Verwundete und Kranke wurden mit Schiffen unmittelbar nach Frankfurt gebracht. Am 27. 8. 1866 verließen die letzten Preußen nämlich das leichte Feldlazarett der 13. Division die Stadt Tauberbischofsheim. Das neue Spital wurde am 20. 9. 1866 von den letzten Verwundeten geräumt.

Die nach Beendigung der Feindseligkeiten einquartierten preußischen Truppen wurden aus ihren bisherigen Unterbringungsorten abgezogen und marschierten in die Amtsbezirke Adelsheim, Buchen, Boxberg, Mosbach und Eberbach.

Nach dem Bericht des Bezirksamtes Boxberg Nr. 7541 vom 10. 8. 1866 hatten verschiedene Gemeinden des Amtsbezirkes für etwa Tage 1520 Mann Infanterie und 320 Mann Reiterei mit Pferden und die dazugehörigen Stäbe als Einquartierung zu erwarten. Keine Einquartierung hatten die Gemeinden Krautheim, Erlenbach, Oberndorf, Gommersdorf, Oberschüpf, Lengenrieden und Kupprichhausen. In Eubigheim waren am 9. 8. schon 160 Mann eingerückt.

In einem weiteren Bericht Nr. 1624 vom 11. 8. 1866 waren in der Stadt Boxberg Truppen laut nachstehender Übersicht einquartiert:

21. 7. hessische Truppen	140 Mann,
22. 7. Württemberger	61 Mann,
bis 30. 7. verschiedene Waffengattungen	40 Mann,
23. 7. Badisches Feldhospital	55 Mann,
31. 7. 2. badisches Infantrieregiment	1913 Mann,
Felddivision	25 Mann,
Artillerie	151 Mann,
1. 8. badisches Jägerbataillon	774 Mann,
4. 8. Oldenburger	12 Mann,
5. 8. Oldenburger	58 Mann,
5. 8. Hamburger Dragoner	8 Mann,
5. bis 6. 8. Oldenburger	224 Mann,

8. 8. Oldenburger 25 Mann,

9. 8.— ungewiß Oldenburger 42 Mann.

Im Gebiet des Bezirksamtes Eberbach lagen Truppenteile in Eberbach, Oberdielbach, Schollbrunn, Strümpfelbrunn und Weisbach. Das Bezirksamt Adelsheim meldete das Einrückten Oldenburger Infanterie, die in den Bezirk Mosbach weitermarschieren. Ihnen rückten das Bataillon der Stadt Lübeck mit 600 Mann nach. Sie nahmen Quartier in Adelsheim, Osterburken, Merchingen, Sennfeld und später noch in Leibenstadt und Korb.

In den Gemeinden des Ostteils des Bezirkes waren noch oldenburgische Artillerieeinheiten mit 350 Mann und 350 Pferden untergebracht.

Nach einer Übersicht lagen schließlich insgesamt in Adelsheim 827 Preußen und 3095 Bundeinheiten, in Bofsheim 60 Preußen, in Großscholzheim 3 Preußen, in Hirschlanden 266 Preußen und 158 Bundeinheiten, in Hohenstadt 75 Preußen, in Hüngheim 8 Preußen, in Korb 78 Preußen, in Leibenstadt 64 Preußen, in Merchingen 358 Preußen, in Osterburken 1182 Preußen und 1472 Mann Bundeinheiten, in Rosenberg 1284 Preußen und 574 Bundeinheiten, in Ruchsen 220 Preußen, in Sennfeld 350 Preußen und 120 Bundeinheiten, in Sindolsheim 299 Preußen und 59 Bundeinheiten und in Zimmern 710 Mann Bundeinheiten im Quartier (siehe Anlage).

Der Bericht des Bezirksamtes Mosbach vom 14. 8. 1861 sagt aus, daß sich zeitweise das württembergische und das badische Feldhospital in Mosbach befanden.

Seit dem 7. 8. 1866 hielt sich der Stab der oldenburgisch-hanseatischen Brigade (General von Weltzien) mit 400 Mann und 200 Pferden in Mosbach auf. 4 badische und 20 oldenburgische kranke Soldaten lagen im Spital. Die Dörfer Neckarzimmern, Neckarelz, Diedesheim, Neckarburken, Dallau, Auerbach, Ober-, Unter- und Mittelschefflenz, Waldmühlbach, Katzenthal, Billigheim, Neu-

denau, Herbolzheim, Stein am Kocher, Allfeld und Sulzbach waren mit kleinen Truppenabteilungen in Stärke von 100 bis 200 Mann belegt.

In Neckarelz, das hier als Beispiel angeführt werden soll, lagen beim Rückmarsch der badischen Regimenter am 2./3. 8. die 4. Eskadron des 2. Dragonerregimentes „Markgraf Maximilian“ mit 5 Offizieren, 18 Mann und 124 Pferden und das 1. Leibgrenadierregiment mit 6 Staboffizieren, 37 Subalternoffizieren, 805 Gemeinen und 56 Pferden.

Vom 2.—5. 8. war die 2. Batterie des Feldartillerieregimentes mit 4 Offizieren, 160 Mann und 137 Pferden untergebracht und am 4./5. 8. bezog das Jägerbataillon Quartier. An preußischen oder mit ihnen verbündeten Truppen wurden in Neckarelz untergebracht: 13.—26. 8. die 11. Kompanie des großherzoglich oldenburgischen Infanterieregiments mit 3 Offizieren, 136 Unteroffizieren und Mannschaften und 3 Pferden, 20.—21. 8. ein Bataillon des preußischen 2. posenschen Infanterieregiments 19 mit 5 Offizieren, 67 Unteroffizieren und Mannschaften und 12 Pferden,

27.—28. 8. die 3. Kompanie des großherzoglich oldenburgischen Infanterieregiments mit 4 Offizieren, 200 Unteroffizieren und Mannschaften und 2 Pferden, und

28.—29. 8. die 1. Kompanie des Bremer Bataillons mit 3 Offizieren, 127 Unteroffizieren und Mannschaften und 1 Pferd.

Nach einer Meldung des Bezirksamtes Tauberbischofsheim (Nr. 13793) vom 14. 8. 1866 lagen im Amtsbezirk noch Truppen in Gerlachsheim und Königshofen. In Großrinderfeld befand sich nur noch das Spital mit allem, was dazugehörte.

Das Bezirksamt beantragte, daß die in Königshofen seit 4. 8. 1866 liegende Munitionskolonnie des preußischen 7. Artillerie-Regiments mit 170 Mann und 160 Pferden im Bezirk Boxberg oder in den Orten Bretzingen, Erfeld, Gerichtstetten, Pülfringen, Buch am Ahorn, Brehmen, Gissigheim und Heck-

feld untergebracht werden sollten, da diese Gemeinden wohlhabend seien.

Nach einer Meldung des Main- und Tauberboten, Wertheim, Nr. 97 vom 25. 8. 1866 zogen am folgenden Tag die 170 Mann Preußen, die in Gerlachsheim als Einquartierung lagen, nach Altheim, nachdem am 23. 8. 1866 Typhus und Cholera Einzug gehalten hatten. Schönfeld war zu diesem Zeitpunkt völlig abgesperrt.

Sehr ausführlich ist eine Aufstellung aus Mosbach vom 4. 8. 1866 über die in den dortigen Depots vorhandenen Lebensmittel. Ein erheblicher Teil der Lieferungen lagerte noch in Eisenbahnwagen.

Das Innenministerium wies mit Erlaß Nr. 10033 vom 6. 8. 1866 die großherzogliche Amtskasse Mosbach an, von den Verpflegungsgegenständen, welche von den Preußen requiriert worden waren und von denen ein nicht unbeträchtlicher Teil entbehrlich geworden war, zu verkaufen.

Die Requisitionen waren eingestellt worden. Bei den Bezirksämtern Wertheim und Tauberbischofsheim sollte ein Teil an die Hilfsbedürftigen verteilt werden.

Die Stadt Wertheim erhielt für seine Hilfsbedürftigen z. B. 800 Laib Brot, 50 Sack Mehl, 4 Sack Kaffee, 8 Faß Schmalz und 2 Sack Salz, aus den Truppenrequisitionen gingen 10 Sack Reis nach Wertheim, 3 Sack nach Külsheim und 2 Sack nach Freudenberg und an 4 weitere Gemeinden je ein halber Sack.

Die Versteigerungen der Verpflegungsgegenstände erbrachte ganz schöne Erlöse.

(Als eine schöne Episode sei hier die Meldung des Hauptsteueramtes Wertheim Nr. 1485 vom 13. 4. 1867 an den Landeskommisär eingeflochten:

„Bezüglich auf unseren Bericht vom 14. 9. 1866 Nr. 3136 haben wir nachträglich noch eine Abänderung resp. Erhöhung der Kosten wegen Versteigerung der 3 Ochsen zu Hardheim um 30 Kreuzer zu Ihrer Kenntnis zu bringen, die wir damals übersehen hatten. Es war nämlich auf der Rückseite eine Zu-

sammenstellung der Ausschellgebühren noch jene für den Ortsdiener von Walldürn enthalten und übersehen worden, und erhöhen sich also diese von 2 Gulden 3 Kreuzer auf 2 Gulden 33 Kreuzer und die Summe der Ausgaben von 47 Gulden 31 Kreuzer auf 48 Gulden 1 Kreuzer, welche seiner Zeit auch vollzogen wurde.“ — Wer hört da nicht den Amtsschimmel wiehern, als das badische Land auf diese Weise an den Rand des finanziellen Ruins getrieben wurde.)

In einem Bericht des großherzoglichen Bezirksamtes Wertheim Nr. 5213 vom 27. 7. 1866 wurde die große Not der Bevölkerung geschildert:

In manchen Gemeinden war alles Vorspannvieh zum Führen der Lebensmittel und Baggage mit fortgenommen worden, so daß die Bauern, die Ernte, die geschnitten auf dem Feld lag, nicht fortführen konnten. Dazu kam noch die Anordnung des preußischen Landrates von Diest vom 27. 7. 1866, daß Vorbereitungen für die Aufnahme von 200 Verwundeten zu treffen waren. An Verwundeten waren bereits 36, an Gefangenen etwa 150 in Wertheim untergebracht. In Werbach lagen zu diesem Zeitpunkt 18 verwundete Badener. Es wurden Lebensmittellieferungen erbeten, wobei vor allem Mehl, Reis, Gerste, Hülsenfrüchte sowie Hafer für die Pferde angesprochen wurden. Es wurden auch Spitalrequisiten wie Betten, Matratzen und Decken angefordert.

Das Bezirksamt wandte sich wegen Krankenschwägerinnen und Verbandzeug auch an den Badischen Frauenverein.

Ein Bericht des Bürgermeisteramtes Ilmspan vom 28. 7. 1866 sagt aus, daß zu diesem Zeitpunkt an Vieh schon 20 Ochsen, 3 Kühe und der Gemeindefasel sowie mehrere Rinder geschlachtet worden waren und kaum mehr Brot vorhanden war. „Wenn einer bäckt, wird ihm das Brot aus dem Backofen geholt.“

Nachdem wieder Ruhe in dem betroffenen Landesteil eingetreten war, wurden auch einzelne Personen, die sich in diesen schweren

Tagen bewährt hatten, belobigt bzw. ausgezeichnet.

Aus dem Schreiben des Stadtdirektors von Wertheim vom 2. 9. 1866 ist zu ersehen, daß sich der Bezirksarzt Ribstein, der Assistenzarzt Magny, der Hospital-Pfleger Christ mit Familie, der Gehilfe Joseph Kreuzer und die Jungfrauen (wohl Krankenschwestern) Kappel, Katharina, Regina Streckopp, Maria Frank/Franz, Appolonia Fertig, Luise Betschau, Dorothea Ganz, zwei Fräulein von Feder und A. Hofmann ausgezeichnet verhalten hätten. (Die Nachnamen sind fast unleserlich geschrieben.) Das Ministerium des Innern sprach am 11. 9. 1866 für die während der Kriegsereignisse zum Besten der Gemeinde bewiesene Tätigkeit die diesseitige Anerkennung aus, dem Ratschreiber Bundschuh, Wagnermeister Nunn, Aktuar Hamer und Oberlehrer Braun.

Die Anerkennung umfaßte noch eine Geldprämie von jeweils 50 Gulden, für Bundschuh sogar 100 Gulden.

Ein Belobigungsschreiben wegen hervorragenden Verhaltens bei der Cholera erhielt der Bürgermeister Caspar Wenz von Ilmspan. Dem Apotheker Brunner, Tauberbischofs-

heim, wurde die silberne Zivildienstmedaille, dem Pfarrer Rück, Gerlachsheim, sogar das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen und dem Bürgermeister Martin Rappert, Schönfeld, die kleine goldene Zivildienstmedaille verliehen. Dem Arzt Eck und dem Apothekengehilfen Rinker, beide aus Tauberbischofsheim, wurden, da sie aktives Heeressanitätspersonal waren, 2 Felddienstauszeichnungen verliehen.

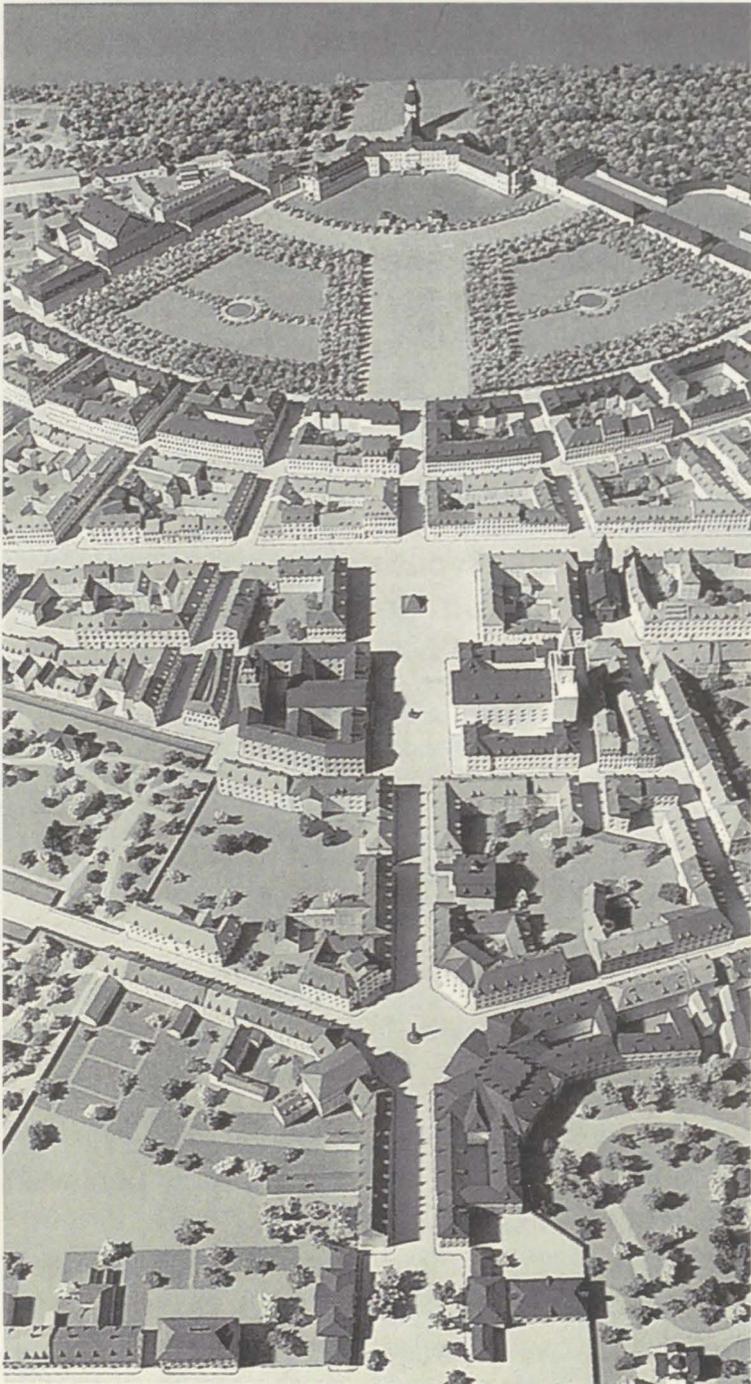
Es folgte der Friedensvertrag vom 17. 8. 1866, abgeschlossen in Berlin. Danach zahlte Baden 6 Millionen Gulden binnen 2 Monaten.

Nach dieser Zahlung wurden die preußischen Truppen zurückgezogen und verließen das Land.

Es dauerte nur 4 Jahre und die Preußen waren wieder da, diesmal jedoch als Verbündete.

Quellen

Akten des Generallandesarchives Karlsruhe
Abt. 318, Zugang 1897/18, Faszikel-Nr. 31, 33, 38
Abt. 380, Faszikel 3161-3163, 3165, 3637, 3645
Abt. 387, Faszikel 445
Cr 332
Karlsruher Zeitung Nr. 200/186, Nr. 202/1866,
Beilage Nr. 98 V. 26. 4. 1867



Stadtmodell „Karlsruhe 1834“, Stadtgeschichte im Prinz Max Palais

Neueröffnung der Dauerausstellung zur Karlsruher Stadtgeschichte im PrinzMaxPalais

Peter Presch, Karlsruhe

Seit Mitte September diesen Jahres ist die ständige Präsentation zur Stadtgeschichte im PrinzMaxPalais in Karlsruhe wieder geöffnet. Viele Besucher werden sich noch an die alte Ausstellung mit dem großen Stadtmodell von Karlsruhe, an das Laufrad des Freiherrn von Drais und an den beschaulichen Gang durch die Bau- und Kulturgeschichte der Stadt erinnern, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts endete.

Manche dieser Ausstellungselemente sind nun wieder zu sehen, allerdings eingebunden in eine völlig neue Konzeption und Gestaltung. Die zweijährige Schließung dieser Abteilung des städtischen Kulturzentrums, das neben der Historie der Stadt ein ständige Ausstellung zur Kunst der Region und zahlreiche Sonderausstellungen präsentiert, wurde genutzt, museumsdidaktische Gesichtspunkte und neue Inhalte in die Neukonzeption der Stadtgeschichte einzubringen. Hier bewährte sich außerdem die Zusammenarbeit der Stadtgeschichtlichen Sammlungen mit freiberuflich tätigen Ausstellungsmachern (Gilles Piot M. A., Birgit Schweizer M. A., Dipl.-Ing. Dominique Stemer).

So gibt die Ausstellung nun einen Überblick zum gesamten Zeitraum der Karlsruher Stadtgeschichte von der Stadtgründung 1715 bis zur Gegenwart. Dargestellt wird die politische, soziale und bauliche Entwicklung der Stadt in chronologischer Reihenfolge mit bestimmten Schwerpunktbildungen, die für die Stadtgeschichte charakteristisch sind. Die

Präsentation begleiten Film- und Tondokumente. Einleitende Texte und eine ausführliche Exponatbeschriftung geben dem Besucher Orientierungshilfe. Zu Beginn werden Fürstenhof, Stadtbild und Bevölkerungsstruktur zur Zeit des absolutistischen Stadtgründers Markgraf Karl Wilhelm vorgestellt und modellmäßiges Bauen und das Sozialwesen bis zum Ende des 18. Jahrhundert erläutert. Deutlich wird dabei, wie z. B. die Bauweise der ersten Wohnhäuser, das Armenwesen mit Krankenhaus, Spinnhaus und Suppenanstalt und die Zusammensetzung der Einwohnerschaft durch die landesherrliche Administration von oben bestimmt wurde.

Politik und Persönlichkeiten des aufstrebenden Bürgertums, biedermeierliche Wohnkultur, Vereinsgründungen und ein neues Stadtbild dokumentieren darauf die sich seit 1800 vollziehende Emanzipation der Stadt vom Landesherrn. Das Stadtmodell „Karlsruhe 1834“ veranschaulicht den damaligen baulichen Zustand der Residenz und dokumentiert vor allem Weinbrenners Bauschaffen, wie es in dieser Vollständigkeit heute nicht mehr zu sehen ist.

Die Forderung der Bürger nach mehr demokratischen Freiheiten sollte schließlich in der badischen Revolution von 1848/49 gipfeln. Eine Schilderung der Ereignisse, die vornehmlich die Fächerstadt betrafen, gibt die Präsentation wieder. Hier erscheinen besonders die Dokumentation und die Exponate

zur Karlsruher Bürgerwehr, die auf Seiten der Monarchie und des Großherzogs stand, bemerkenswert.

Der Lebenslauf des Erfinders Karl Friedrich von Drais bildet eine epochenübergreifende Brücke vom Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Das von ihm 1817 entwickelte Laufrad, der Prototyp unseres heutigen Fahrrads, ist eines der wertvollsten originalen Anschauungsstücke in der Ausstellung. Drais führte sein Fahrzeug noch in der Revolutionszeit vor, wurde aber für diese Erfindung eher verspottet als anerkannt. Heute mutet uns sein Zweirad, ohne das die Entwicklung zum heutigen modernen Fahrrad nicht möglich gewesen wäre, selbst geradezu revolutionär an.

Die Entwicklungsgeschichte des Fahrrads konnte in der Ausstellung didaktisch dazu genutzt werden, auch die gesellschaftlichen Prozesse und wirtschaftlichen Veränderungen, die im 19. Jahrhundert die Stadtgeschichte geprägt haben, deutlich werden zu lassen. So ist das Hochrad Blickfang in der

Ausstellungsabteilung, die sich mit dem bürgerlichen Freizeitverhalten, Theaterbesuchen, Gesangsfesten u. a. beschäftigt, da es von seinem Entwicklungsstand her noch kein echtes Verkehrsmittel gewesen war, sondern für die Bürger um 1870 eher als Prestigeobjekt und Freizeitvehikel gedient hat.

Das Zweirad mit Kettenantrieb, seit 1880 in England entwickelt, wurde dann durch seine Massenproduktion und Zweckmäßigkeit auch zum Verkehrsmittel für die Arbeiter, die damit in die Fabrik fuhren. Deshalb steht es im Mittelpunkt der Karlsruher Industriegeschichte. Vor allem heute nicht mehr bestehende Firmen, die damals die Wirtschaft der Stadt geprägt haben, werden hier vorgestellt, etwa die Karlsruher Maschinenbaugesellschaft, die Lokomotiven herstellte, die Nähmaschinenfabriken Junker & Ruh und Haid & Neu, die außerdem Fahrräder und Öfen produzierten, die Feinseifenfabrik Wolff & Sohn sowie die Brauindustrie.

Patriotische Festveranstaltungen in der Residenzstadt bilden den Kitt für die unter-



Blick in die Ausstellung zum Porträt des Stadtgründers Markgraf Karl Wilhelm (1679–1738), im Vordergrund Stadtmodell „Karlsruhe 1834“ (Großdia)

schiedlichen Gesellschaftsschichten in der Phase der Konsolidierung des deutschen Kaiserreiches. Dazu gehörte auch die Errichtung von Denkmälern für Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. Nachdem im Ausstellungsteil zum 18. Jahrhundert höfische, damals im Karlsruher Schloß aufgeführte Musik zu hören war, bestimmen nun die Marschmusik einer Militärkapelle der Jahrhundertwende und die 1876 in Karlsruhe uraufgeführte erste Sinfonie von Johannes Brahms das akustische Beiprogramm.

Danach wird der Alltag der Fächerstadt im Ersten Weltkrieg geschildert. Die Funktion von Karlsruhe als Etappen- und Lazarettstadt brachte vielerlei Belastungen mit sich. So mußten etwa Schulen und Festsäle als Lazarette eingerichtet werden, um die zunehmende Zahl von an der Westfront verwundeten Soldaten aufnehmen zu können. Wegen der kritischen Versorgungslage mußten Lebensmittel gegen Marken an verschiedenen Buden im Stadtgebiet ausgegeben werden. Hier und in durch den Krieg vakant gewordenen typischen Männerberufen arbeiteten Frauen. Daß Karlsruhe die erste Stadt überhaupt war, die feindlichen Fliegerangriffen ausgesetzt war, wird mit eindrucksvollen Bildern dokumentiert. Ein Gemälde zeigt den französischen Luftangriff vom 22. Juni 1916, bei dem 85 Menschen ums Leben kamen.

Mit dem verlorenen Ersten Weltkrieg ging auch in Baden das Zeitalter der Monarchie zuende. Die darauf folgenden Notzeiten in der Weimarer Republik treten in der Ausstellung im sozialkritischen Werk Karlsruher Künstler deutlich vor Augen. Andererseits beeinflusste die fruchtbare Periode der Moderne in Kunst und Architektur der zwanziger Jahre auch die Entwicklung der badischen Landeshauptstadt. Großformatige Plakate illustrieren an dieser Stelle die Stadtgeschichte besonders eindringlich. Als Beispiel für den sozialen Wohnungsbau in den zwanziger Jahren werden die Dammerstocksiedlung und im Original eine damals eigens für

diese Siedlung konzipierte Kucheneinrichtung vorgestellt.

Der Weg zur und das Leben in der Diktatur des Dritten Reiches, Verfolgung und Deportation der Juden und der Bombenkrieg lassen sich in der Ausstellung am Beispiel der Fächerstadt nachvollziehen. So wird den Propagandaveranstaltungen der Nationalsozialisten ihre menschenverachtende Behandlung von politisch Andersdenkenden gegenübergestellt. Die Zerstörung der Synagogen 1938 und das Schicksal der liberalen und der orthodoxen jüdischen Gemeinden bilden Schwerpunkte in der Darstellung. Über den damals üblichen „Volksempfänger“ wird ein historisches Radioprogramm mit Kriegsberichterstattung und zeitgenössischer Schlagermusik ausgestrahlt.

Die letztendliche Konsequenz aus Hitlers Politik und Weltmachtstreben auch für Karlsruhe, nämlich die Zerstörung der Stadt, dokumentieren großformatige Wandbilder. Einrichtungsgegenstände eines Luftschuttkellers belegen den traurigen Alltag vieler Karlsruher Familien im Zweiten Weltkrieg. Wie schwer der Anfang nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs gewesen ist, wird anhand der ausführlichen Schilderung der Trümmerbeseitigung anschaulich gemacht. Es folgen Darstellungen zum Wiederaufbau der Innenstadt und zur Sanierung der Karlsruher Altstadt, des früheren „Dörfle“. Die Nachkriegszeit wird über ein Videoprogramm auch filmisch dokumentiert. Es sind Ausschnitte aus den „Karlsruher Monatsspiegeln“ der Jahre 1957 bis 1965 zu sehen, die damals für das Vorprogramm der Karlsruher Kinos produziert worden sind.

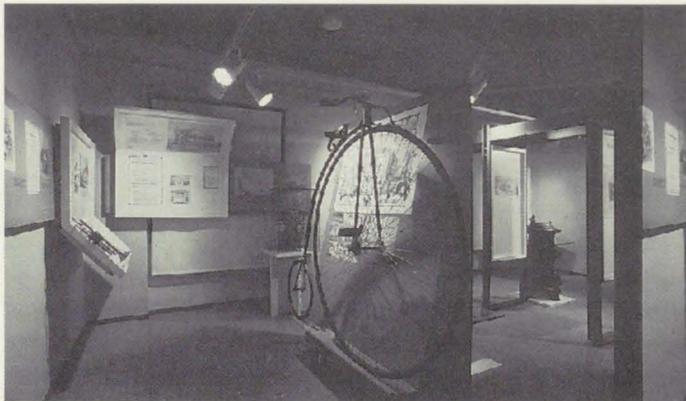
Dem durch das Bevölkerungswachstum forcierten Siedlungsbau und dem Entstehen von Trabantenstädten ist ein weiterer Ausstellungsbereich gewidmet. Schließlich bilden die durch die Gemeindereform in den siebziger Jahren möglich gewordenen Eingemeindungen und ein Gegenwarts Panorama der Stadt mit allen auch schon früher zur Stadt

gekommenen Vororten den Abschluß der Präsentation.

Die für eine ausführliche Darstellung der Entwicklung einer Stadt doch recht geringe Ausstellungsfläche von 350 m² machte die Beschränkung auf bestimmte Schwerpunkte und Entwicklungslinien erforderlich. Selbständige Kastenformierungen als Träger von Bildmaterial und Exponaten verdeutlichen in der Ausstellung als didaktische Einheiten auch formal diese Konzentrate. Mit diesen Vitrinenkombinationen wurde es außerdem möglich, die historische Darstellung in den Raum zu verlagern, um das eher fad wirkende Abspulen von Ereignissen „an der Wand entlang“ zu vermeiden. Die museale Gestaltung appelliert vielmehr an die Entdeckerfreude des Publikums, da sich manche „Highlights“ in der Ausstellung dem Besucher erst bei näherem Hinsehen in Durchblicken und einzelnen Kojen offenbaren. Damit werden auch an manchen Stellen Überraschungseffekte erzielt. Die Leittexte zu den einzelnen Schwerpunktbildungen wurden dagegen direkt auf die Wand aufgebracht, so daß Erläuterungen und Anschauungsmaterial weitgehend formal getrennt sind. Die Wände nehmen allerdings auch großformatige Wandbilder auf, die dem Besucher die jeweilige Zeitstimmung der Epoche vermit-

teln sollen. Bei den Ruinenbildern des Zweiten Weltkriegs scheint dies besonders gelungen. Auch die Technik in der Herstellung dieser Wandbilder ist bemerkenswert. Sie wurden nämlich bei völliger Dunkelheit in den Räumen mittels Projektion und einer Emulsion direkt auf der Wand entwickelt, so daß sie jetzt gleichsam Bestandteil der Wände sind. Die Aufmerksamkeit des Besuchers erregen auch die an manchen Stellen gezielt eingesetzten Großdias.

Die Ausstellungsmacher hoffen, daß von dem neuen Angebot an die Bevölkerung, sich über die Karlsruher Stadtgeschichte zu informieren, reichlich Gebrauch gemacht wird. Führungen für Gruppen werden nach Voranmeldung gerne übernommen. (Tel. 07 21/ 1 33-20 48) Für Schulklassen wurden schon entsprechende Arbeitsblätter in Zusammenarbeit mit der Lehrerschaft erstellt, so daß die Ausstellung auch in den Unterricht integriert werden kann. Ein ausführlicher Ausstellungsführer wird zur Zeit vorbereitet. Die ständige Präsentation zur Stadtgeschichte kann innerhalb der Öffnungszeiten des Prinz-Max-Palais jederzeit bei freiem Eintritt besichtigt werden. (Täglich außer montags 10—13 und 14—18 Uhr, mittwochs bis 20 Uhr)



Blick in den Raum II der Ausstellung zur Thematik Bürgertum und Industrialisierung von 1850 bis 1914 (Dia Nr. 28)

Raritätenkabinette und „Hohe Schule“ in Alt-Karlsruhe

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Märchenhafter Glanz tut sich vor unserem inneren Auge auf, kommt das Wort Zirkus in unseren Sinn. Die Erinnerung versetzt uns in ein buntbewimpeltes, feenhaft erleuchtetes Riesenzelt, in dem Tausende von Menschen erwartungsvoll durcheinanderwogen. Die geheimnisvolle Atmosphäre der Zirkusstadt nimmt uns ganz gefangen. Der moderne Zirkus ist ein großartig organisiertes Unternehmen, das in seiner Vielseitigkeit unsere Bewunderung erregt. Reibungslos funktioniert der riesige technische Apparat beim Auf- und Abbau, bei der Futterbeschaffung, bei Transport und Reklame usw. Nur so kann der Zirkus heute Erfolge erringen, die zu seinem Erhalt notwendig sind.

Karlsruhe ist eine zirkusfreundliche Stadt. Ihr Lob wird von vielen berühmten Zirkusdirektoren gesungen. Die Stadt besitzt aber auch eine alte zirkusische Tradition, wie sich durch die Plan- und Bildersammlung des Stadtarchivs leicht beweisen läßt. Da liegen die Ankündigungen der Raritäten- und Naturalienkabinette und Kunstreitergesellschaften aus der Zeit, wo der richtige Zirkus erst im Entstehen war. Mit phantastischen Zeichnungen und pompösen Worten wurde das verehrte Publikum auf den ihn erwartenden Genuß vorbereitet:

Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung.

Herr Johann Callergi, aus Parma in Italien gebürtig, hat die Ehre hiermit anzuzeigen, daß er mit einer auserlesenen, auf vielen Reisen durch Europa und Asien selbst erworbenen Sammlung lebender und seltsamer Tiere, in dieser Stadt angekommen und selbigen Liebhabern zeigen wird.

1. Das erste Tier ist der Waldmensch, auch Mandrill genannt, mit dreifarbigem Gesicht.
2. Der grausame Geier, dessen sich die alten Römer zur Hinrichtung der Missetäter bedienten. Die Dichtung sagt, daß die unersättliche Wut dieses Vogels der unversöhnliche Henker Prometheus war.
3. Das afrikanische Stachelschwein, eines der größten, ist mit schwarz glänzenden Federn bedeckt, welche bei der geringsten Bewegung ein Geräusch machen. Es bedient sich deren zur Verteidigung gegen die wilden Tiere als Löwe, Tiger, Leopard, indem es, wenn es angefallen wird, diese Federn gegen seinen Feind auf eine Entfernung von 7—8 Schuh schnellt.
4. Ein Mango mit seinen in Europa gezeugten Jungen.
5. Der Hirsch-Wolf, von Leyenne, der Gekreuzte genannt, ein sehr fleischbegieriges Tier.
6. Der weiße Bär dritter Gattung, vom Eismeer. Wenn dieses Tier keine Nahrung findet, so verfolgt es schwimmend Schiffe, um die Seefahrer anzufallen.
7. Ein männlicher und weiblicher Adler, beide gefleckt. Dieses Tier schwebet über einer Herde Schafe, um daraus das größte auszusuchen und es alsdann, mit seinen Klauen fassend, auf die höchsten Berge fortzutragen, um dasselbe fort zu verzehren. Es ist das einzige unter den Vögeln, welches am Mittag in die Sonne sehen kann.
8. Noch ein Adler sechster Gattung, welchen Herr Buffon in seiner Natur-Historie den Comoran nennt. Dieses Tier ist eines der grimmigsten. Es raubt tote Körper und fällt im Gebirge sogar Kinder an.

9. Zwei Herzoge, ein männlicher und ein weiblicher, vom Mont Blanc. Diese Tiere, welche einen goldenen Rand um den Augapfel haben, können des Tags nicht sehen und kommen nur des Nachts hervor, wo sie auf Katzen, Hunde, Kaninchen usw. und sogar Schlangen Jagd machen.

Der Schauplatz ist in der neuerbauten Hütte bei der Metzsig. 1. Platz 24 Kr., 2. Platz 12 Kr., 3. Platz 6 Kr. (Pl. u. Bilders. Abt X Nr. 6766)

Herr Callergi wurde aber noch in den Schatten gestellt von Wenzel von Kohlmann aus Salzburg, der in seinem Werbeplakat anzeigte, daß sein Kunst- und Naturalienkabinett ebenso befriedigend für Kunst- und Naturfreunde sei als belehrend für die Jugend. Er pries u. a. „mehrere seltene Monstrasa“ an: Ein Spanferkel mit anderthalb Leibern, 7 Beinen und 8 Füßen. Ein Maulwurf, von einem Pudel geworfen, ein Hund mit 2 Leibern, 1 Kopf und 8 Füßen. Ferner ein Hühnchen mit 4 Füßchen und 3 Flügeln, ein Entchen mit 2 Köpfen, 4 Flügeln, 1 Leib. An Kunstsachen waren zu sehen: Ein Pokal aus Buchs mit Figuren, Wachgruppen, als Laokoon mit seinen zwei Söhnen von Schlangen umwunden, Prometheus, an den Kaukasus geschmiedet, mit dem Adler; Romulus und Remus an der Wölfin säugend; kindliche Liebe einer Tochter, die ihren Vater im Kerker ernährt usw. Im anatomischen Kabinett standen schöne anatomische und pathologische Wachspräparate. „Bei allen diesen Stücken ist das Anstößige vermieden, daß die respektiven Damen keinen Anstand nehmen dürfen, die instruktiven Stücke zu sehen.“ Der Schauplatz war im Roten Haus. Standespersonen zahlten nach Belieben, der Eintrittspreis war sonst 24 und 12 Kr., Kinder und Dienstboten zahlten die Hälfte. (Abt. X, Nr. 6767)

Genug der Naturalien- und Kunstkabinette. Wenden wir uns den Kunstreitern zu. Alfred Lehmann sagt in seinem schönen Buche „Tiere als Artisten“ S. 207: „Der Begriff Zirkus als

einer Schaustellungsstätte ist ohne Pferd nicht denkbar, denn er ist erst aus den Vorführungen von Kunstreitertruppen erwachsen. Vielleicht hätte es überhaupt nie einen Zirkus im engeren Sinne gegeben, wenn das Pferd als Reittier nicht gewesen wäre. Die Manege wurde geschaffen, damit man Pferd und Reiter von allen Seiten verfolgen konnte, und damit war der Ringlauf entstanden, der überdacht zum Zirkuszelt und Zirkusgebäude führte. „Die ersten festen Zirkusgebäude entstanden in Paris und in Wien. In Wien tauchten um das Jahr 1786 die Kunstreiter Charles Mason aus Frankreich und der Italiener Luigi Charini auf. (Emil Gobbers „Artisten, Zirkus und Varieté in alter und neuer Zeit“, Düsseldorf 1949, S. 45) Es waren berühmte Reiter jener Zeit. Dieser Mason kam nun um 1800 mit seiner Kunstreitergesellschaft auch nach Karlsruhe. Er kündigte sich so an: „Mit Erlaubnis einer hohen Obrigkeit wird heute der hier angekommene englische Bereiter Herr Charles Lamain Mason aus London und seine Gesellschaft die Ehre haben, ihre sehenswürdigen Stücke im Reiten und anderen Geschicklichkeiten zu zeigen, so wie sie schon die hohe Gnade vor Sr. Kaiserl. Königl. Apost. Majestät und verschiedenen anderen hohen Häuptern und Fürsten mit vielem Beifall gehabt haben. „Mason war also Engländer, und Gobbers erzählt (S. 49), daß viele Engländer in Paris als Kunstreiter auftraten. Sie gaben für neue zirkensische Künste den Hauptanstoß und ritten die Hohe Schule. Zirkus und Reitkunst haben den Engländern außerordentlich viel zu verdanken. Was hatte Mason den Karlsruhern anzubieten?

1. Herr Papier wird stehend auf einem Pferde im vollen Galopp reiten.
2. Herr Merkl wird ein Pferd im Galopp reiten und sich seitwärts von selbigem herunterhängen und so Hände und Kopf auf dem Boden herschleppen.
3. Der lustige Bajazzo (der schon damals nicht fehlen durfte) wird stehend auf einem Pferde in strengstem Galopp reiten, indem er

den einen Fuß im Sattel, den anderen aber zwischen den Ohren des Pferdes hält, auch wird er in verschiedenen anderen Stellungen, wie auch gänzlich ohne die Zügel zu halten, reiten.

4. Herr Mason wird auf und ab, wie auch über ein Pferd springen, da selbiges im vollen Galopp läuft, zu wiederholten Malen.

5. Der lustige Bajazzo wird auch einem Pferd den Kopf in den Sattel stellen, die Füße in die Höhe, und in dieser Stellung in vollem Galopp reiten.

6. Herr Mason wird 4, auch 5 Personen auf einmal auf eine bewundernswürdige Art balancieren, so wie solches hier noch nie gesehen worden ist.

7. Reitet Fräulein Mason auf 2 Pferden stehend in vollem Galopp.

8. Herr Mason wird auf einem Pferde im strengsten Galopp reiten und so eine Pistole oder ein Schnupftuch von der Erde aufheben.

9. Herr Mason zeigt, wie die amerikanischen Husaren mit dem Säbel und Pistole fechten, beides sich verteidigend und sich wehrend, ebenso als wie in wirklicher Aktion.

10. Werden Herr und Frl. Mason zeigen, wie sie von England nach Schottland heirateten, ehe die Postwägen erfunden worden sind.

11. Wird Bajazzo 2 Pferde reiten, den Rücken gegen die Köpfe der Pferde gekehrt, und so über einen Baum springen.

12. Bajazzo reitet auf 3 Pferden stehend in vollem Galopp. Der Schauplatz ist im herrschaftlichen Kellereihof. (Abt. X, Nr. 6745 — 6746)

Die Vorführungen Masons müssen guten Zulauf gehabt haben, denn es fanden verschiedene Vorstellungen statt. Er zeigte ein für die damalige Zeit sensationelles Programm.

Im Jahre 1816 kam die Familie Gautier nach Karlsruhe, welche Kunstreiterei und gymnastische Tänze vorführte. Ihr Programm hatte drei Teile, deren letzter der Reiterei gewidmet war:

1. Der junge Gautier wird zu Pferde viele neue und bewundernswürdige Künste zeigen,

und mit einem Saltomortal-Sprung vom Pferde rückwärts herunter wird er die Vorstellung endigen.

2. Die junge Demoiselle Gautier, ein Kind von 7 Jahren, wird zu Pferde voltigieren.

3. Joseph Gautier wird die Rotunde herumreiten und mehrere difficile Künste machen, unter anderem wird er in vollem Galopp Äpfel in die Höhe werfen und dieselben mit der Gabel auffangen.

4. Wird auch ein Stück von dem komischen englischen Schneidermeister mit wilden Pferden aufgeführt. usw. (Abt. X, Nr. 6747)

Nach den Gautiers gaben die Kunstreitergesellschaft der Elisabeth Schmidt eine Gastrolle in Karlsruhe. Auch diese Leute zeigten ein hohes reiterliches Können und zogen die Karlsruher in ihren Bann. Hier ein Auszug des Programmes:

1. Die Eröffnung der Vorstellung beginnt mit dem großen militärischen Manoeuvre der Mamelucken zu Pferd.

2. Der kleine Korsikaner wird über mehrere Barrieren springen.

3. Der kleine Russe, ein Knabe von 7½ Jahren, wird in verschiedenen Tänzen, Stellungen etc. alles aufbieten, sich ihrer gütigen Nachsicht würdig zu erweisen.

4. Die Voltigeurs der Gesellschaft werden nichts unterlassen, sich des werten Beifalls würdig zu machen.

5. Demoiselle Schmidt wird nebst verschiedenen Stellungen, Tänzen usw. im größten Lauf des Pferdes 6 Tücher von freier Erde aufheben.

6. Die Todeszene mehrere dressierter Pferde.

7. Der Mameluck wird auf einem ungesattelten Pferde nebst mehreren Elevationen, Attitüden und Stellungen etc. mehrere hohe Sprünge über Bänder machen und zum Schluß mit der Carriere endigen.

8. Der kleine Araber wird nicht nur Tücher, Hut, Peitsche etc., sondern auch ein Stück Geld aus einem Schaff mit Wasser und ein lebendes Huhn apportieren.

9. Die Metamorphose des Bajazzo.

10. Der Sprung des kühnen Kosaken durch-
den feuerspeienden Tourbillon.

Der Schauplatz ist in dem Circus auf dem
Paradeplatz. (Abt. X, Nr. 6748)

Schließen wir mit dem Jahre 1830 mit der
Vorstellung der berühmten Kunstreiter Fenzl
und Goltz:

Mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis

Circus Gymnasticus auf dem Paradeplatz

Großer Schauplatz der Akademie der höhe-
ren Reitkunst, große außerordentliche Vor-
stellung zum Vorletztenmale.

Den Anfang macht das tatarische Fahnen-
Manöver mit neuen Exerzizien, das Pariser
Fischerweib, oder die Mode, den kleinen Kin-
dern Futter zu geben und nimmt eine komi-
sche Metamorphose vom Circus des Herrn
Franconi, ausgeführt von Fenzl. (Franconi
tauchte 1789 in Paris auf und spielte im
Zirkusleben eine bedeutende Rolle. Er wurde
der Begründer der berühmten Kunstreiterdy-
nastie gleichen Namens und eröffnete 1793

einen eigenen Zirkus. Nach wechselvollen
Schicksalen starb er 1834 im Alter von 94
Jahren. Gobbers S. 47)

Große Trampolinsprünge über 8 Pferde und
durch eine papiernen Ballon von Herrn
Stummer.

Auf vieles Verlangen: Die große Pantomime,
betitelt „Don Quichote, der Unüberwindli-
che.“ (Die Befreiung der Prinzessin Tobosa
aus der Macht der Räuber, die Kunstreiter als
Schauspieler.) (Abt. X, Nr. 6750)

Ein kleines Kapitel Karlsruher Zirkustradi-
tion ist in diesen Zeilen aufgerollt worden.
Die Stadt beherbergte in jenen Jahren viele
berühmte Männer, die in die Geschichte der
Zirkuskunst eingegangen sind. Unsere Vor-
fahren haben so die Zeit aus den Anfängen
der Zirkusunternehmen miterleben können.
Sie waren ein „verehrliches Publikum“, das
den Leistungen begeistert Anerkennung zoll-
te. Und das ist bis heute so geblieben.

Fürstabt Martin Gerbert

Zum 200. Todestag am 13. Mai 1993

Franz Hilger, Pfaffenweiler

Die Kuppelkirche in der Schwarzwaldgemeinde St. Blasien gilt als ein Symbol, als ein Wahrzeichen für eine ganze Region. Zwischen hohen bewaldeten Bergen, im Tal der Alb, steht das gewaltige Bauwerk. Der Mann auf dessen Initiative dieses vielbewunderte Gotteshaus in den Jahren 1768 bis 1783 erbaut wurde, war Fürstabt Martin Gerbert. Vor 200 Jahren, im Jahre 1793, starb er. Die Geschichte der heute über 5000 Einwohner zählenden Gemeinde St. Blasien geht bis in das 9. Jahrhundert zurück. Damals fanden sich Einsiedler in dem völlig abgelegenen Tal zu einer Klostersgemeinschaft zusammen. Zur Weihe einer kleinen Kirche erhielten die Mönche vom Kloster Rheinau eine Reliquie des heiligen Blasius. Die Männer unterwarfen sich den Klosterregeln des heiligen Benedikt. Im Laufe der Jahrhunderte konnten die Brüder von der Alb ihr Kloster sehr ausweiten, durch Schenkungen und dann auch durch Kauf kam die Gemeinschaft zu viele Besitzungen. Nicht nur im Schwarzwald, auch in der Schweiz, im Elsaß, im Breisgau und im Markgräflerland. Im Jahre 1764 wurde Martin Gerbert zum Abt des Klosters gewählt. Er war der 46. Vorsteher des Konvents und er gilt als der bedeutendste der St. Blasier Benediktineräbte. Nicht nur als Bauherr, sondern auch als fortschrittlich denkender Theologe, als Kirchenmusiker, als Historiker und als weitsichtiger und sozial eingestellter Landesherr hat er sich weit über die Grenzen des Heimatklosters einen Namen gemacht. Heute noch, 200 Jahre nach seinem Tode, werden die wissenschaftlichen Werke Gerberts geschätzt, seine sozialen Einrichtungen und die

unter seiner Leitung errichteten Bauwerke gewürdigt.

Geboren wurde Gerbert im Jahre 1720 in der Neckargemeinde Horb. Im Alter von 16 Jahren kam er als Novize in das Kloster St. Blasien. 1737 legte er seine Profess an und trug von dort an das Mönchsgewand. Nach philosophischen und theologischen Studien wurde er dann am 30. Mai 1744 zum Priester geweiht. Meinrad Troger aus Rheinfelden, der damalige Abt von St. Blasien, entdeckte schon bald die vielfältigen Fähigkeiten Gerberts und förderte ihn. Schon früh wurde dem jungen Mönch die Tätigkeit des Klosterbibliothekars übertragen sowie die philosophische Professur an der klösterlichen Gelehrtenakademie. Der Abt ermöglichte Gerbert auch mehrere Studienreisen. So kam Gerbert unter anderem nach Frankreich und nach Italien.

Als 1764 sein großer Freund und Förderer Meinrad Troger starb, stand es für die Mitkonventualen fest, daß Gerbert das Amt des Abtes übernehmen müsse. „Wollte man einen Vorsteher von ernster Frömmigkeit und einflußreichem Ansehen, so mußte man Gerbert wählen, und wolle man den wissenschaftlichen Ruhm erhalten und erhöhen, so mußte man ihn im Auge haben, dessen gelehrter Ruf sich bereits weit über die Grenzen seines Vaterlandes ausgedehnt hat“ so schrieb ein Historiker über Gerbert. Am 15. Oktober 1764 übernahm Gerbert das Amt des Klostervorsteher. Die einfachen Worte mit denen Gerbert als neugewählter Abt seine Mitbrüder begrüßte sind bezeichnend für den Charakter und das väterliche Wirken. „In Glück und

Unglück soll zwischen mir und euch das engste Verhältnis herrschen, denn mein Wohl ist ganz mit euren verknüpft, und über unsere beiderseitige Pflichterfüllung bin ich dem höchsten Richter strenge Rechenschaft schuldig.“

Schon bald nach seinem Amtsantritt ging Gerbert daran für das Kloster neue Satzungen auszuarbeiten. Die echte Frömmigkeit unter den Mönchen erblickte er als die sicherste Grundlage für das Weiterbestehen der klösterlichen Gemeinschaften. In diesem Sinne heißt es dann auch in einer Mahnung Gerberts „Liebet Gott und lasset die Feinde unseres Standes toben. Denn wehe uns, wenn wir von ihnen ebenso verhaßt wären, wie wir es von vielen Menschen sind“. Für das Kloster St. Blasien übernahm Gerbert das Brevier eines befreundeten französischen Benediktinerklosters. Ein Tageszeitbuch das Auszüge aus der heiligen Schrift, Märtyrerlegenden und Kirchensatzungen zum Inhalt hat, verfaßte Gerbert für das zu St. Blasien gehörenden Frauenkloster in Berau. Was für diese Zeit außergewöhnlich war: Gerbert ließ dieses Buch nicht nur in Latein sondern auch in Deutsch drucken. Für die Schüler des Klosters stellt er einen Lehrplan zusammen, so war es auch sein Bestreben die Scholasterie und den Mechanismus aus dem Lehrplan zu verbannen, und den echten Geist wahrer Wissenschaften zu pflegen. Den Lehrern des Klosters schärfte er ein, sich streng an den Lehrplan zu halten und den Schülern über jede Wissenschaft, die im Kloster gepflegt würde, die notwendige grundlegende Einleitung und Anweisung zu geben, damit sich die jungen Männer stets mit etwas Nützlichem beschäftigen. „Denn unser Stand ist nicht allein der Stand des Gehorsams, des Gebets und der Buße, sondern auch ein Stand nützlicher Tätigkeit“ so meinte Gerbert. Er selbst gab seinem Mitbrüdern ein gutes Beispiel und hielt sich streng an die festgelegte Tagesordnung. Kaum vier Jahre nach der Übernahme des Amtes, nach einer Zeit glücklichen Gedei-

hens, kamen auch Tage des Unglücks und schwerer Prüfungen für den Fürstabt. In einem Tagebuch des Klosters St. Peter im Schwarzwald aus dem Jahre 1768 steht folgender Eintrag: „Am 23. Juli 1768 wurde das Gotteshaus des heiligen Blasius im Schwarzwaldes durch eine Feuersbrunst verzehrt, welche in der Klosterküche ausbrach, sodann das Dachwerk anfraß und mit solcher Heftigkeit um sich griff, daß es unmöglich war, dieselbe zu bewältigen. Daher brannte das ganze Klostergebäude mit samt dem Münster völlig nieder. Es konnte nichts gerettet werden, als die entfernt gelegenen Dienerwohnungen und das Archiv nebst einigen Handschriften der Bibliothek, während andere, deren Verlust unschätzbar ist, eine Beute des Feuers wurden, namentlich jener Codex von St. Georgen aus dem 9. Jahrhundert, wohl einer der inhaltsreichsten und schönsten in ganz Europa. Bei diesem Unglück zeigte sich wieder die Böswilligkeit gewisser Leute gegen die Klöster. Viele, anstatt die Blasianer zu bedauern, freuten sich über den Untergang des Gotteshauses, andere behaupteten, die Klosterherren hätten den Brand selbst angestiftet, um einen Grund zu haben, aus dem Vorderösterreichischen wegzuziehen. Eine Menge von Kostbarkeiten, welche man durch die Fenster retten wollte, wurden gestohlen, und von den Arbeitern sofften sich etwelche im Klosterkeller dermaßen voll, daß man sie hinaustragen mußte.“ Die Katastrophe war so groß, daß es Gerbert nicht möglich war für die Mönche die notwendige Nahrung aufzubringen. Die Mehrzahl der Mitbrüder brachte Gerbert in befreundeten Klöstern unter, sie gingen nach Reichenau, St. Gallen, Einsiedeln, Rheinau, Fischingen und nach Konstanz. Nur wenige konnten dem Abt beim Wiederaufbau behilflich sein. Die Zeit des Wiederaufbaus war denkbar ungünstig, denn unter den weltlichen Fürsten und besonders am Wiener Hof waren Parteien, die sich gegen die Klöster richteten. Nach längeren Beratungen und Prüfungen verschiedener Pläne hat



Fürstabt Martin Gerbert

der Abt und seine Mitkonventualen entschlossen das Klostergebäude nach den alten Plänen wieder erstehen zu lassen. Für den Bau der Kirche aber hatte Gerbert seine eigenen Ideen. Wohl inspiriert durch verschiedene Kirchen, die er in Italien und Frankreich gesehen hatte, entschloß er sich zu einer Kuppelkirche. Für die Planung konnte er den französischen Architekten Michael D'Ixnard gewinnen. Die Zeit vor dem Ausbruch der Französischen Revolution, in die der Wieder-

aufbau fiel, war weniger günstig. Doch Gerbert ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen und setzte sich energisch dafür ein sein begonnenes Werk zu vollenden. Es war schon ein kühnes Unternehmen dieser gewaltige barock-klassizistische Bau in dem engen, damals noch sehr unwegsamem Albtal zu errichten. Im Jahre 1783 war es dann soweit. Eine Woche dauerten die Feierlichkeiten. Am Vorabend der Einweihung stellte Gerbert sein Werk „Die Geschichte des Schwarzwaldes“

vor. Der Berliner Reiseschriftsteller Nikolei schrieb nach einem Besuch in St. Blasien „Alles ist edel und groß, alles trifft zusammen, einen großen bleibenden Eindruck zu wirken. Die Kirche zu St. Blasien ist bei weitem das vollkommenste geistliche Gebäude in Deutschland, das ich gesehen habe.“ Bei dem Bau der Kirche ging auch ein Lieblingsgedanke Martin Gerberts in Erfüllung, nämlich unter der Kirche eine Fürstengruft für verstorbene Mitglieder der Habsburger Familie einzurichten. Für die Ausgestaltung hatte der Bauherr die volle Unterstützung der Landesmutter Maria Theresia.

Der Abt des Klosters St. Blasien war auch zugleich Fürst der Grafschaft Bonndorf und somit trug er den Titel „Fürstabt“. Im Jahre 1609 konnte das Kloster die Grafschaft für 290 000 Gulden käuflich erwerben. Im Jahre 1746 wurde der Abt von St. Blasien durch Anerkennung der reichsunmittelbaren Grafschaft Bonndorf Reichsfürst und Landesherr. Unter der Führung von Martin Gerbert wurden im Bonndorfischen einige soziale Einrichtungen geschaffen, die heute noch, 200 Jahre nach seinem Tode, Bestand haben. Gerbert sorgte aber auch für wirtschaftliche Absicherung der Bürger der Grafschaft. Zu der Grafschaft gehörten 35 Flecken und Dörfer neben verschiedenen Weilern und Einzelhöfen. Kirchlich war das Land in dreizehn Pfarreien eingeteilt, politisch in 25 Vogteien. Das Land hatte etwa 16 000 Einwohner. Die Bevölkerung lebte größtenteils von der Landwirtschaft. Gerbert achtete streng darauf, daß sich die zu jener Zeit die immer mehr aufkommende Industrie sich nicht zu sehr verbreitete und damit der Landwirtschaft die wichtigen Arbeitskräfte entzieht. Die bedeutendste soziale Einrichtung ist neben der Gründung eines Spitals und Arbeitshauses die Gründung der heute noch bestehenden Sparkasse Bonndorf. Am 24. Oktober 1765 ordnete Gerbert an, daß die Waisen- und Pflugschaftsgelder mit landesherrlicher Garantie in sicherer Weise angelegt werden sol-

len, und in einer weiteren Verordnung aus dem Jahre 1767 wurde dann das Geschäftliche und die Aufgabe des Kassenverwalters festgelegt „um die wysen“ wie es in der Verordnung heißt „mit ihrer Barschaft gänzlich sicher zu stellen“. Daher pflegte man auswärts der Grafschaft zu sagen: „Wer im sanktblasischen je einer kein Geld geliehen bekommt, so muß er ein Lump sein.“

Die Sparkasse Bonndorf ist die zweitälteste in Deutschland. Die älteste, 1749 gegründet, ist die Bezirkssparkasse Salem. Auch die zwischen Bonndorf und Schluchsee gelegene Brauerei Rothaus wurde von Martin Gerbert gegründet. Die Brauerei war einst Sitz der Herren von Roth, Patrizier von Schaffhausen. Von diesen wurde der Name Rothaus abgeleitet. Im Jahre 1766 konnte das Kloster das Anwesen kaufen und einige Jahre danach dort eine Brauerei einrichten. Im Jahre 1856 setzten die Bonndorfer zu Ehren ihres großen Gönners und Förderers ein Denkmal.

Eine besondere Bedeutung aber hatte Gerbert als Wissenschaftler. Die Gelehrtenakademie St. Blasien, die unter dem Vorsitz von Gerbert zu besonderem Ruhm gelangte, galt in erster Linie als Lehranstalt für Philosophie, Theologie und Geschichte und ihren verwandten Wissenschaften. Zu einem weit beachteten Werk entschloß sich Gerbert mit der Herausgabe der „germania sacra“. Für dieses umfangreiche Werk konnte er viele Wissenschaftler nicht aus dem Kloster sondern aus dem gesamten deutschsprachigen Raum gewinnen. Insgesamt sind über 40 wissenschaftliche Werke von Gerbert als Buchwerk oder als Manuskript erstellt worden. Das bekannteste Werk von Fürstabt Martin Gerbert ist die „Historia silvae nigrae“ (Die Geschichte des Schwarzwaldes). Von der Zeit der Römerherrschaft am Rhein bis zum 18. Jahrhundert gibt Gerbert in diesem Buch einen Überblick über die Geschichte des Landes. Ganz besonders behandelt er darin die Benediktinerklöster, er schreibt die materielle und geistige Kultivierung des Schwarzwaldes den

Mönchen des heiligen Benedikt zu. Das heute noch beachtete Werk hat 512 Seiten, zahlreiche Kupfertafeln, eine Landkarte und einen Anhang mit Urkunden. „Wer meine Geschichtsdarstellung aufmerksam durchgelesen“ so schreibt Gerbert „dürfte sich nicht wundern, daß ich den Schwarzwald eine Colonie der Benediktiner genannt, denn er wird gesehen haben, welch ein unwirtliches Bergland derselbe gewesen, bevor diese Ordensbrüder dahin kamen und die bisher kaum zugänglichen Wildnisse durch die Arbeit ihres Geistes und ihrer Hände allmählich urbar und wohnlich gemacht.“

Ein weiteres bekanntes Werk Gerbert ist eine Geschichte zur Kirchenmusik. Bei einem Besuch in Rom hat er erstmals Chorgesang gehört und war davon sehr ergriffen. Als Abt hat er den Chorgesang auch in seinem Kloster eingeführt und förderte die Kirchenmusik in allen zum Kloster gehörenden Gemeinden. „Der jetzt regierende Fürst liebt die Studien mehr als die Musik, obwohl derselbe ihren Wert genug zu schätzen weiß“ so schreibt Baron von Böcklin im Jahre 1790. „Bei der Einweihung der neuen Kirche in St. Blasien wurde ein Choral intoniert, wozu die Orgel, die Posaunen und Zinken, Trompeten und Pauken, samt einigen harmonischen Glocken, wechselweise mitspielten, von welcher Art ich in Deutschland niemals Musik gehört. Sie war von großer Ähnlichkeit mit dem Chorgesang in der Peterskirche zu Rom.“ Diesen Festchoral zur Einweihung der Kirche komponierte Martin Gerbert. Am 13. Mai 1793 starb Martin Gerbert. Die Frei-

burger Zeitung schrieb damals: „Gerbert besaß alle Eigenschaften und Tugenden eines Herrn, welcher seine Untergebenen liebt und dessen Vergnügen darin besteht, dieselben glücklich zu machen. Wer immer ihn näher gekannt, auch wenn es ein Feind seiner kirchlichen Richtung war, mußte eingestehen, daß der Fürstabt zu edel dachte, um jemand seine Würde und Stellung im Geringsten verletzend fühlen zu lassen. Denn das sich seine Größe nur auf die Gaben eines trefflichen Verstandes und Herzen gründete, so zeigte er sich fern von einem törichtem Hochmut, welcher nur abschreckt, ohne zu imponieren und Achtung zu gebieten“.

Die Stadt St. Blasien gedenkt im Jahre 1993 auf vielfältige Weise des 200. Todestages von Fürstabt Martin Gerbert. Es wird eine Ausstellung über das Leben und Wirken Gerberts im Haus des Gastes eingerichtet, im Dom und im Festsaal der ehemaligen Benediktinerabtei finden Konzerte statt, es wird eine Vortragsreihe über Gerbert und den Benediktinerkorden angeboten, das Alemannische Institut hält ein wissenschaftliches Kolloquium mit dem Thema „Die reichsrechtliche Stellung des Klosters St. Blasien“, es wurde eine Biographie über Gerbert vorgestellt, im August sind Freilichtspiele auf dem Kirchenvorplatz „Das Spiel vom Dom“ und schließlich dann am ersten September-Wochenende eine große Gedenkfeier mit feierlichem Gottesdienst, Überreichung des Fürstabt-Gerbert-Preises an einen Historiker und einen Umzug durch den Ortskern mit Motiven zur Geschichte der Gemeinde.



Aus Ausstellung „Zwischen Schule und Fabrik — Textile Frauenarbeit in Baden.“ Mustertuch mit Buchstaben und Schmuckmotiven, Baden 1879.

Der Buddha vom Bodensee oder Die Meersburger Jahre Fritz Mauthners

Zum 70. Todestag des Philosophen am 29. 6. 1993

Manfred Bosch, Rheinfelden

Der ist dem Wort am tiefsten treu,
der es so haßt wie Du!

„Als er siebzig war und sehr gebrechlich/Drängte es den Lehrer doch nach Ruh“: Brechts berühmter Vers liegt ganz nahe, wenn es gilt, sich die Meersburger Jahre des Schriftstellers und Philosophen Fritz Mauthner zu vergegenwärtigen. Und doch dürfte man das Zitat nur dem Geiste und nicht dem Buchstaben nach verstehen: noch besaß Mauthner — er war gerade 60 — ein Temperament, das seiner Jahre spottete; von Gebrechlichkeit konnte nicht die Rede sein, wenn auch über dreißig Berufsjahre unübersehbar ihre gesundheitlichen Spuren hinterlassen hatten, und die ersehnte Ruhe sollte auch keinesfalls den Schlußstrich unter ein umfangreiches publizistisches, literarisches und philosophisches Werk setzen. Doch was Mauthner an Lebenszeit noch verblieb, gedachte er doch anders und mit anderem hinzubringen als mit journalistischer Tagesfron, die ihn bisher hatte ernähren müssen. Als solche hatte er nämlich seine Tätigkeit für den Kultur- und Theaterbetrieb Berlins immer mehr empfunden. Seit der Student der Rechte und „verbummelte Schöngest“² im Berlin der Gründerzeit als Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts“ und des „Deutschen Montagsblatts“ von sich reden gemacht hatte, seit er rasch zu einem der einflußreichsten Kritiker geworden war und mit seinem Buch „Nach berühmten Mustern“ (1879), Erfolgsautoren seiner Zeit wie Berthold Auerbach, Friedrich Spielhagen, Felix Dahn, Viktor von Scheffel, Gustav Frey-

tag oder Karl Emil Franzos parodierend, über Nacht selber zur Berühmtheit aufgestiegen war, hatte er in rascher Folge ein Buch nach dem anderen herausgebracht: Novellen und Erzählungen, Sammlungen seiner Aufsätze, historische Romane, Travestien und Parodien. Im Nachwort zu seinen „Ausgewählten Schriften“ hat sich Mauthner angesichts der Notwendigkeit, „unter meinen vielzuvielen Erzählungen und kurzen Geschichten eine Auswahl zu treffen“, selbstkritisch zu dieser Überproduktion künstlerischen Schaffens geäußert und geurteilt, „daß wir Schreibersleute alle, oder doch fast alle, mehr schreiben, als uns aufgegeben ist . . . Auch in mir war die Lust am Fabulieren mitunter stärker als die innere Not“³.

Doch das waren die Anfechtungen eines, den auch der Erfolg nicht hinderte, kritische Fragen an sich selbst zu stellen. Wenn andere über Mauthner sprachen, taten sie es gemeinhin im Tone hoher Achtung; seine Beiträge galten vielen als Oasen in der Feuilletonwüste. Im führenden Theaterorgan der Zeit, der Jacobsohnschen „Schaubühne“, läßt sich nachlesen, welche Kränze Fritz Mauthner einmal gewunden worden sind. Der Theaterschriftsteller Julius Bab sah in ihm eine Ausnahmeerscheinung der deutschen Kritik, wenn er ihn „als Geist, als Stilist, als Charakter eine Zierde, eine Entschuldigung, eine Sühne für die berliner Presse“⁴ bezeichnete; und in der Artikelserie „Berliner Theaterkritiker“ wunderte sich W. Fred rückblickend, „mit welcher Klugheit, mit welchem immer wieder zusammengerafften Ernst und Bemü-

hen und aus welchem Wissenskreise heraus dieser Mann jede Woche ein oder zwei Mal über Stücke von Künstlern und Krämern, über das Spiel von Komödianten und Routiniers zuerst in der Nacht und dann am andern Morgen seine Meinung gesagt hat, ohne daß jemals in diesen Kritiken der Unterton eines leisen Stöhnens über solche Fron zu überhören war⁴⁵.

Zum Überdruß Mauthners gegenüber dem Tagesgeschäft des Journalismus und der Kritik — „28 Jahre habe ich an diese Flucharbeit ausgegeben“, schrieb er 1905 — trugen gesundheitliche Probleme bei, vor allem aber Selbst- und Sprachzweifel, die bis in die sozialen und lokalen Konstellationen seiner Kindheit zurückzuverfolgen sind. 1849 als Sohn assimilierter und areligiöser jüdischer Eltern in einer slawischen Gegend Österreichs geboren und in Prag aufgewachsen, wurde für Mauthner die Begegnung mit drei Sprachen prägend: dem Deutsch der gehobenen Schichten, dem Tschechisch der Bauern und Dienstmädchen sowie etwas Hebräisch, wie er es in der Verwandtschaft, von Kaufleuten und Trödeljuden hörte. So wurden für Mauthner, unweit von der Sprachgrenze geboren, die Grenzen der Sprache zum Thema; schon den Fünfjährigen regte das „Kuchelböhmisch“ zu ersten etymologischen Überlegungen an. Darin hat Mauthner später eine innere Logik erkannt; ja es wäre ihm schlicht unverständlich erschienen, wenn jemand wie er „zur Sprachforschung nicht gedrängt“⁴⁶ worden wäre. Und dem Vierundzwanzigjährigen war schließlich in einer Art persönlichem Ur-Erlebnis bewußt geworden, was er selbst als „Sprachchock“ empfand: Mauthner war damals aufgegangen, daß Sprache und Denken zur Erkenntnis der Wirklichkeit höchst untauglich seien; und was der Wahrheit am meisten im Wege stand, war die Illusion, daß die Menschen dächten, während sie doch nur sprachen. Mit der Ablehnung der reinen Vernunft sah Gustav Landauer seinen Freund Mauthner als Vollender Kants, dessen schärf-

ste Kritik für ihn schon darin lag, daß Mauthner statt Vernunft Sprache sagt: es gibt, so Landauers Resümee von Mauthners Denken, „keine Möglichkeit, die Erkenntnis anders zu fördern als mit Hilfe der Erfahrung, also der Sinne; die Allgemeinbegriffe sind nicht eingeborene Formen, die des Inhalts harren, sie sind nur Worte, gewordene Worte, und auch unsere Worte vom Werden und von der Entwicklung sind wiederum Worte. Die Sinne aber, auf die all unser Erkennen — das bißchen Erkennen — einzuschränken ist, sind zur Zufallssinne, sind gar nicht zur objektiven Welterkenntnis eingerichtet . . . Weltanschauung! Sie ist nichts anderes als unser Sprachschatz; und der Sprachschatz ist unser Gedächtnis; und umgekehrt . . . So also steht es: unsere Welt ist ein Bild, das mit sehr armseligen Mitteln, mit unseren paar Sinnen, hergestellt ist. Diese Welt aber, die Natur, in ihrer Sprachlosigkeit und Unausprechbarkeit, ist unermeslich reich gegen unsere sogenannte Weltanschauung, gegen das, was wir als Erkenntnis oder Sprache von der Natur schwatzen“⁴⁷.

Gewiß ist an derlei Einsichten nicht alles neu, und von philosophischer Seite ist in puncto methodischer Sauberkeit manches gegen sie eingewendet worden, wie Mauthner denn auch als Philosoph zuerst immer Schriftsteller war und den Zwiespalt zwischen Dichter und Denker in sich nie recht überwand. Und doch kamen selbst vorbehaltreiche Stimmen nicht umhin zu bemerken, daß Mauthners Sprachkritik mit Worten und Gründen weder zu treffen noch „totzuschlagen“⁴⁸ sei; und obwohl Mauthner nie ein Lehramt bekleidete oder eine Schule bildete, gilt er heute als der „bedeutendste Sprachphilosoph des 20. Jahrhunderts vor Wittgenstein, dessen Ideen er bei prinzipiellen Differenzen bis in Details hinein antizipierte“⁴⁹. Er hatte nämlich nicht nur folgerichtig die in der Philosophiegeschichte angelegten sprachkritischen Ansätze radikalisiert, sondern sollte sie auch bis in die letzten Konsequenzen für die eigene Biogra-



Fritz Mauthner (links) mit Gustav Landauer (2. von rechts) in Meersburg

phie zuendenken und -leben. Von der Sache her ist die Mauthnersche Sprachkritik aber ohne weiteres in die Reihe der großen Sockelstürze und Infragestellungen einzuordnen, mit denen die Kopernikus, Darwin und Freud die angemästen Selbstbilder des Menschen erschüttert haben. „Das Gehirn“, so Mauthner in einem bezeichnenden Text, der die menschliche Leistung in Bereiche zurückholt, die ihn gegenüber der übrigen Schöpfung nicht mehr isolieren, „kann nichts als Vorstellungen verbinden, und wenn es zwei Vorstellungen verbunden hat, weil sie zeitlich

oder räumlich oder sonstwie aneinanderklatschen, dann reiht es sie aneinander und nennt das Logik. Die Hühner, die den Ruf Put, Put und die Gerstenkörner logisch miteinander verbinden, und vielleicht den Schall Put, Put für den Vater der Speise halten, sind ebenso weise“¹⁰.

Markiert die Sprachgebundenheit allen Denkens für Mauthner die Grenzen menschlicher Intelligibilität, so galt ihm die Sprache recht eigentlich als der „Kerker des Geistes“. Dieser sprachkritischen Problembewußtheit war bereits ein Großteil von Mauthners umfangrei-

cher belletristischer Produktion mit ihrer stark parodistischen und satirischen Ausrichtung entsprungen. Nun galt es aus dem Erkannten nicht mehr nur literarische, sondern philosophische Konsequenzen zu ziehen; doch soviel Mauthner seit den siebziger Jahren auch an nächtlichen Arbeitsstunden seines „Doppellebens“ an die Vorstudien seiner Sprachkritik wandte — er schien sich lange nicht sicher, „ob es ein ungeheurer Arbeitsplan oder eine Resignation auf jede schriftstellerische Tätigkeit war“¹¹. Wie tief diese Arbeit in Mauthners Selbstverständnis eingriff, bekennt er am Ende seiner 1901/02 erschienenen „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ selbst: „Während der langen Jahre, in denen die Grundgedanken dieses Versuchs sich meiner bemächtigten und mich zu der wirklich harten Arbeit zwangen, ihre Wahrheit unaufhörlich am Leben und an den Errungenschaften der Wissenschaft zu erproben, während dieser Jahre gab es verzweifelte Stunden und Tage genug, an denen es mir wertvoller und weiser erschien, den Acker, den ich baue, selbst zu düngen oder die Kirschbäumchen zu pflanzen oder den ersten besten Hund zum vernünftigen Lehrer der Lebensführung zu wählen. Nichts erschien dann törichter als der letzte Versuch, mit Worten, die niemals festen Inhalt haben können, endlos von nichts zu sprechen als von der eigenen Unwissenheit. Gerade aber solche schwarze Stunden und Tage endeten häufig mit dem spornenden Gefühl: jawohl, es ist der letzte Versuch, es ist das letzte Wort, und weil es nicht die Lösung des Sphinxrätsels sein kann, so ist es wenigstens die erlösende Tat, welche die Sphinx zum Schweigen zwingt, weil es die Sphinx vernichtet. Traurig blickte ich auf solche Stimmungen erhöhten Selbstgefühls zurück. Was können wir in der Sprache des heutigen Tages denken oder sagen über die Sprache des morgenden Tages? (...) Was heute die letzte Antwort schien, wird morgen eine neue Frage sein; und die Frage wird wieder zur Antwort werden in der

Sprache von uns törichten Menschen. Dennoch will ich auszuführen versuchen, warum mir eine Kritik der Sprache in guten Stunden die letzte Antwort schien . . .“¹²

Die drei Bände der „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ — Mauthner hatte seit Mitte der neunziger Jahre seine literarische Arbeit dieser „Nachtseite“ seines Schaffens geopfert —, stellten das erste große Ergebnis einer Denkbewegung dar, die von Fragen der Erkenntniskritik ausgegangen war, die gesamte Geschichte der Philosophie kritisch mitbedachte und sich schließlich — im Bewußtsein der darin liegenden Paradoxie — mit gesteigerter Radikalität gegen die Sprache selbst richtete. Mauthner löste seine Kritik der Sprache vor allem philologisch ein, indem er weithin die Geschichte ihrer Wörter gab, Sprachkritik so immer auch als Kulturgeschichte verstehend. Er war hierbei so unzünftig und unorthodox, daß Paul Nikolaus Cossmann urteilte, Mauthner sei „so ziemlich der einzige Zeitgenosse, auf den man mit Recht das viel gemißbrauchte Wort von den freien Geistern“¹³ anwenden könne. Doch „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ ist nicht allein der Titel eines umfangreichen sprachkritischen Kompendiums; seine Bände bezeichnen nicht weniger den generellen Wandel der philosophischen Orientierung und des gesamten schriftstellerischen Programms, ja den Durchbruch dessen, weswegen Mauthner noch heute zu faszinieren vermag. Wenn auch oft schwer ist zu entscheiden, wo der Schriftsteller endet und der Philosoph beginnt, so war die Haltung Mauthners doch stets philosophisch zu nennen. „Für den Schöpfer der Sprachkritik“, so urteilte Monty Jacobs in einem Porträt Mauthners, „ist die Einsamkeit keine Laune, keine Pose . . . Allein war Mauthner letzten Endes immer. Auch in den Jahrzehnten, da er mitten in diesem Trubel schaffen mußte . . . Alles dies war, in den Straßen, Bühnenhäusern und Redaktionen Berlins, der Mauthner der Öffentlichkeit. Aber der heimliche, der

einsame Fritz Mauthner führte sein wahres Leben schon damals in einem stillen Hause, weit draußen im Grunewald¹⁴.

Mauthners Ideal eines „reinen Gelehrtenlebens“ in zurückgezogener Umgebung kam auch diese Berliner Einsamkeit nicht nahe genug. Der gefeierte Theaterkritiker des „Berliner Tageblatts“ und berühmte Autor der „Berühmten Muster“, schrieb Ludwig Stern in seinen Erinnerungen, habe ihm inmitten seines Aufstieges erklärt, wie sehr „dieser ganze Lärm der Großstadt ihm in der Seele innerlich zuwider sei. Des lauten Straßenerfolges seiner ‚berühmten Muster‘ schäme er sich. Seine Sehnsucht gelte vielmehr einem beschaulichen Zurückziehen in eine einsame Klausur nach dem Muster der Tonne des Diogenes, der am hellen lichten Tage mit einer Laterne nach Menschen gesucht habe. Er wolle mit einer solchen Diogeneslaterne in das Wesen der Sprache hineinleuchten . . .“¹⁵ 1905 machte Mauthner, dessen Frau 1896 gestorben war, seinem bisherigen Leben der falschen Kompromisse ein Ende und zog nach Freiburg, wo er seine Forschungen durch ein neu aufzunehmendes mathematisch-naturwissenschaftliches Studium zu fundieren hoffte. Die süddeutsche Universitäts-Idylle und beliebte „Pensionopolis“ jener Jahre schien ihm nicht ungeeignet als Rahmen einer neuen Schriftsteller- und Gelehrtenexistenz — hier entstanden unter anderem das Buch über Spinoza (1906) und die Gustav Landauer gewidmete Monographie „Die Sprache“ (1907) für Martin Bubers Reihe „Die Gesellschaft“. Doch der eigentliche Gewinn seiner Freiburger Jahre lag weniger im schriftstellerischen oder philosophischen Ertrag, sondern war menschlicher Art: Mauthner lernte die Emmendinger Ärztin Hedwig Straub kennen, die im Auftrag der französischen Regierung Jahre praktischer Gesundheitsvorsorge in der Sahara hinter sich gebracht hatte und vom Rande der europäischen Zivilisation mit geschärftem Bewußtsein zurückgekehrt war. Insbesondere ihr spä-

teres Buch „Zerrissene Briefe“ (1912; neu 1991), aber auch verschiedene Beiträge für das „Bodenseebuch“ der zwanziger Jahre belegen ihre große Nähe zu Mauthner und lassen auch die zunehmende menschliche Annäherung verständlich werden, die sich aus der Mitarbeit der sprachlich Hochbegabten an Mauthners Projekt eines „Wörterbuchs der Philosophie“ allmählich ergab und schließlich in den Plan einer Lebensgemeinschaft mündete.

Auf der Suche nach einem gemeinsamen Domizil stießen Mauthner und die 23 Jahre Jüngere auf einer Fahrt über Land auf das Glaserhäusle hoch über dem Steilabhang westlich von Meersburg, das schon die Droste besungen und auf das auch Norbert Jacques bereits ein Auge geworfen hatte. Es war dies nicht Mauthners erste Begegnung mit dem Bodensee; bereits 1878 hatte er bei einem Besuch seines verehrten Prager Landsmanns Alfred Meißner in Bregenz die Landschaft schätzen gelernt und den Aufenthalt zu einer ausgiebigen Erkundung Vorarlbergs und des schweizer Ufers genutzt¹⁶. Das Glaserhäusle schien Mauthner auf Anhieb als Refugium und Alterssitz höchst geeignet; gehörte zu dem Haus doch ein alleinstehendes, als Bibliothek und Arbeitsraum zu nutzendes bescheidenes Ateliergebäude, das nur über eine kleine Knüppelbrücke erreichbar war und das zu schildern kaum einer der zahlreichen Berichte späterer Besucher unterließ. 1909 erwarben Mauthner und Straub das verträumte Tusculum; auf den Einzug folgte im Februar 1910 die Heirat. Trauzeugen der „Greisen-ehe“ (Fritz Mauthner) waren Gustav Landauer, den Mauthner einst als Mitarbeiter für die Schlußredaktion der „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ hatte zuziehen können, und der Germanist Roman Woerner, ein Bekannter aus dem Freiburger Freundeskreis.

Die nun folgenden Jahre bis zum Ersten Weltkrieg waren Mauthners glücklichste Lebenszeit. Die anregende Nähe zu seiner Frau ließ in Mauthner nun erst so recht die Last

der zurückliegenden Jahre abfallen, und die Abgeschlossenheit des Bodensees stimulierte in ihm neuen Arbeitseifer. Noch im Jahre 1909 waren die ersten Lieferungen des „Wörterbuchs der Philosophie“ erschienen, das 1911 in zwei umfangreichen Bänden geschlossen vorlag und philosophiegeschichtliche Artikel zu Namen und Stichworten bot — wie schon die „Beiträge“ weniger Systematik denn eindrucksvolles Beispiel gelehrten Fleißes und als solches zugleich Zeugnis stupender Belesenheit und unorthodoxer Neubewertung. Der Autor dieses Werkes, merkte Hermann Hesse in seiner Besprechung an, schreite „durch die Hallen der Philosophie . . . nicht wie ein Adorant durch Tempel alter Kulte, sondern wie Herkules durch den Stall des Augias“¹⁷.

Noch während des Erscheinens des „Wörterbuchs der Philosophie“ hatte Mauthner die Arbeit an seinen Erinnerungen aufgenommen. Ihr erster Teil — mehr ist nicht erschienen, ein zweiter Band über ein erstes Kapitel nicht hinausgelangt — war gerade zu Ende gesetzt, als der Erste Weltkrieg das Erscheinen des Buches in den Augen des Verfassers bedeutungslos machte: „Der Tod war über die Menschheit gekommen“, schrieb Mauthner, „das Leben eines einzelnen Stubenhockers bedeutet wenig mehr, noch weniger die Geschichte eines solchen Lebens“¹⁸. Im Sommer 1917 jedoch sah sich Mauthner durch Vertragspflicht gezwungen, dem Erscheinen des Buches dennoch seine Zustimmung nicht länger zu versagen, obschon er es noch immer „in jedem Sinne . . . (für) unzeitgemäß“¹⁹ hielt. Das Buch hat den Untertitel „Prager Jugendjahre“ und gibt die Lebensgeschichte seines Verfassers von den familiären Ursprüngen bis zum Umzug nach Berlin im Jahre 1876. Im Vordergrund jedoch steht die Geschichte seiner schulischen Erziehung und Bildung; mit ihr leistet der Autor ein doppeltes: einmal die Bewältigung seiner privaten Bildungsgeschichte, die ihn sein Leben lang bedrückt hat, obschon die Eltern mit ihren

fünf Kindern 1855 eigens besserer Bildungschancen wegen nach Prag umgezogen waren; zum anderen eine Kritik der Institution Schule, die insofern auch ein Aspekt von Sprachkritik ist, als sie Schule als einen Ort verfehler Wissensvermittlung schildert, als einen Akt der Wissensdressur und bloßen Wortaufwands.

In einem Brief des Jahres 1900, in dem er der Genugtuung über seine Mitarbeit an den „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“ Ausdruck gab, hatte Gustav Landauer geschrieben, bei Erscheinen des ersten Bandes werde die Welt wohl mit Staunen gewahr werden, „was für ein Denker da in all den Jahren im stillen gearbeitet“ habe. Landauer erkannte aber auch — wohl früher als Mauthner selbst — wohinaus diese Arbeit noch tendieren würde: „So sicher auf Kant die Romantik folgte“, fuhr er in jenem Briefe fort, „so wird Mauthners wuchtiges Fragezeichen kein Ende sein, sondern die Eingangspforte zu neuer Mystik . . .“²⁰ Landauer hatte damit eine Erkenntnis vorweggenommen, die Mauthner selbst über zwei Jahrzehnte später so ausdrückte: „Nach rückwärts blickend ist Sprachkritik alles zermalmende Skepsis, nach vorwärts blickend . . . ist sie eine Sehnsucht nach Einheit, ist sie Mystik“²¹. Am eindrucklichsten hat Mauthner diese Einsicht in „Der letzte Tod des Gautama Buddha“ (1912) eingelöst, seinem „allerpersönlichsten Werk“²². In dem „tiefen, auch inneren Frieden des Jahres 1912 entstanden“, hat Mauthner „die heiterernste kleine Dichtung in einem Zuge niederschreiben können“²³, und in ihr beweist sich der Verächter der Sprache ein weiteres Mal als einer ihrer großen Meister. Noch einmal hat sich Mauthner seiner großen Fähigkeit zur Einfühlung bedient — diesmal jedoch nicht, um sich an Stil und Inhalt seiner Vorlagen in kritisch-parodistischer Absicht zu reiben, sondern um, einen Mythos als Maske benützend, ein Letztes und Höchstes zu geben, das an die Grenzen von Sprache und Mitteilbarkeit rührte. Dazu mußte

Mauthner den Buddha-Mythus nur auf seine Weise benützen: „andächtig und doch frei“, wie Ernst Benz²⁴ formulierte; oder, mit den Worten Monty Jacobs': „Andere haben den Buddha-Mythus verdeutscht, Mauthner konnte ihn nur ins Mauthnerische übersetzen“²⁵. Damit sollte gesagt sein, daß Mauthner seine Verzweiflung an der Sprache transponiert habe in die Sehnsucht nach mystischem Einssein und „seligem Nichtsein“, um zum selbstvergessenen, reinen Dasein der Natur vorzudringen. Das Buch berichtet denn auch vom Abschied Buddhas von der Gemeinde seiner Jünger; und das „letzte“ im Titel bedeutet, daß Buddha, nach seiner Erlösung aus dem ewigen Kreislauf der Wiedergeburt, auch noch die stärkste Versuchung seines Ich zu überwinden aufgegeben ist, nämlich die, in den Rang eines Gottes und damit einer Institution aufzusteigen. Nun erst kann der Friede endgültig sein. „Stille und Frieden hatte er gesucht“, heißt es zum Schluß über Buddha, „jetzt war er die Stille und der Friede und wußte es nur nicht mehr“. An dieses entsagende Nicht-Sein schließt auch der Spruch unmittelbar an, den Mauthner auf seinen Grabstein setzen ließ: „Erlöst vom Menschsein“. Die Mystik als ein Weg, die Aporien und Selbstwidersprüche seiner Arbeit in einer höheren Wirklichkeit „aufzuheben“, die darin bestanden hatten, „in und mit Sprache die Realitätsverfehlung von Sprache zu kritisieren“²⁶.

„Der letzte Tod des Gautama Buddha“ ist wohl eines der schönsten und ergreifendsten Bücher, die je an den Ufern des Bodensees geschrieben wurden; und man kann als Leser nur dem Urteil Walter Jervens zustimmen: man möchte dem Buch hundert Auflagen wünschen und es gleichzeitig doch ganz geheimhalten, um es für sich alleine zu besitzen wie einen kostbaren Schatz²⁷. Welche „ungewöhnliche emotionale Aufwallung im klaren und kühlen Strom seines philosophischen Schrifttums“²⁸ diese Buddha-Dichtung auch für Mauthner selber darstellte, belegt ein Er-

eignis des Jahres 1921. Damals hatte der Rezitator Friedrich Erhard im Glaserhäusle auf eigenen Wunsch dem Autor den „Letzten Tod“ vorgetragen — und er tat es so meisterlich, daß Mauthner einen psychischen Zusammenbruch erlitt.

Der Erste Weltkrieg, der Mauthners kämpferisches Deutschtum in patriotischen Aufwallungen und Bekundungen aufs Neue in Erscheinung treten ließ — Max Brod witterte den typischen „deutschen Überpatrioten jüdischen Stammes“ in Mauthner am Werke —, hatte den Schriftsteller weithin paralyisiert. Immerhin verfolgte er den Plan einer Geschichte der Befreiung des Denkens aus Macht und Vormundschaft der Kirche weiter, der sich zu seinem letzten großen Werk auswachsen und als „Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande“ zwischen 1920 und 1923 in vier Bänden erscheinen sollte. Das Werk, dessen letzten Band unter Aufbietung seiner letzten Reserven zu vollenden Mauthner vergönnt war, ist einerseits Geschichtsdarstellung; andererseits gibt es im Geiste der mauthnerschen Sprachkritik „die negative Wortgeschichte der allmählichen Entwertung des Wortes Gott“²⁹; und diejenigen, die ihm darin folgen wollten, versprach der Autor „auf die helle und kalte Höhe (zu) führen, von welcher aus betrachtet alle Dogmen als geschichtlich gewordene und geschichtlich vergängliche Menschensatzungen erscheinen . . .“³⁰. Mit dieser Geschichte des „gewaltigsten Gedankenwesens, das in der Menschheit gewirkt hat“ (Mauthner), lief ihr Autor Sturm „gegen die Tradition einer theoretisierenden idealistischen Philosophie“ und hielt ihr „die innere Linie einer atheistischen Geistesentwicklung als Geschichte der wahren Geistesbefreiung des Abendlandes mit der oft übertriebenen Freude des Entdeckers“³¹ entgegen.

Mauthner hat einmal bekannt, in seinen erzählenden wie in den wissenschaftlichen Schriften immer nur für „nachdenkliche Ketzler“³² geschrieben zu haben. Mit einem sol-

chen Publikum konnte er am Bodensee und zumal in Meersburg nur in Maßen rechnen. Zwar hatten Ende 1919 die Meersburger Stadtväter befunden, es stehe ihrer Stadt gut an, der Zelebrität Mauthner aus Anlaß seines 70. Geburtstages die Ehrenbürgerwürde zu verleihen, und der „treue Mitbürger Fritz Mauthner“ stand auch schon im Begriffe, die Ehrung „abseits von allen politischen Gegensätzen“ als ein Zeichen „der Achtung vor geistiger Arbeit“³³ zu verstehen — da lieferte ein Geburtstagsartikel Otto Ehingers im „Berliner Tageblatt“ unwillentlich das Holz für ein Autodafé, angestiftet vom katholischen Pfarrer Meersburgs. Nun galt es plötzlich die Schriften dieses schlimmen Freigeistes einzusehen, denn — so Mauthner über das meersburgische Verdächtigungs- und Bergwöhnungswesen, das sich weniger vom Lesen seiner Bücher als vom Hörensagen nährte — „ich sei ein arger Heide, man werde mir das Leben am rebenreichen Ufer des Bodensees unmöglich machen. An der ersten Ehrung war es also nicht genug gewesen; ich sollte zum Opfer einer Ketzerverfolgung gemacht werden“³⁴. Doch so sehr die Auseinandersetzungen auch die Form „eines blutigen Froschmäusekrieges“ annahmen und die „Pfaffenhetze wegen Gottlosigkeit“ Mauthner „langsam um alles Behagen zu bringen“³⁵ drohte — der Philosoph fand schließlich in seinem Beitrag „Ketzer und Funken“ für R. A. Dietrichs Konstanzer Theater-Zeitschrift „Konstanz 1920“ schnell zur Überlegenheit seines Geistes zurück. Er imaginierte dort nämlich am Säntis in der Nacht zum Funkensonntag, der „als ‚Sonntag Invocavit‘ im christlichen Kalender steht“, einen Reigen der „ungefesselten Gottsucher“ und „Befreier der Menschheit“ — „ihnen“, so Mauthner, „wollte ich mich zugesellen, um dem namenlosen Urheber der Welt, dem Altvater mitten unter Funken auch meine Huldigung darzubringen“. Doch eine Gestalt wehrt es ihm: Jan Hus, der Mauthner im Stile eines lukian'schen Totengesprächs seine Märtyrerschaft

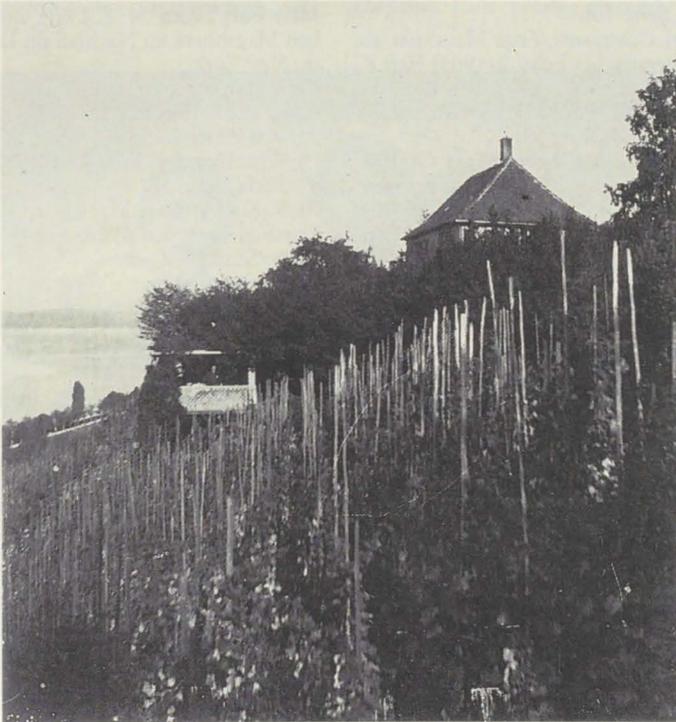
abspricht und als pure Wehleidigkeit auslegt. Auch die Anrufung des Altvaters bringt keine Wendung in diesem Zwist, sodaß der Autor seinem alter ego schließlich das folgende Privatissimum erteilt: „Du Menschlein, du Narre. Freilich bist Du kein Blutzzeuge, weil du für Freiheit des armen Menschengestes gar nicht gestorben bist. Ist aber eigentlich nicht deine Schuld. Die dunklen Feinde des Geistes sind machtlos geworden . . . Drohen dürfen sie nur noch in Zeitungsblättern, die unsere Brüder nicht lesen; brennen, morden, jagen dürfen sie nicht mehr . . . die einst einen Hus — und tausend andere — lebendig verbrannten, müssen jetzt froh sein, wenn es ihnen gelingt, dir deine Suppe anbrennen zu lassen. Sei nicht einbildnerisch. Du bist kein Blutzzeuge“³⁶. Und als Mauthner sich schon zu gehen anschickt, ruft ihn der Altvater noch einmal an: „Und doch hast du etwas vor dem jähzornigen Tschechen Hus voraus. Die alten Ketzer hatten von den Feinden des Geistes den Haß mitübernommen in die neuen Religionen, die sie zu stiften glaubten. Ihr Neuen kennt keinen Haß mehr . . . Ihr seid duldsam. Sie aber, die Brudermörder, verstehen euren wunderfreien, wundertiefen neuen Glauben nicht und wollen ihn nicht verstehen. Sie sind unduldsam gegen eure namenlose Mystik . . .“ So kam der Friede über mich“³⁷.

Reine Kritik, hatte Mauthner einmal geschrieben, sei nur artikuliertes Lachen — gemeint war nicht das Lachen „eines aus intellektueller Überlegenheit weise Gewordenen“, sondern das Lachen des „aus tiefer Weisheit überlegen Gewordenen“³⁸. So war auch jene „gottlose Mystik“ zu verstehen, die Mauthner „zwischen den Zeilen des niederreißenden Buches aufbauend zu bieten“³⁹ suchte und in die der vierte und letzte Band des „Atheismus“-Werks einmündet. Es war während des Meersburger Kirchenstreits gewesen, daß ein Kritiker Mauthners gestand, den gottlosen Philosophen (bzw. sein dereinstiges Grab) nur ungen in der Nähe Drostes

und Seuses zu wissen. „Es wäre ein Kapitel für sich“, hatte Mauthner in einem offenen Brief geantwortet,“ zu untersuchen, ob die liebe und fromme Dichterin ganz frei war von ketzerischen Anwandlungen. Aber der namenlosen Mystik des Seuse steht meine gottlose Mystik vielleicht doch näher als die Herren ahnen“⁴⁰.

Es war einem befreundeten Pfarrer vorbehalten — Jakobus Weidenmann aus Kefswil auf der gegenüberliegenden Schweizer Seeseite — der Vermutung Mauthners recht zu geben. Als Mauthner im Sommer 1923 starb, sagte Weidenmann auf der Trauerfeier in der Meersburger Schloßkirche: „Mauthner hat weder Gott totgeschlagen, noch die Religion, sondern das, was in seiner erkenntnisfrohen Voreiligkeit Gott und Religion erstickt hat,

jene Degradierung des Lebens aus der Ehrfurcht zum Leben aus Ansichten und Meinungen. Er hat die areligiöse Religions-satt-heit totgeschlagen zugunsten der ewig sich erneuernden Sehnsucht . . . Mauthner ist im-grunde ein Einsamer geblieben, weil die heu-tigen von der Aufklärung Besessenen nicht erkannten, wie wenig sie sich mit ihren tiefen-losen Viertelswahrheiten auf ihn berufen dür-fen, und weil die wirklichen Gottsucher nicht einzusehen fähig waren, wie nah im letzten Grunde Fritz Mauthner ihnen steht. Was ihn hinderte, seinem ‚gott-losen‘ Mystizismus klare Form zu geben, das war allein die ungeheure Ehrfurcht vor dem hinter den Dingen Liegenden, die wahrhaft titanische Demut vor dem Unergründlichen. Das aber ist im tiefsten Sinne Religion“⁴¹.



Das Glaserhäusle. Mauthners Alterssitz in Meersburg

- 1) Julius Bab, Mauthner (Gedicht). In: Die Weltbühne 15 (1919) Nr. 48 vom 20. 11., Seite 630
- 2) Joachim Kühn, Gescheiterte Sprachkritik. Fritz Mauthners Leben und Werk. Berlin/New York 1975, Seite 366
- 3) Fritz Mauthner, Ausgewählte Schriften. Stuttgart 1919. Band 6, Seite 353.
- 4) Julius Bab, Mauthner-Feier. In: Die Schaubühne 5 (1909), Nr. 47 vom 18. 11., Seite 530
- 5) W. Fred, Berliner Theaterkritiker. III: Fritz Mauthner. In: Die Schaubühne 1 (1905) Nr. 3 vom 21. 9., Seite 59
- 6) Zit. nach Walter Eschenbacher, Fritz Mauthner und die deutsche Literatur um 1900. Frankfurt/Bern 1977, Seite 11
- 7) Gustav Landauer, Skepsis und Mystik. Versuche im Anschluß an Mauthners Sprachkritik. Münster/Wetzlar 1978, Seite 5 f.
- 8) Wie Anm. 2, Seite 98
- 9) Ludger Lütkehaus, Fritz Mauthner. In: Bernd Ottnad (Hrsg.), Badische Biographien NF, Band III, Stuttgart 1990, Seite 181
- 10) Fritz Mauthner, Die Sprache der Natur. In: Das Bodenseebuch 1931, Seite 98
- 11) Wie Anm. 6, Seite 9
- 12) Wie Anm. 2, Seite 100
- 13) Paul Nikolaus Cossmann, Fritz Mauthner als Philosoph. In: Literarisches Echo 5 (1903) Heft 8, Spalte 514
- 14) Monty Jacobs, Fritz Mauthner. In: Der Lesezirkel 9 (1923/24) Heft 3, Seite 35.
- 15) Ludwig Stein, Aus dem Leben eines Optimisten. Berlin 1930, Seite 21 f.
- 16) Mauthner ahnte damals noch nichts von der Verstrickung, deren sich der bekannte Verfasser des Böhmenromans „Zizka“ schuldig gemacht hatte. Vgl. hierzu die Schilderung dieses Besuchs bei Meißner im Bodenseebuch 1918, Konstanz 1918, Seite 43 ff.
- 17) Hermann Hesse, Die Welt im Buch. Leseerfahrungen I, 1900—1910. Frankfurt 1988, Seite 498
- 18) Fritz Mauthner, Erinnerungen. München 1918, Seite 349
- 19) Ebda, Seite 349
- 20) Gustav Landauer, Sein Lebensgang in Briefen.

Herausgegeben von Martin Buber. Frankfurt/M. 1929, Erster Band, Seite 79 f.

- 21) Fritz Mauthner, Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. Band 4. Stuttgart/Berlin 1923, Seite 447
- 22) Wie Anm. 2, Seite 253
- 23) Fritz Mauthner, Nachwort zum fünften Bande. In: ders., Ausgewählte Schriften, Seite 319
- 24) Ernst Benz, Meine buddhistischen Nachbarn. In Memoriam Fritz Mauthner und Leopold Ziegler. In: Antaios 3 (1962), Seite 446
- 25) Wie Anm. 14, Seite 39
- 26) Ludger Lütkehaus, Der Buddha vom Bodensee. Fritz Mauthners „Atheismus“. In: Die Zeit vom 10. 11. 1989
- 27) Walter Jerven, Eine literarische Bodenseewanderung. In: Das Bodenseebuch 1914, Konstanz 1914, Seite 161
- 28) Wie Anm. 24, Seite 445
- 29) Zit. nach Monty Jacobs, wie Anm. 14, Seite 36
- 30) Fritz Mauthner, Vorwort. In: Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. Stuttgart/Berlin 1922, Seite V.
- 31) Wie Anm. 24, Seite 421
- 32) Ein Brief Fritz Mauthners. In: Konstanzer Zeitung vom 16. 4. 1920
- 33) So Mauthner im Entwurf seines Dankschreibens „an den wohlhälllichen Gemeinderat von Meersburg“ vom 24. 1. 1920. Zweiseitiges Schreiben Mauthners im Nachlaß im Leo Baeck Institute, New York.
- 34) Fritz Mauthner, Ketzer und Funken. In: Konstanz 1920, Heft 12, Seite 41
- 35) Wie Anm. 2, Seite 268
- 36) Wie Anm. 34, Seite 41 f.
- 37) Ebda, Seite 42
- 38) S. Kayser, Fritz Mauthner, der Philosoph. In: Das Bodenseebuch 1928. Konstanz/Landschlacht 1928, Seite 49
- 39) Fritz Mauthner, Vorwort. In: Der Atheismus . . ., Band 1, Seite V.
- 40) Wie Anm. 32
- 41) An der Bahre Fritz Mauthners. In: Konstanzer Zeitung vom 4. 7. 1923
Die beiden Photos stammen aus dem Nachlaß des Meersburger Fotografen Max Mattes; für ihre Überlassung danke ich Klauspeter Hack, Meersburg.

Trutpert Schneider & Söhne:

Europas erfolgreichste frühe Photographen

Adolf Schmid, Freiburg

Zu einer bemerkenswerten Ausstellung hat der Vorstand der Sparkasse Staufeu im Breisgau im Januar 1993 eingeladen, zu einer Ausstellung über Europas erfolgreichste frühe Photographen: „Trutpert Schneider & Söhne/Bad Krozingen 1847—1921“. Zusammengestellt und gestaltet war diese faszinierende Dokumentation noch von Leif Geiges, der 1990 so überraschend starb; gestaltet unter Mithilfe von Michael Guttenberg, der selbst über eine der komplettesten Sammlungen zur Entwicklung der Herstellung von

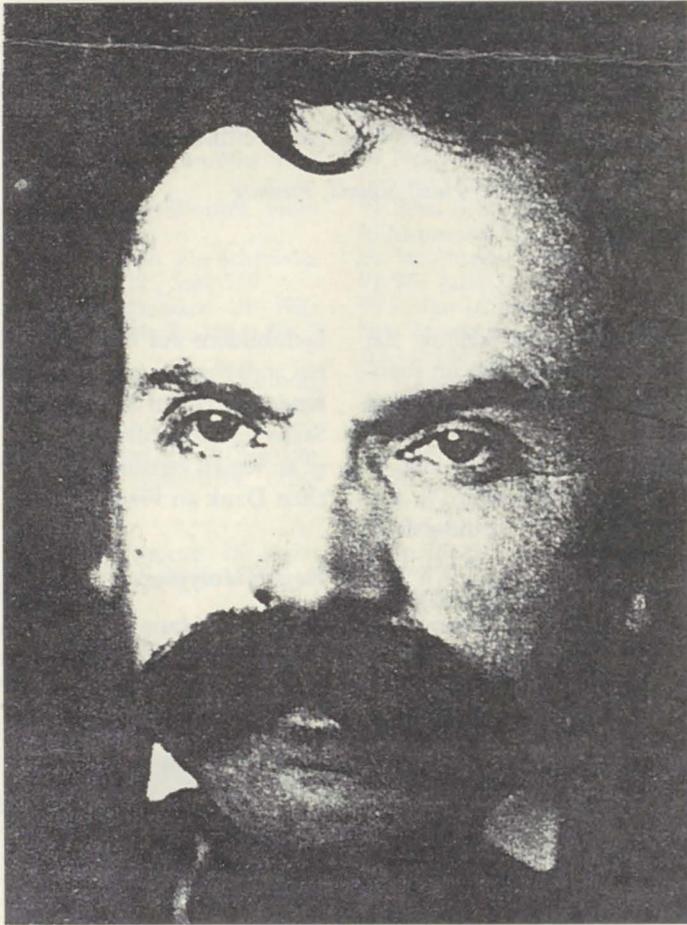
Lichtbildern auf lichtempfindlichen Schichten aufgebaut und diese Staufener Ausstellung mit einem Vortrag voller detaillierter Sachkenntnis eröffnete — mit einer Hommage an seinen verstorbenen Partner und herzlichen Dank an Frau Vreni Geiges.

Daguerreotypien

Daguerre, Louis Jacques Mandé (1787—1831) gilt allgemein als Erfinder der Photographie: Ihm gelang es 1837 erstmals, ein



Aufnahme von 1847 durch J. Broglie: Trutpert Schneider mit Frau Regina und den Söhnen Karl, Heinrich und Wilhelm.



Trutpert Schneider, 55 Jahre alt (Aufnahme vom 29. 12. 1859).

haltbares photographisches Lichtbild herzustellen. Ihm bleibt dieser Ruhm, obwohl sein Landsmann und Partner Nicéphore Niepce schon 1826 eine erste, mit lichtempfindlichem Asphalt bestrichene Zinnplatte acht Stunden lang mit der Ansicht seines Gutshofes bei Châlons-sur Saone in seiner camera obscura belichtet und als „Heliographie“ fixiert hatte. Daguerre hatte einflußreiche politische Helfer; der französische Staat übernahm diese Novität der Daguerreotypie gegen eine generöse Leibrente und machte diese

Erfindung „der Welt zum Geschenk!“ Es war nicht verwunderlich, daß sich diese „Zauberkunst“ rasch viele Freunde erwarb im Frankreich des Louis Philippe, überall in Frankreich, natürlich auch in den Rheindépartements.

Folgenreicher Besuch im Breisgau

Vom Elsaß aus pflegte man zu den meisten Zeiten gute Beziehungen nach Baden. So kam 1847 auch ein Daguerre-Jünger aus dem elsä-



Heinrich und Wilhelm Schneider 1862 in St. Petersburg.

ßischen Hünigen nach Freiburg: Joseph Broglie. Seine Ausrüstung hatte er mitgenommen. Aber als seine Kutsche im Breisgau ankam, waren seine Spezialkassetten verloren. Wer konnte rasch und zuverlässig einen so speziellen Ersatz anfertigen? Dies war die Stunde des Trutpert Schneider, geboren am 13. März 1804 als Sohn des Schreiners Matthäus Schneider in Bollschweil-Kuckucksbad. Er hatte den Beruf des Vaters erlernt und 1831 die Schreinerstochter Regine Locherer aus Ehrenstetten geheiratet. Bald spezialisier-

te er sich in der schwiegerelterlichen Schreinerei auf „feinere“ Arbeiten: Etuis, Schatullen, Kästchen für kostbaren Schmuck u. a. Seine Kunstfertigkeit war rasch auch in Freiburg bekannt. Bei Monsieur Broglie's Mißgeschick konnte nur einer helfen; Trutpert Schneider fertigte ihm in kurzer Zeit die gewünschten Kassetten für die Aufnahmeplatten. Und Broglie stattete seinen Dank in schönster Weise ab, indem er die Schneider-Familie auf einer Daguerreotypie verewigte. Michael Guttenberg verstand es ausgezeichnet, diesen Vor-

100

1861. Portraits - Rußland.

Juni

Monat Tag ges.		Art. Nr.
Juni 15.	Das Portal der Krönungskirche, Moskau	8
" 15	" " " " " " " "	8
" 15	Kaiserliche Tulle	"
" 15	" " mit Krampfnacht	8
" 15	Der Krenel von der Brücke	8
" 15	Die Krönungs-Kutsche	8
" 15	Stk mit zwei roten goldenen Kuppeln - Krenel	8
" 15	Das Portal einzeln	8
" 15	Panorama vom weißen Saal aus	8
" 15	Die große Glocke	8
" 15	" " " " " " " "	8
" 16	" Kaiser Kanone	8
" 16	Das Zimmer Peter des Großen	8
" 17	Die lange Kanone	8
" 17	A. Georgensaal	8
" 17	Thronsaal	8
" 17	" " " " " " " "	8
" 18	Das Monument beim Krenel	8
" 19	Der Krenel, von der Mauer aus	8
" 19	" " mit dem Turm verbunden	8
" 19	Der Turm selbst	8

5/4

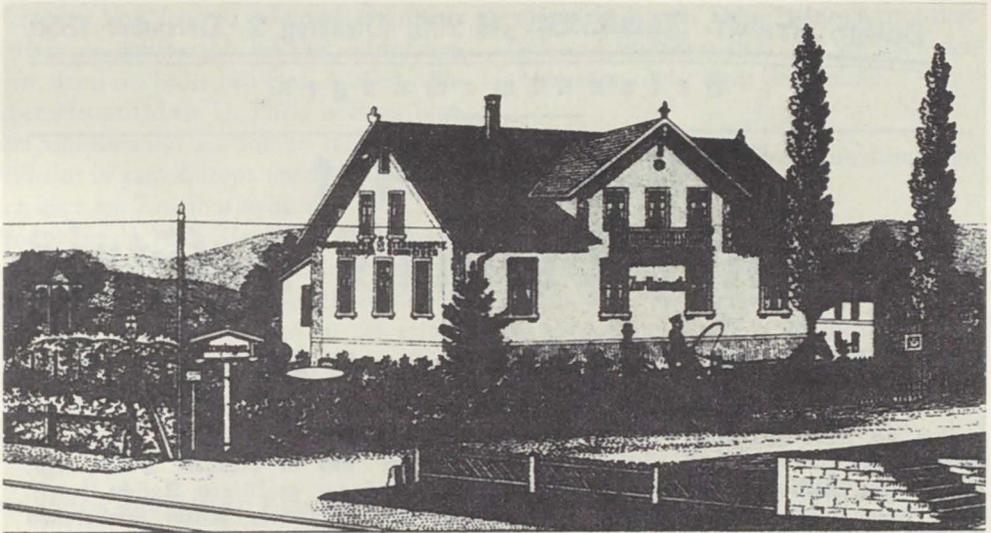
Seite aus dem „Commissionsbuch“ vom Juni 1861 in Moskau.

gang lebendig zu machen: „Dabei wird eine versilberte und polierte Kupferplatte in Joddämpfen sensibilisiert, also lichtempfindlich gemacht, dann in der Kamera belichtet und anschließend in einem speziellen Kasten mit Quecksilberdampf entwickelt; schließlich mit unterschwefligsaurem Natron fixiert, gewässert und getrocknet. Dies waren ‚Spiegelbilder des Lebens‘ in doppeltem Sinn: Sie spiegelten durch die silberglänzende Oberfläche und sie waren seitenverkehrt, da sie als Direktpositive in der Kamera entstanden. Deshalb sind Daguerreotypen stets Unikate und waren nicht

zu vielfältigen. Wollte man mehrere Bilder haben, mußte das Motiv entsprechend oft fotografiert werden.“

Trutpert Schneider — ein Meisterschüler

Es dürfte selten einer diese Kunst so rasch erlernt haben wie Trutpert Schneider, der bald seinem „Lehrmeister“ Broglie alles abgeschaut und nachgebaut hatte und sich so selbständig machen konnte. Bereits 1848 bereiste er das Land und bot seine Portraitkunst an, begleitet von seinem 13-jährigen Sohn



Art-Anstalt für Photographie u. Stereoscopie von Gebrüder Schneider i. Krozingen

Hofphotographen
Sr. Maj. Hoh. d. Grossh. v. Baden



durch. Allerh. Patent
vom 28 April
1885.

GEBRÜDER SCHNEIDER
in
KROZINGEN i/B.

Silb. Medaille für Kunst u. Gewerbeleis.
verl.
i. Jahre
1857.




Hofphotographen
Sr. Maj. d. deutschen Kaisers u. Königs
von Preussen



durch. Allerh. Cabinets-Ordre
vom 5^{te} Januar
1887.

v. Sr. Kgl. Hoh. d. Grossherzogs v. Baden.

Ehrenvolle Anerkennung

von Sr. Maj. dem Kaiser Wilhelm I.
" Sr. Maj. dem Kaiser Friedrich III.
" Ihr. Maj. dem Kaiser u. d. Kaiserin
von Russland.
" Ihr. Kaiserl. Hoheit der Prinzessin
Maria Anna von Preussen.



etc. etc.

von Sr. Grossh. Hoheit dem Prinzen Wilhelm v. Baden.
" Sr. Grossh. Hoheit dem Prinzen Carl v. Baden.
" Ihr. Maj. dem König u. d. Königin v. Sachsen.
" Sr. Kgl. Hoheit dem Grossherzog u. Kassen.
" Ihr. Kgl. Hoheit der Grossherzogin
v. Mecklenburg Strelitz.

Alb. Glock & CP. Karlsruhe

B e k a n n t m a c h u n g e n .

Neueste Art
Stereoscop-Portraits in Etuis
von
W. T. Schneider & Söhne

werden bei jeder Witterung von 9 bis 3 Uhr, Bleichstraße No. 10, im Hause des Herrn Maurermeister Vog, angefertigt. Probestücke sind in hiesigem Kunstverein, Siedel'schen Institut und in großer Auswahl bei uns zur gefälligen Ansicht bereit. Diese neuen, seit der kurzen Zeit ihres Bestehens so allgemein beliebt gewordenen Stereoscop-Portraits, in elegante Etuis gefast, dürften einer verehrl. hiesigen Einwohnerchaft besonders auch für Weihnachtsgeschenke empfohlen werden.

Einladung zum Besuche
der
großen Ausstellung
neuester Stereoscopen

von
T. Schneider & Söhne,

Bleichstraße 26 in Frankfurt a. M.

Geöffnet jeden Tag von Morgens 9 bis Abends 7 Uhr.

1159

Eintrittspreis 30 fr.

Silberne Medaille



Wir empfehlen uns noch hauptsächlich zur Anfertigung unserer neuesten Art

Stereoscop-Portraits
(in Etuis),

sowie auch zur Aufnahme von Landschaften, Monumenten etc. Aufnahmen finden statt: täglich von 9 bis 3 Uhr, in unserm Atelier, Bleichstraße No. 26.

T. Schneider & Söhne.

Verlohen I. J. 1857.



Heinrich. Von Jahr zu Jahr zog er größere Kreise, als Photograph bei den Fürstenbergern, dann am badischen Hof, in allen deutschen Hauptstädten. Und bald ist Vater Trutpert Schneider mit den Söhnen Heinrich und Wilhelm in ganz Europa unterwegs, schließlich auch am Zarenhof in St. Petersburg. Die Prominenz des Adels, der Kunst und Wissenschaft, der Politik und des Geldes zahlte gerne dafür, zur Klientel der Schneiders zu zählen. Und die Schneiders wurden so die erfolgreichsten Prominentenphotographen Europas; es wuchs das Ansehen, genau so rasch auch ihr Reichtum.

Stammsitz und Atelier: Krozingen

Gerne hätten sie in der Heimat auch gezeigt, daß sie es „zu etwas gebracht“ hatten. Aber der Ankauf des „Colombi-Schlößle“ in Freiburg als Familiensitz kam nicht zustande. Die Schneiders richteten sich etwas bürgerlicher ein in Krozingen, wo sie ein stattliches Wohnhaus mit Atelier 1867 bezogen. Von dort aus bedienten sie ihre wachsende Kundschaft. Trutpert Schneider starb 1899 im hohen Alter von 95 Jahren, schon ein Jahr

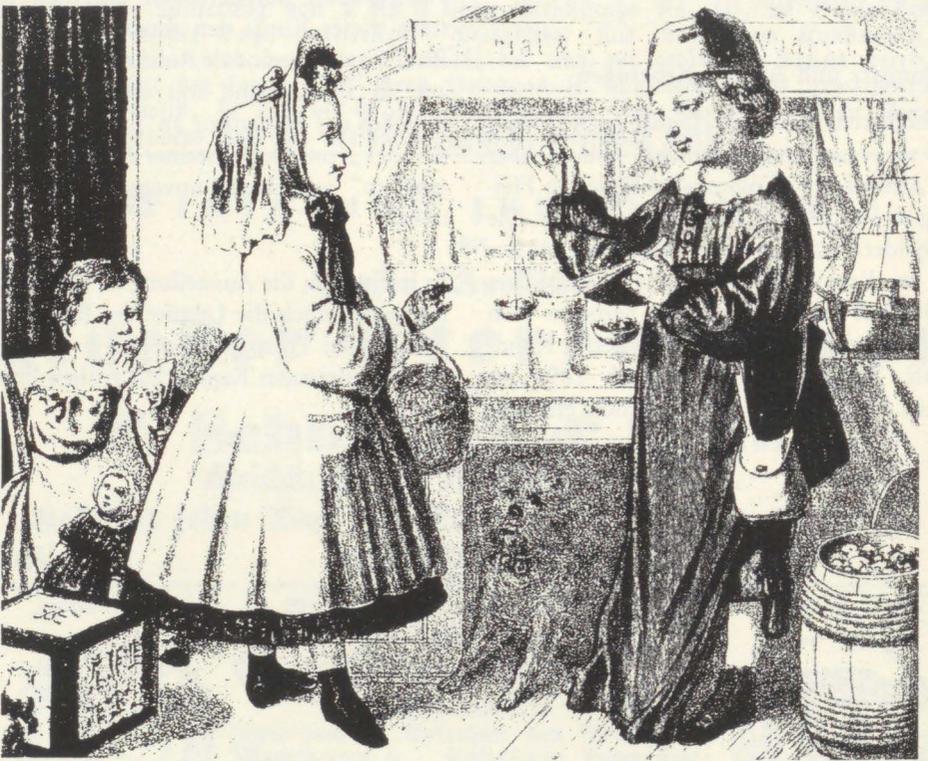
später sein ältester Sohn Heinrich; mit dem Tode von Wilhelm, 1921, erlosch auch der unternehmerische Geist der Familie.

Die lange verdiente Würdigung durch Leif Geiges

Die Daguerreotypen der Schneider-Familie blieben den Photohistorikern natürlich bekannt. Aber das allgemeine Interesse hatten sie nicht mehr. Es war das Verdienst von Leif Geiges, selbst ein ungewöhnlicher Meister der Kamera, die Geschichte dieser Pioniere der Photographie aufzuarbeiten und den Meistern dieser Kunst den ihnen gebührenden Platz über die regionale Kulturgeschichte hinaus zu sichern und mit dieser Erfolgsgeschichte das Andenken an Trutpert Schneider, der „vom Dorfschreiner zum Hofphotographen“ avancierte, unvergeßlich zu machen.

Es lohnt sich, die Ausstellung zu besehen. Es lohnt sich auch die Lektüre des Buches von Leif Geiges: Trutpert Schneider & Söhne — ein faszinierendes Kapitel zur frühen Photographie.

VOM MARKTSTAND ZUM SUPERMARKT



Der Kaufladen in Puppenwelt und Wirklichkeit

INFO

Von der Bet-Zeit-Sonnenuhr zur Stunden-Sonnenuhr in Baden

Heinz Schumacher, Freiburg

An den Südwänden oder Strebebfeilern mittelalterlicher Kirchen oder an Klosterbauten findet ein geübtes Auge gelegentlich Halbkreise in den Stein eingraviert. Deren Durchmesser beträgt in der Regel 30 bis 50 cm. In den meisten Fällen teilen sieben Radien die Halbkreisfläche in geometrisch gleiche Sektoren. Im zentralen Punkt ist ein Bohrloch, meist mit Mörtel verfüllt, zu erkennen. Bei einer solchen „Radfigur“ handelt es sich um das Zifferblatt einer *mittelalterlichen Sonnenuhr*.¹⁾ Der ehemals *waagrecht* aus der Fläche herausragende Schattenstab ist längst abgerostet oder auf andere Weise abhanden gekommen. Die Auffangfläche für den Schatten bei dieser Sonnenuhr als „Zifferblatt“ zu bezeichnen wäre noch verfrüht, denn diese Sonnenuhren erhielten *keine Bezifferung*.

Die Radien des Halbkreises stellen nämlich *keine Tagesstunden* dar, sondern die nach der Ordensregel vorgeschriebenen *Bet-Zeiten*²⁾ des lichten Tages zwischen Sonnenauf- und Sonnenuntergang. Ein großer Mangel bei diesen Sonnenuhren ergab sich allerdings daraus, daß sie nur im Winterhalbjahr funktionsfähig im Sinne der Erfindung waren! Denn: In unseren nördlichen Breiten liegen Beginn und Ende des „Lichten Tages“ in den Sommermonaten auch *vor bzw. nach VI-Uhr WOZ*.

„Wieviel Uhr es ist“, war auf „kanonischen“ Sonnenuhren also nicht abzulesen. Einzige bis heute gültige Zeitangabe ist die Anzeige des Zeitpunktes des „Wahren Mittags“ am Standort, nämlich dann, wenn der Schatten auf die *Lotlinie* aus dem Stabfußpunkt fällt. Reich an mittelalterlichen Sonnenuhren ist

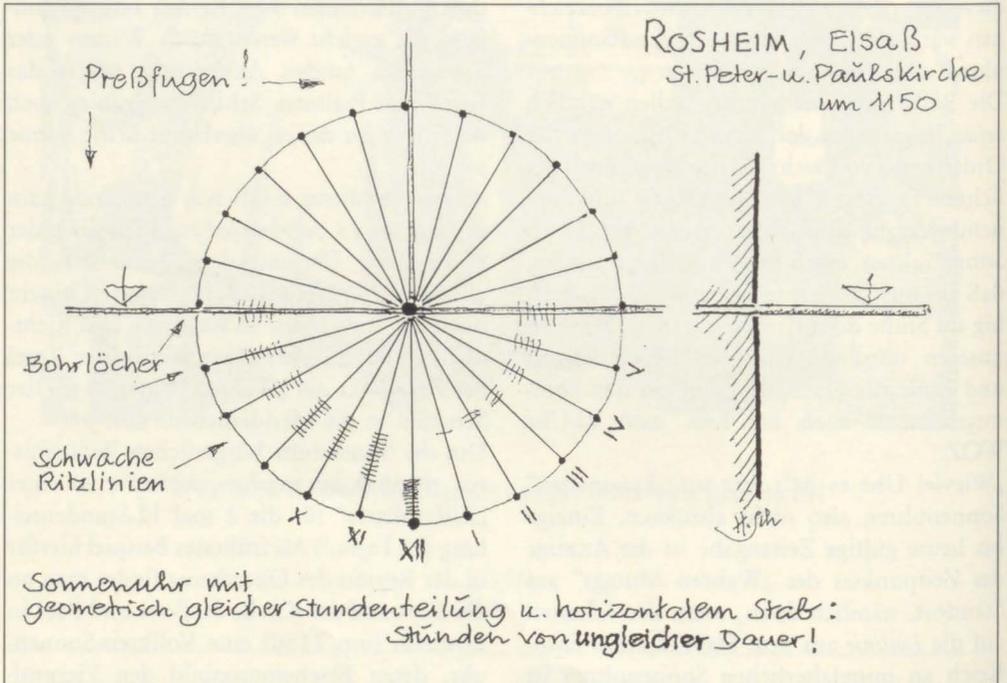
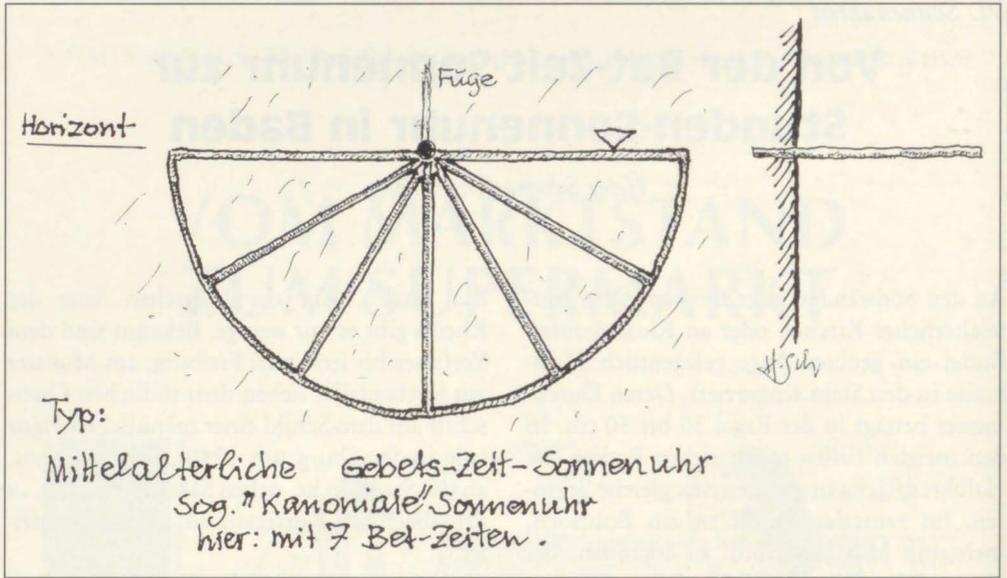
das Elsaß³⁾. Auf der badischen Seite des Rheins gibt es nur wenige. Bekannt sind dem Verfasser bis jetzt nur: Freiburg, am Münster am Strebebfeiler neben dem südlichen Querschiff auf dem Schild einer männlichen Figur (wie in Straßburg um 1240), in Kenzingen, an der Stadtkirche, neben Sakristeieingang, in Prinzbach im Kinzigtal, an Chorstrebebfeiler,⁴⁾.

Andernorts variieren die Betzeiten je nach Vorgabe der Ordensregel, sodaß sich andere geometrische Kreisteilungen ergeben.

Dem Mangel, daß Bet-Zeiten während der Nacht von Sonnenuhren nicht angezeigt werden können, wußte man sich abzuhelfen durch Abbrennen von Kerzen oder Öllampen, die geeicht waren. Auch Wasser- oder Sanduhren fanden Anwendung, sogar das Lesen von Psalmen. Schließlich gab es auch mal Tage, an denen überhaupt keine Sonne schien.

Angeichts dieser mißlichen Umstände kam es dann im *13. Jahrhundert* zur Erfindung der *mechanischen Uhr* mit dem Räderwerk, die allerdings bis spät ins *19. Jahrhundert* hinein noch der Sonnenuhr als Kontroll- und Richtuhr bedurfte. Kontrollzeit war in der Regel der Zeitpunkt des „Wahren Mittags“, wo der Schatten in die Meridianebene fällt⁵⁾.

Um die Sonnenuhr bürgerlichen Bedürfnissen nutzbar zu machen, bedurfte es eines „Zifferblattes“ für die 2 mal 12-Stundenteilung des Tages.⁶⁾ Als frühestes Beispiel hierfür in der Region des Oberrheins findet man an der Südwand der Kirche St. Peter und Paul in Rosheim (um 1150) eine Vollkreis-Sonnenuhr, deren Erscheinungsbild den Vierund-



zwanzigstundentag vor Augen führt. Die *Bezifferung* ist durch *Querstriche* vorgenommen an den Stundenlinien! Zusätzlich sind die Stunden X-XII-V römisch beziffert mit kleinen Ziffern außerhalb des Kreisumfangs. Alle Linien sind im weichen Sandstein nur schwach eingeritzt. Das Loch für den Stab sitzt auf dem Schnittpunkt einer Stoßmit einer Lagerfuge. Hier war leichter zu bohren.⁶⁹⁾

Daß nun diese Art der geometrischen Stundenteilung *Stunden von verschiedener Dauer* ergab, hatte sich bald herausgestellt. Es entstanden nur wenige Sonnenuhren dieser Art. Erst mit den letztlich durch Kopernikus formulierten revolutionierenden Erkenntnissen über unser Planetensystem konnte die *Sonnenuhr* entwickelt werden, wie sie bis heute und in die weitere Zukunft ihre Gültigkeit hat.⁷⁾

Die kreisbogenförmige Bahn der Sonne durch unseren Tageshimmel kommt nicht durch „Wanderung“ der Sonne zu Stande, sondern durch die *tägliche Drehung der Erde* um ihre von Pol zu Pol verlaufende Achse. Der für eine Stunde zurückgelegte Winkelweg beträgt 15° (360° geteilt durch $24 = 15^\circ!$) *Von diesem Winkelweg gehen alle Konstruktionen und Berechnungen für Sonnenuhren aus.* Soll nun ein Schattenstab Stunden von *gleicher Dauer* auf eine Zifferblattfläche projizieren, muß er aus Projektionsgründen *erdachparallel* gelagert sein⁸⁾. Die ersten neuzeitlichen Sonnenuhren dieser Art tauchen gegen Mitte des 15. Jahrhunderts auf. Das früheste in Baden auf uns gekommene Beispiel hierfür dürfte nach den bisherigen Kenntnissen die Sonnenuhr an der Kirche St. Albin im mittelbadischen *Waldulm* sein. Diese Sonnenuhr befindet sich, flach in Sandstein graviert, in etwa 2,80 m Höhe auf der exakt nach Süden gewandten Fläche eines Eckquaders am Chor-turm dieser Kirche⁹⁾, erbaut in den Jahren 1484—1488.

Bei der „kanonialen“ Bet-Zeit-Sonnenuhr war Bezifferung nicht sinnvoll. Jetzt beim neu-

zeitlichen Stundenzifferblatt war sie notwendig geworden. An der Waldulmer Sonnenuhr verwundert der Wechsel von *arabischen zu römischen Ziffern* beginnend mit X-Uhr. (Vergleiche Rosheim!) Welcher Grund mag hier vorgelegen haben?

Der im XII-Uhr-Punkt abgestützte Schattenstab ist aus einem Stück gebogen und wohl schon einmal ersetzt worden. Nach ausgemitteltem Meßergebnis weicht er nur minimal von dem der geographischen Breite entsprechenden Erhebungswinkel über die Wand ab¹⁰⁾. Die *Genauigkeit* des eingravierten und ziemlich verwitterten Stundenlinienfächers kommt den Stundenwinkeln, wie sie heutiger Konstruktion entsprechen, recht nahe, siehe Abbildung!

Die umwälzenden Erkenntnisse über das kosmische Geschehen und die daraus folgenden Konsequenzen für die Konstruktion von Sonnenuhren waren am Oberrhein im besonderen Maße zum tragen gekommen. Die elf Sonnenuhren am Straßburger Münster belegen dies. Dort hält am Eckstrebebepfeiler des südlichen Querschiffs ein junger Mann einen Schild vor seine Brust: Eine Bet-Zeit-Sonnenuhr! Nur wenige Meter davon entfernt über der Brüstung einer kleinen Galerie hält ein „Astronom“ das Zifferblatt einer von ihm geschaffenen Sonnenuhr der Sonne entgegen. Es handelt sich wohl um das älteste Beispiel einer aus der Südrichtung abweichenden Sonnenuhr. Die Zifferblattfläche weicht um rund 30° gegen Osten ab! Als Kopfzeile trägt die dargestellte Szene stolz in großen Ziffern die *Jahreszahl 1493!* Runde 250 Jahre trennen, oder verbinden, diese beiden Sonnenuhren am Straßburger Münster.

Auch Waldulm besitzt aus der Frühzeit der Entwicklung eine Sonnenuhr „modernster“ Straßburger Bauart! Diese Tatsache ist nicht verwunderlich, wenn man erfährt, daß seit 1316 die Bischöfe von Straßburg Landesherren des Rench-Achergebietes und Patronatsherren von Waldulm waren¹¹⁾.

Anmerkungen

1) Älteste in Deutschland bisher bekannte Sonnenuhr: Fulda, an der St. Michaelskapelle am Domplatz, Anfang 9. Jh.

2) Kanon: Kirchliche Vorschriften, Ordensregel. Daher ist für Sonnenuhren, die die vorgeschriebenen Bet-Zeiten anzeigen, die Bezeichnung „kanoniale“ Sonnenuhr üblich geworden. Die benediktinische Regel schreibt 7 Bet-Zeiten vor. Die *Stundenzählung* bezieht sich dabei noch auf die *antike* Teilung des Tages von *Sonnenaufgang bis zum Untergang* in 12 geometrisch gleiche Teile. Die 7 Gebete sind. 1. Matutin (beim ersten Hahnenschrei), 2. Prim (zum Sonnenaufgang, Beginn der ersten Stunde), 3. Terz (Ende der dritten antiken Stunde, Mitte des Vormittags), 4. Sext, Beginn der sechsten Stunde, Wahrer Mittag! 5. Non (Ende der neunten Stunde, Mitte des Nachmittags), 6. Vesper (Ende der elften Stunde, 1 Stunde vor Sonnenuntergang), 7. Complet, (Ende der zwölften Stunde, Sonnenuntergang).

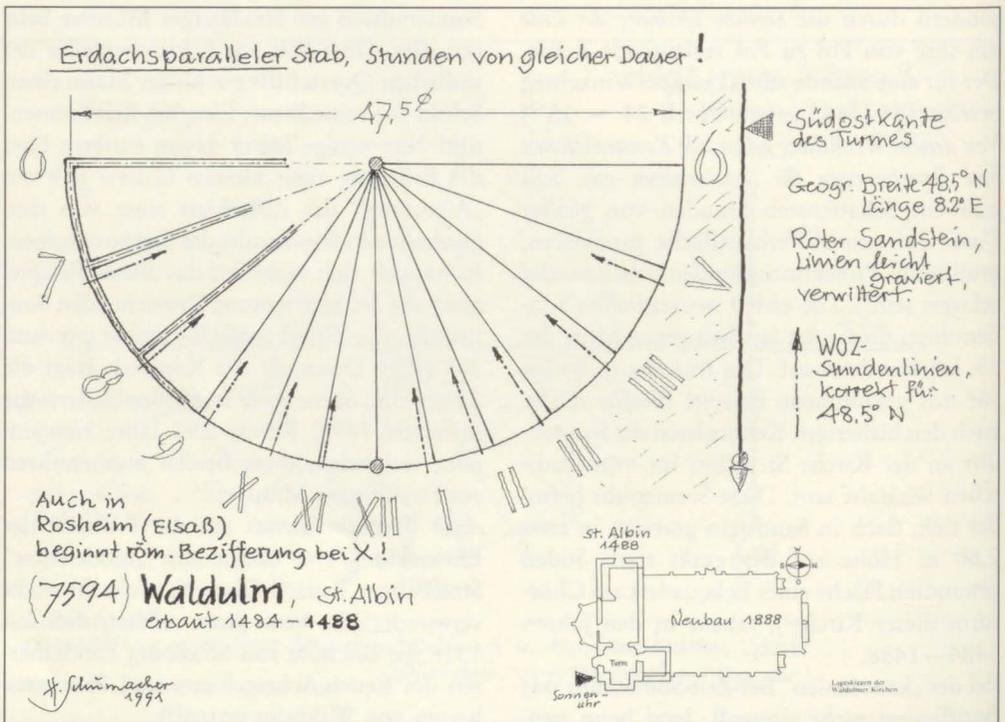
3) S. René Rohr, Les Cadrans Solaires Anciens d'Alsace, Colmar 1971

4) In Kenzingen und Prinzbach, ferner in Gernsbach an einer frühen 12-Stunden-Uhr wurden in letzter Zeit die fehlenden Schattenstäbe vom Verfasser ersetzt.

5) „Wahrer Mittag“ (Sonnenhöchststand, Sonne genau im Süden, XII-Uhr) ist es dann, wenn der Stabschatten auf die *Lotlinie* aus dem Stabfußpunkt fällt. An manchen Kirchen gibt es reine „Mittagsuhren“, auch an Barockschlössern! Oftmals mit „Lichtpunkt-Anzeige“ durch eine gelochte Scheibe.

6) Die *antike* hohlkugelflächige Sonnenuhr war in aller Regel *nicht beziffert*. Mittag war es bei Beginn der sechsten Stunde. In Italien heute „Siesta!“. An der dritten Stundenlinie war es nicht X-Uhr, sondern „Ende der dritten Stunde“!

6a) Aus der Zeit des Suchens nach der „richtig gehenden“ Sonnenuhr, stammt die höchst eigenartige geometrische Figur an der St. Laurentius Kirche in Wolfach. Hier scheint man sich mit dem Problem der Sonnenuhr befaßt, jedoch die Bemü-



hungen abgebrochen zu haben. Ein Bohrloch oder eine Markierung für den Stabeinsatz ist nicht vorhanden. Die vier schräg verlaufenden Sehnen schneiden sich wohl auf der Lotlinie, jedoch *nicht in einem* Punkt. Sollte diese Figur etwa gar keine Sonnenuhr sein?

7) Anzeige der dem örtlichen augenblicklichen Sonnenstand entsprechenden natürlichen („ökologischen“!) Zeit.

8) Erdachsparell liegt ein Stab dann, wenn er sich genau in der Nord/Südebene (Meridianebene) be-

findet *und im Winkel der geographischen Breite* des Standortes gegen die *Horizontale* geneigt ist.

9) Die Kirche zählt zum Typ der „Chorturmkirchen“. D. h. der Chor befindet sich im Erdgeschoß des Turmes.

10) Der heute vorhandene Stab ist aus einem Stück gebogen und im XII-Uhrpunkt abgestützt. Er ist leicht nach Ost verbogen und wird wohl bereits ein Ersatzstab sein.

11) S. Kath. Pfarrkirche St. Albin, Waldulm, herausgegeben von der Pfarrgemeinde Waldulm, 1988.

HUMANISMUS IM DEUTSCHEN SÜDWESTEN



Biographische Profile

Herausgegeben von der Stiftung
»Humanismus heute«

THORBECKE

Der Hebelgast 1992

Markus Manfred Jung las beim 39. Hebelschoppen

Andreas Mannschott, Lahr

Die Ortsgruppe Lahr im Landesverein Badische Heimat hatte auch 1992 nicht vergeblich zum traditionellen Hebelschoppen in das Gasthaus zur „Schönen Aussicht“ auf dem Langenhard bei Lahr eingeladen. Freunde des oberrheinischen Kulturschaffens und der alemannischen Mundart fanden sich in geselliger Runde zusammen, um den in Wehr/Baden wohnenden alemannischen Lyriker und Satiriker Markus Manfred Jung zu hören. In Lahr war Markus Manfred Jung bis zur Stunde weniger bekannt, dafür aber dessen Vater, der Mundartdichter und Hebelpreisträger Gerhard Jung. Er hatte 1981 auf dem Langenhard als Hebelgast die Literaturfreunde mit seiner Lesung begeistert. Daß der sprichwörtliche Apfel nicht weit vom Stamm fällt, ist eine altbekannte Tatsache. Dennoch könnte man sich schwer tun, hinter der Person des alemannischen Lyrikers M. M. Jung den Vater zu erkennen, dessen „Handschrift“ sich von der seines Sohnes grundlegend unterscheidet.

Schüler des Staatlichen Aufbaugymnasiums Lahr stellten sich wieder gerne in den Dienst dieser beliebten Veranstaltung. Mit musikalischen Beiträgen und Rezitationen von Gedichten aus der mundartlichen Schatzkammer Johann Peter Hebels gaben sie dem Abend einem würdigen Rahmen.

Markus Manfred Jung wurde 1954 in Zell i. W. geboren und wuchs in Lörrach auf. Nach dem Studium von Germanistik, Skandinavistik, Philosophie und Sport in Freiburg und Oslo, wurde er Lehrer am Theodor-Heuß-Gymnasium in Schopfheim. Jung hat schon früh Berührungspunkte mit dem lite-

rarischen Schaffen in Mundart gehabt. Seit 20 Jahren schreibt er Gedichte, Satiren, Glossen und Erzählungen vornehmlich in Mundart. Der alemannische Dialekt ist für ihn von Kindesbeinen an die vertrauteste Sprache. Wenn er versuche, etwas ins Hochdeutsche zu übertragen, dann gehe so sagte er, dabei für ihn viel verloren. Dies nicht nur im Bereich des sprachlichen Klangbildes, sondern auch beim Verständnis. „Geschrieben hätte ich auf jeden Fall“ so M. M. Jung. In dieser Beziehung sei er vom Vater her familiär vorbelastet. Den Ausschlag, sich aufs Alemannische zu konzentrieren, gab 1975 ein mundartlicher Wettbewerb.

Markus Manfred Jung ist sprachversessen. Ein guter Autor, der mit der alemannischen Sprache bestens vertraut ist und mit ihr umzugehen versteht; der sich nicht auf ein paar hundert alemannische Umgangswörter verläßt, sondern in der Sprache kreativ und innovativ ist und auch nicht nur vor ungewöhnlichen Übersetzungen in den Dialekt zurückschreckt. So Jung in seinen biographischen Anmerkungen zu der von der Muetersprochgesellschaft herausgebrachten „Alemannischen Anthologie junge Mundart“.

Markus Manfred Jung erhebt den Anspruch, nicht bloß den Dialekt erhalten zu wollen, sondern mit der Mundart dichterisch zu arbeiten. Der Dialekt wird oft künstlerisch verfremdet. Sprach-Puritanismus lehnt Jung ab, weil der Dialekt in Wirklichkeit ständiger Veränderung unterworfen sei und alte Ausdrücke keiner mehr verstehe. Wenn Sprache nicht mehr verstanden wird, habe sie aber ihre Aufgabe verloren. Jung wendet sich ge-

gen „unzeitgemäße“ Dialektverdichtung, die nur noch die Namen alter Handwerkszeuge bewahrt und sich nicht mehr den tagesaktuellen Problemen stellt. Er tritt für ein neues Selbstbewußtsein der Dialektschreiber ein.

Um seinen eigenen Weg zu verdeutlichen, hat er auch ein Gedicht für den Vater veröffentlicht. In „Bächli-Bliemli-Poesie“ beschreibt er einen Dichter auf der Suche nach den vorgefertigten Bildern von der lieblichen Natur. Er zerstört die Idylle mit dem Hinweis, daß am Ende das „Liecht nümmi hängt“ und der Dichter „unzufriede heimschlurbt“. Den Wink an den Vater, den er hoch schätzt, will er „nur als seine Warnung“ verstanden wissen. Er wendet sich damit gegen die Verklärung: „Ein blühender Apfelbaum ist schön an sich, den muß man als Dichter nicht erst schön machen“. Jung will kein Moralist und in den Gedichten kein Pädagoge sein, sondern ein Zweifler, der Anstöße gibt, die vom Leser weitergedacht werden sollen. Er liefert keine vorgefertigte Sprache, die schön klingt und nichts sagt. Das verlangt einen Leser, der selber denkt und nicht nur mit dem Kopf nickt und sagt: „So ist es“. Die Gedichte Jungs sind nicht darauf aus, sich unbedingt reimen zu wollen, „weil dann viele Füllwörter nötig sind, die nichts sagen“. Alles was überflüssig ist wird weggelassen. Das Problem wird auf das Wesentliche reduziert.

Einen Namen hat sich der Hebelgast vor allem mit seiner sprachlich verknappten und gedanklich verdichteten alemannischen Lyrik gemacht. Er stellt den Menschen in den Mittelpunkt seines Schaffens. Ihn interessieren die Probleme, die von außen auf den Menschen zukommen, wie etwa Umweltprobleme, oder in ihm selber liegen. Gerade im Bereich der Lyrik ist sich Jung der Schwierigkeiten des Zugangs bewußt. „Der Leser muß selber denken“. Aber dies bietet zugleich große Chancen, denn Lyrik sperrt sich gegen ein oberflächliches Überlesen. Diese nachdenklichere Seite des Hebelgastes ist bei den Gedichten aus seinem Lyrikband „Halbwertszeit“

verankert, die nicht so leicht zu verstehen sind, wie seine Glossen. Sie sind auch nicht immer zum Lachen, „aber das Leben ist auch nicht immer zum Lachen“. Die Gedichte beschäftigen sich oft mit Widerständen, mit Widerständen von außen und mit Widerständen im Menschen selbst.

Die subtile Form des Gedichts, sagt Jung, gebe ihm die Chance, seinem eigenen Wesen auf den Grund zu gehen, seine Eigenart zu verwirklichen, Sprache zu verdichten, nur noch das Wesentliche zu sagen. Den Rest kann der Leser/Zuhörer selbst dazudenken. Und warum er seine Lyrik auf alemannisch und nicht auf hochdeutsch schreibt? Viele der Worte verlieren für ihn an Ernst, an Bedeutung, an „Klang“, wenn sie ins Schriftdeutsche „übersetzt“ würden. Viele Gedichte beschäftigen sich mit der Sprache an sich, bestehen aus aphoristisch kurzen, knappen Wortfolgen. Sie sind in der Aussage äußerst komprimiert und haken sich erst bei mehrmaligen lesen/hören fest.

Daß es bei allen zeitkritischen Themen auch im Schreiben M. M. Jungs eine heitere Seite gibt, zeigen seine Alltagssatiren und Zeitungsglossen. Viele seiner Glossen entstehen aus dem Alltag heraus, erfunden ist da wenig. Man kann sich darin wiedererkennen. Was Jung so alles in seiner trauten Umgebung sieht, hört und in „Muetersproch“ aufschreibt, das ist mitten aus dem Leben gegriffen. Witzige, lustige, aber auch nachdenkliche Betrachtungen über dieses und jenes, was eben so auffällt, wenn man so präzise und klug seine Mitmenschen anschaut und durchschaut wie dieser Dialektdichter Jung.

Sehr am Herzen liegt Jung, „daß die Kultur in der Grenzecke nicht untergeht, nicht vergessen wird“. Deshalb auch sein Plädoyer für die Mundartpflege und sein grenzüberschreitendes Dreiecklandgefühl. In der Schweiz ist er vor allem bekannt durch Rundfunksendungen mit Marcel Wunderlin und Julian Dillier. Er schreibt auch regelmäßig auf humoristisch-satirische Art über alltägliche Themen

aus dem Dreiländereck in der „Basler Zeitung“. M. M. Jung ist Mitglied im Internationalen Dialektinstitut Wien und im Literaturforum Südwest Freiburg. Für sein vielseitiges Schaffen durfte er Auszeichnungen und Ehrungen entgegen nehmen. U. a. den ersten Preis des Regierungspräsidiums Freiburg, einen Preis des Landes Baden-Württemberg und den oberrheinischen Rollwagenpreis des Süddeutschen Rundfunks.

Bei seinem den Gedichten vorangestellten Vortrag gab M. M. Jung eine Interpretation von Johann Peter Hebels Gedicht „Die Vergänglichkeit“. Jung legte dieses Gespräch, das Vater und Sohn auf einer nächtlichen Ochsenwagenfahrt zwischen Steinen und Brombach über die Vergänglichkeit alles Irdischen führen, als ein Gespräch Hebels mit sich selbst über den Tod und seine Überwindung im christlichen Glauben aus. Hebel verarbeitet in diesem Gedicht seine erste Begegnung mit dem Tod, als die Mutter vor den Augen des gerade 13jährigen Sohnes auf der Fahrt starb.

Jung arbeitete die dramatische Struktur dieses Gedichtes heraus, in dem der Bauer seinen Sohn mit dem Gedanken an die Allgegenwart des Todes vertraut macht. Entsprechend der religiösen Überzeugung Hebels stehen als einziger Weg zur Überwindung von Tod und Vergänglichkeit am Ende des Diskurses der christliche Glaube und das Vertrauen auf Gott.

Jung las aus seinem Gedichtband „Halbweitzit“, einer Sammlung assoziationsreicher, aphoristischer Lyrik. Was Jung den Literaturfreunden vortrug, war ernste, nachdenkliche Mundartlyrik; knappe, oft nur aus vereinzelt Wörtern und kurzen Sätzen bestehende Gedanken mit Themen über Menschlichkeit, Verständnis für alle lebenden Wesen, Ausdruck des Lebens in Form und Sinn. Derselbe kritische Geist spricht auch aus den Glossen und Satiren. Dabei war der Zugang zum Verstehen für die Zuhörer bei den Glossen am einfachsten, weil Jung hier mit wachem Blick und sicherem Gefühl für die Sprache den Alltag im Visier hatte. Mit trockenem Humor und treffenden Spitzen glossiert Jung in seinem Beitrag „Go lädele go“ die Einkaufs- und Sammelwut seiner Zeitgenossen. In einer anderen Glosse nennt er seine Erfahrungen auf der Autobahn bei Tempo 120, wo er „von einem Schweizer und Franzosen rechts gelassen“ wird. Besondere Heiterkeit bei den Zuhörern löste die Alltagsatire „De Vadder und d’Mueder gönn uf e Fesched“ aus. Das kulturelle Leben im Dreieckland, die Tradition der alemannischen Sprache, das alles hat M. M. Jung geprägt und inspiriert. Neben dem Schmunzeleffekt, den all seine Glossen haben, sind sie darüber hinaus auch kritische, kulturelle und soziale Chroniken unserer Zeit — und das Mundart!



Markgräfin Sibylla Augusta von Baden-Baden

Mobilität

Zur Personalpolitik der Piaristen, zum Beispiel in Rastatt

Johannes Werner, Elchesheim

Sie nahmen nur mit den Augen voneinander Abschied, als sie in die verschiedenen Autobusse stiegen — die einen zu kurzen Reisen im Königreich Belgien, andere nach Häfen und Bahnhöfen, von denen aus sie weit in die Welt hinaus zu den Zweigen des Stammbaumes ihrer Kongregation reisen würden.

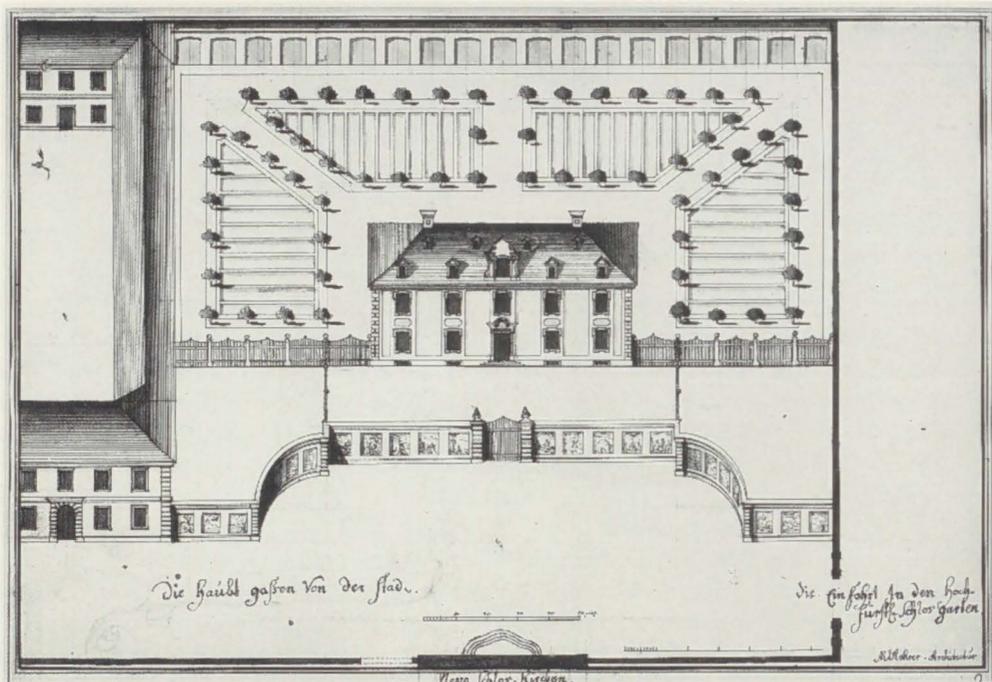
Kathryn Hulme, Geschichte einer Nonne

Von allen religiösen Genossenschaften, die sich dem Unterricht der männlichen Jugend widmeten, ist die der sogenannten Piaristen die älteste und wohl auch wichtigste. Diese Genossenschaft, die „Congregatio Paulina Clericorum regularium Pauperum Matris Dei scholarum piarum“, wurde 1597 von dem spanischen Priester Joseph von Calasanza in Rom begründet, 1617 vom Papst bestätigt, 1621 zu einem Orden erhoben. Ungeachtet mehrerer schwerer Rückschläge breiteten sich die Piaristen erst in Italien, dann in Mähren, Böhmen, Polen, Ungarn, Spanien und Österreich aus.¹⁾

Im böhmischen Schlackenwerth ließen sie sich schon 1660 nieder. Dort wuchs die Prinzessin Sibylla Augusta von Sachsen-Lauenburg auf, die dann den Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden heiratete; und als sie, als inzwischen verwitwete und regierende Markgräfin, im badischen Rastatt eine Schule gründete, griff sie wie selbstverständlich auf die vertrauten Piaristen zurück.²⁾ Dies liest sich leicht und war doch recht schwierig, denn auf reichsdeutschem Boden hatte der Orden bisher nicht Fuß gefaßt. Von der Zentrale in Nikolsburg, ja auch von den anderen Filialen war Rastatt weit entfernt, was schon die Gründergruppe, die 1715 für ihre Kut-

schenschaft von Schlackenwerth nach Rastatt zwei lange Wochen brauchte, unsanft erfahren, wahrhaftig erfahren mußte. Und weil ihnen die Kosten ihrer Korrespondenz mit Schlackenwerth, Nikolsburg und Rom über den Kopf zu wachsen drohten, baten die Patres den Oberreichspostmeister in Brüssel im Jahr 1717 um Portofreiheit; Fürst Anselm von Thurn und Taxis wollte sie ihnen zwar nicht gewähren, wies ihnen aber aus der Reichspostkasse jährlich zwölf Gulden an.³⁾ Zwischen dem Rastatter Vorposten und den Stellen, von denen er abhing, mögen viele Briefe hin und her gegangen sein — sie sind verloren. Dagegen gibt es noch immer die, die zwischen jenen Stellen, vor allem dem Piaristenprovinzial in Nikolsburg, und dem damaligen Marktgrafen von Baden gewechselt wurden.⁴⁾

Ein Beispiel. Aus Nikolsburg, am 8. Oktober 1753, wandte sich der Provinzial, P. Germanus a S. Adalberto, mit einem längeren Schreiben an Markgraf Ludwig Georg und dankte ihm erst einmal dafür, daß er „P. Zachariam a S. Elisabeth von Rastatt zu entlassen gnädigst geruhet“. Dann bat er ihn um Entschuldigung dafür, „daß der von Höchst Deroselben an P. Zachariae Stelle gnädigst benannte P. Paulinus a S. Catharina seine unterthänigste Aufwartung nicht machet: maßen derselbe durch die Zeit seines heurigen (?) Aufenthalts zu Rastatt beständig krank gewesen, dargestalten, daß ihm durch Hl. (Hochlöbliche?) Medici schriftlich Testimonia gegeben, bekräftigende, die Rastätter Luft diene seiner Complexion nicht, wäre auch keine Hoffnung von solcher gehabten Krank-



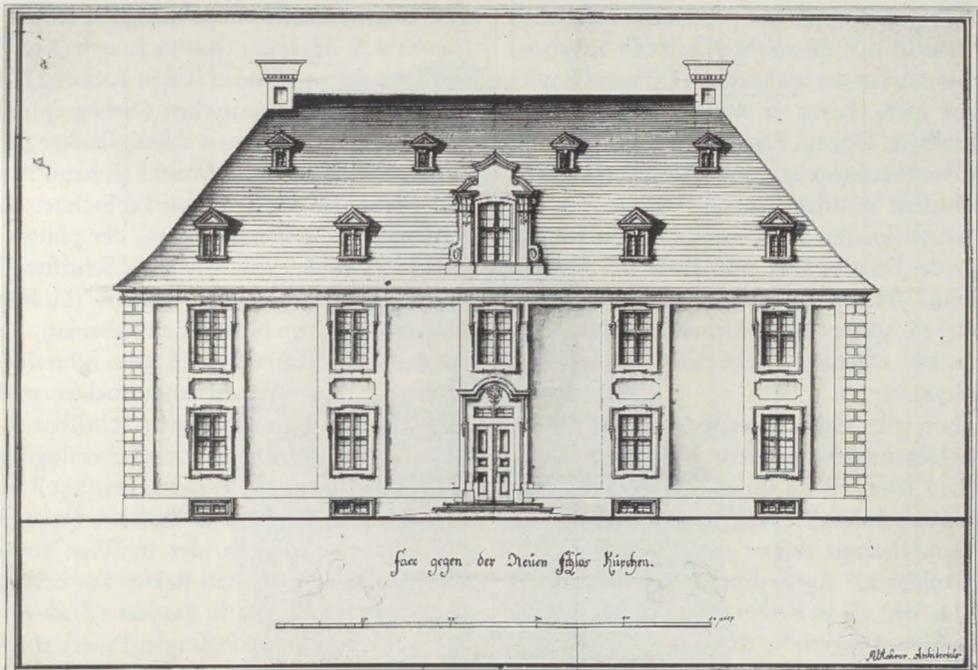
Entwurf zum Hofpfarrhaus, später erweitert zur Schule (Michael Ludwig Rohrer, 1718)
 Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe, Signatur G/Rastatt 59

heit aufzukommen, es seye dann, daß Er die Luft verändere, welches auch damals die Oberen bewogen Ihn P. Paulinum von Rastatt zurückzuberuffen. Weilen nun zu beförchten, daß mit seiner retour nacher Rastatt, auch dieses Übel zurückkehren möchte“ und der P. Paulinus das ihm zugedachte Amt eines Rektors nicht ausüben könne, werde „mit präsumierter Euer Hochfürstl. Durchl. gnädigster Erlaubnis P. Tobiam a. S. Honorio bestellet“.

Dieser Brief aus dem fernen Nikolsburg zeigt, wie straff der Orden organisiert war; seine Mitglieder mußten jederzeit marschbereit sein und wurden, wenn in irgendeiner Ausenstelle eine Vakanz eintrat, von der Zentrale unverzüglich abkommandiert und in Marsch gesetzt. Vielseitig verwendbar waren sie ohnehin, ja die Studienordnung des Ordens

sah sogar vor, daß sie in sämtlichen Fächern sattelfest sein sollten.⁵⁾ Mobilität hieß also die Devise, ganz wie bei den größeren Brüdern der Piaristen, den Jesuiten⁶⁾ (und ganz anders als bei den alten Orden, etwa den Benediktinern, die ein eigenes Gelübde der Stabilität⁷⁾ ablegen).

Wie dies vor Ort aussah, läßt sich leicht denken: man lebte wie auf einer Drehscheibe. Die Patres wurden berufen und wieder abberufen; sie kamen und gingen, und wenn sie wieder gingen, dann kaum wieder in das Haus, aus dem sie gekommen waren. Sie brachten etwas mit und nahmen etwas mit, und was sie mitnahmen, war kaum das, was sie mitgebracht hatten. Was mit ihnen reiste, mochten Nachrichten, Geschichten, Ideen, Meinungen, Methoden, Rezepte oder auch Wörter, Bücher, Bilder und simple Dinge



Entwurf zum Hofpfarrhaus, später erweitert zur Schule (Michael Ludwig Rohrer, 1718)
 Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe, Signatur G/Rastatt 64

sein. (Man könnte hier von weitem an Rilkes Verse über die mittelalterlichen Mönche und Baumeister denken: „Und manchmal kommt ein ernster Hergereister,/geht wie ein Glanz durch unsre hundert Geister/und zeigt uns zitternd einen neuen Griff.“⁸) Dies fiel je schwerer ins Gewicht, je länger die Reise war; und die der Piaristen nach Rastatt war lang — länger noch als die nach Günzburg, einem anderen, später gegründeten Kollegium auf reichsdeutschem Boden, das aber spurlos untergegangen ist. „Das ist zu bedauern, weil gerade das Aufeinanderstoßen aus Österreich kommender und in dieser schwäbischen Kleinstadt bestehender Traditionen interessante Ergebnisse erbracht haben muß.“⁹) Für die badische Kleinstadt Rastatt müssen die Ergebnisse eigentlich noch interessanter gewesen sein.

Nicht als ob Rastatt von Anfang an ein in sich verkapseltes, verhocktes Provinznest gewesen wäre — ganz im Gegenteil: der Stadt- und Schloßbaumeister Rossi war über Österreich aus Italien gekommen, und aus Italien kamen viele seiner Bauleute; sie wurden bald von Böhmen abgelöst, die überhaupt einen Großteil der Bediensteten stellten, freilich zusammen mit Bayern, Elsässern, Lothringern, Franzosen, Österreichern, Steiermärkern, Salzburgern, Tirolern, Ungarn, Sachsen, Thüringern, Belgiern und Savoyarden; sogar drei Äthiopier gehören zum fürstlichen Gefolge.¹⁰) Später sah es dann schon anders aus; da wirkten dann die Piaristen vielleicht wie die sprichwörtlichen neuen Besen, oder eher wie die Hechte im Karpfenteich.¹¹) Am Beispiel derer, die in dem Schreiben vom 8. Oktober 1753 genannt wurden, lassen sich

solche Behauptungen vorläufig belegen.¹²⁾ *Zacharias a S. Elisabetha* (Christian Schubert) stammte aus der mährischen Diözese Olmütz und hatte, bevor er nach Rastatt kam, in Wildberg, Oppau, Prag und Wien einige kontroverstheologische und kirchenrechtliche Schriften veröffentlicht¹³⁾; *Paulinus a S. Catharina* (Johann Kaltenbrunner) war Böhme aus der Diözese Prag, und *Tobias a S. Honorio* (Franz Johann Swojssitzky) ebenfalls; beide starben später in Schlackenwerth, das mit Rastatt offenbar besondere Beziehungen pflegte.¹⁴⁾

Schon die Gründergruppe, die 1715 aus Schlackenwerth angereist war, konnte sich sehen lassen.¹⁵⁾ Zu ihr zählten *Martinus a S. Brunone* (Johann Georg Jakob Schubart) aus Wien, ehemals Rektor daselbst und jetzt in Nikolsburg, Autor mehrerer literarischer Schriften, die in Brünn, Augsburg und Wien erschienen waren¹⁶⁾; *Medardus a S. Procopio* (Johann Paul Karl Spaninger) aus Schlackenwerth selber, zuletzt Erzieher des jüngeren Prinzen von Traun in Wien, Verfasser vieler Dramen, die bis auf eins ungedruckt blieben¹⁷⁾; *Antoni(n)us a S. Leopoldo* (Johann Leopold Graf) aus Schlackenwerth und dort auch tätig; *Oswaldus a S. Cecilia* (Ferdinand Richter) aus Karlsbad, zuletzt in Wien, der — nomen est omen — „multa opera musica“ geschaffen haben soll; *Philibertus a S. Bernardo* (Joseph Hardt oder Scharf) aus Wien, derzeit in Schlackenwerth; und *Silverius a S. Theresia* (Martin Leopold Seyer), der aus Wien stammte und in Nikolsburg lehrte und seine Beiträge zur Orthographie, Hagiographie und Historiographie erst noch veröffentlichen sollte. Es blieb zunächst und noch lange dabei, daß das Rastatter Kolleg aus der Ferne versorgt wurde, ihr wie durch eine Nabelschnur verbunden blieb. Die Piaristen blieben Fremdlinge, die auf- und abtragen, die auf der Rastatter Bühne ein vielleicht nur kurzes, aber um so wirkungsvolleres Gastspiel gaben.¹⁸⁾ *Aegidius a S. Josepho* (Joseph Schuster) aus Kupferberg in Böhmen legte in Rastatt

1757 sogar seine feierlichen Gelübde ab; *Burchardus a S. Mansueto* (Anton Joseph Wolff) aus Kremsier in Böhmen ließ in Rastatt 1774 seine „Regeln zur deutschen Orthographie“ drucken, und der überaus schreibfleißige *Donatus a Transfiguratione Domini* (Johann Anton Franz Hoffmann) aus Leobschütz in Schlesien gab hier seine ersten, der philosophischen Propädeutik geltenden Schriften¹⁹⁾ in Druck. *Remigius a S. Ludovico* (Ludwig Wilhelm L. B. von Nordeck zu Rabenau), der aus der Darmstädter Gegend kam, hinterließ in Rastatt eine Anzahl ungedruckter und inzwischen völlig unbekannter Schriften sowie eine 1794 daselbst gedruckte über dogmatische und moralische Fragen. Ganz am Rande erscheinen *Paulus a S. Ludovico* (Johann Wirholtz) aus Mähren, der in Wien etwas veröffentlichte, in Rastatt Rektor war und in Beneschau bei Prag starb; *Eusebius a S. Bernardo* (Paul Peter Philipp Paur oder Pauer), ebenfalls aus Mähren und ebenfalls Rektor in Rastatt, der im schlesischen Weiswasser starb; *Augustinus a S. Ambrosio* (Augustin König), ebenfalls aus Mähren, der in Leitomischl eine Leichenrede drucken ließ und dort auch selber starb; und die Rastatter Präfecten *Aloisius a S. Francisco de Paula* (Franz Joseph Karl Mauler), geboren und gestorben in Wien; *Faustinus a S. Joanne Nepomuceno* (Johann Baptist Dobler), geboren in Kempten, gestorben in Trier; *Anselmus a S. Benedicto* (Franz Anton Friedl), geboren in der Diözese Brünn, gestorben in Nikolsburg; und *Michael ab Angelis* (Anton Schmid) aus Wien.²⁰⁾ *Constantius a S. Fortunato* (Ignaz Todl), der aus Absdorf in der Diözese Prag stammte und in Schlan starb, stellte 1758 in Rastatt ein Studienzeugnis aus.²¹⁾ *Casparus a S. Melchiorre* (Sebastian Haar) stammte aus Wisternitz in der Diözese Olmütz, starb im schweizerischen Brieg und amtierte 1769 als Vizeprovinzial in Rastatt.²²⁾ Vorangegangen waren ihm in diesem Amt erst der in dem besagten Schreiben schon genannte *Zacharias a S. Elisabetha*, dann *Simpertus Augustus a S. Anna* (Joseph Ferdinand



REGULIERTER GEISTLICHER.
Armer der Mutter Gottes, von den gottseligen Schulen. J. J.

Piarist. Kupferstich aus: Pierre Helyot, Ausführliche Geschichte aller geistlichen und weltlichen Kloster- und Ritterorden für beyderley Geschlecht. Leipzig 1753-56.
Vorlage und Aufnahme: Historische Bibliothek der Stadt Karlsruhe.

von Grünberg), der aus Rheinfelden in der Diözese Basel kam und in Leipnik starb.²³⁾ Es folgten ihm der gleichfalls schon genannte *Burchardus a S. Mansueto*, der zum Provinzial aufstieg, und *Hubertus a S. Venatio* (Franz Karl Ignaz Fuchs) aus der Diözese Passau, der offenbar aus Kempten kam, wo er einige veröffentlicht hatte, dorthin zurückging und dort starb.²⁴⁾ Für andere Väter und Brüder war Rastatt nicht Zwischen- sondern Endstation; sie traten hier endgültig ab. Also starben in Rastatt 1744 *Paulus a S. Georgio* (Georg Kirchner) aus Schwarz in der Diözese Brixen; 1745 *Alphonsus a S. Leopoldo* (Leopold Reiff) aus Kupferberg in der Diözese Prag; 1747 *Joannes a S. Antonio* (Anton Ignaz Walprecht) aus Libowitz oder Liborez ebenfalls in der Diözese Prag, der in Znaim, Leitomischl, Retz und Prag etliche Werke²⁵⁾, vorwiegend zur thomistischen Lehre, veröffentlicht hatte; 1748 *Leopoldus a S. Antonio* (Franz Georg von Berg) aus Horn in der Diözese Passau; 1753 *Reginaldus a S. Dominico* (Joseph Balthasar Steidl) aus Karlsbad in der Diözese Prag; 1754 *Basilius a S. Antonio* (Johann Anton Sigl) aus Joachimsthal in der Diözese Prag; 1757 *Lambertus a S. Theodoro* (Theodor Agadoni) aus dem böhmischen Köninghof; 1775 *Cassius a S. Donato* (Joseph Florian Friedl) aus Lichtenstadt in der Diözese Prag; 1778 *Jacobus Ernestus a Visitatione B. V. Mariae* (Bernhard Klapper) aus Meifritzdorf (?) in der Diözese Breslau und *Camillus a Praesentatione B. V. Mariae* (Matthias Joseph Anton Hatzinger) aus Poisdorf in der Diözese Passau, der in Rastatt u. a. einige „Sittliche Schau-Bühn-Spiele“ und in Kempten eine Nachdichtung der Psalmen²⁶⁾ erscheinen ließ; 1783 *Franciscus a S. Christophoro* (Karl Maximilian Spindler) aus Wiesenthan oder Wiesentheid in der Diözese Bamberg, der in Rastatt schon seine feierlichen Gelübde abgelegt hatte;^{26a)} 1791 *Albanus a S. Victore* (Herzger) aus Menden in der Diözese Trier; 1807 *Leo a S. Antonio* (Joseph Anton Gebhard Geist) aus Dietmannsried in der Diözese

Augsburg. Auch diese Daten geben einen guten Einblick in die Organisation des Ordens und lassen erahnen, was sie für Rastatt bedeutet haben muß: sie sorgte dafür, daß hier immer wieder ein frischer Wind durch die Schulstuben wehte.

Er wehte aber nicht oder nicht so sehr, wenn die Piaristen, die hier lehrten, lebten und starben, schon von hier stammten. Auch solche Fälle gab es zur Genüge, zumal nachdem sich Rastatt, zusammen mit anderen Häusern, aus dem alten Verband gelöst hatte und selber zum Zentrum eines neuen geworden war: nämlich des rheinischen oder rheinisch-schwäbischen, der sich 1762 als Vizeprovinz, 1776 als Provinz konstituierte; in Rastatt richtete er dann auch ein eigenes Noviziat ein.²⁷⁾ Solche Fälle wie die nun zu nennenden zeigen, daß der fremde Orden allmählich Fuß faßte, sich gleichsam einwurzelte.

In Rastatt starben 1780 *Carolus a S. Simperto* (Feyerer) aus Lichtental; 1794 *Bernardus a S. Adelbeide* (Bader) von hier; 1799 *Donatus* ? aus Schwaben, ohne oder ohne leserliche Angaben; 1804 *Reinholdus a S. ?* (Rampold) aus Achern; 1805 *Aloisius a S. Thoma Aquina* (Mylius) von hier, der Rektor in Kirn und vorher in Trier²⁸⁾ gewesen war; 1806 *Fridericus a S. Francisca* (Wolff) von hier; 1807 *Cajetanus a S. ?* (Marz) von hier. Wahrscheinlich hatten sie, zumindest die Priester unter ihnen, selber die Rastatter Schule durchlaufen und waren dann dem Orden beigetreten, dem ihre Lehrer angehörten; allein 1749 sollen fünf ehemalige Schüler um Aufnahme gebeten haben.²⁹⁾ Auf solche Weise konnten viele Orden ihren Nachwuchs rekrutieren — womit sie für eine auch soziale Mobilität sorgten.

In Rastatt legten 1753 *Willibaldus a S. Walburga* (Joseph Küstner) aus Malsch, 1758 *Joannes a S. Friderico* (Franz Friedrich Pecht) aus Rastatt die feierlichen Gelübde ab. Was aus ihnen wurde, ob sie blieben oder gingen, ist jedoch unbekannt. Aber im schwäbischen Wallerstein, das zu der neuen Provinz zählte,

starben 1791 *Fidelis a S. Antonio* (Wagner) und 1806 *Hartmannus a S. ?* (Pisoni), beide aus Rastatt; und 1799 kam im Rastatter Kolleg ein P. *Wilhelm* (Lumpp) unter, der zuletzt, bis zu seiner Vertreibung durch die Franzosen, in Brieg gewirkt hatte, aber ursprünglich der Sohn eines Rastatter Forstmeisters war.³⁰⁾ Diese Fälle zeigen, sozusagen spiegelbildlich, eine andere Möglichkeit an: nämlich die, daß ein Ordenshaus nicht nur nahm, sondern auch gab; und daß man durch seine Tür, durch die sonst immer andere kamen und gingen, auch selbst fortgehen konnte, und zwar in eine Welt, die einem sonst verschlossen blieb.³¹⁾

Aber diese Möglichkeit wurde wohl nur noch wenig genutzt; ja am Schluß gedieh das ganze Institut nicht mehr so recht. Die böhmischen Gelder, von denen es hauptsächlich lebte, flossen immer spärlicher, und überhaupt zogen sich über allem, was wie ein Kloster aussah, immer dunklere Gewitterwolken zusammen.³²⁾ So nimmt es denn nicht wunder, daß der Piaristenprovinzial in Rastatt im April des Jahres 1808, als ihm die großherzogliche Generalstudienkommission einen umfangreichen Fragebogen vorlegen ließ, statt der etatmäßigen 12 Patres nur deren 8 vorweisen konnte, von denen 2 auch schon über 70 Jahre alt und invalid waren.³³⁾ Da gab es also nur noch die Patres *Vitalis* (Balthas), *Glycerius* (Becht), *Joannes* (Glitscheri), *Dominius* (Landherr), *Mauritius* (Huberti), *Remigius* (Schick), *Chrysostomus* (Sprattler) und *Paulinus* (Hornung). „Sämtlich litterati, die alle ihre Studien zu Rastadt, nur P. Glycerius in Böhmen, und Mauritius in Limburg gemacht, und ihre Bildung erhalten haben.“³⁴⁾ Dies zeigt einmal mehr, daß das Institut inzwischen eingewurzelt war und sich, zumindest personell, sozusagen selber trug, auch wenn es nicht wuchs und schon gar keine Ableger trieb; und so hätte es wohl noch lange bleiben können, wenn die Zeiten nicht so unsicher und unruhig gewesen wären. (Daß man den Piaristen im Zuge der Säkularisation zu-

nächst verboten hatte, Novizen aufzunehmen, gab ihnen nur noch den Rest.³⁵⁾ Aber es blieb nicht so und war also im September 1808 zu Ende. Der Schule in Rastatt wurde die von Baden-Baden einverleibt; die Patres gingen auseinander oder in Pension, und nur P. Vitalis, der letzte Provinzial, der übrigens aus Forchheim bei Mörsch stammte, blieb mit dem Laienbruder *Felix* im alten Haus bis er im Jahre 1815 starb. Sein ehemaliger Schüler Joseph Loreye, der als Schulleiter auch noch einer seiner Nachfolger wurde, rief ihm später nach: „er lehrte bis an das Ende seines Lebens noch fort, und lehrte sterbend noch christlich sterben“³⁶⁾. Ein schöner Nachruf auf einen Lehrer, und zumal auf einen Piaristen. Aber die Tür zur Welt war zugefallen.³⁷⁾

Anmerkungen

1) Vgl. Max Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. Bd. 3. 2. Aufl. Paderborn 1908, S. 287–296; G. Ausenda in: Dizionario degli Istituti di Perfezione. Bd. 2. Rom 1975, Sp. 927–945.

2) Vgl. C. F. Lederle, Geschichte des Gymnasiums. In: Grossh. Gymnasium Rastatt. Fest-Schrift zur Jahrhundert-Feier 1808–1908. Rastatt 1908, S. V–VIII, 1–199; Max Weber, Geschichte des Gymnasium (1. Teil). In: Humanitas. 150 Jahre Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Rastatt. Rastatt 1958, S. 13–54; hier S. 14–26; ders., Aus der Geschichte des Rastatter Piaristenkollegs 1715–1808. In: Humanitas 7/1965, S. 14–27.

3) Lederle, a. a. O. S. 81 f.

4) Karlsruhe GLA 74/9094. — Das Faszikel enthält die Korrespondenz zwischen der Ordensleitung und der markgräflichen Regierung in den Jahren 1745–1761; die frühere, einschließlich der Stiftungs- und Bestätigungsbriefe sowie der gedruckten Konstitutionen des Ordens, in 220/1060–62.

5) Otto Biba, Der Piaristenorden in Österreich. Seine Bedeutung für bildende Kunst, Musik und Theater im 17. und 18. Jahrhundert. Eisenstadt 1975, S. 46.

6) Der Schauspieler Walter Slezak, der von 1916 bis 1920 im Löwenburgischen Konvikt in Wien noch selber einer ihrer Schüler war, schrieb: „Die Piaristen unterrichteten hauptsächlich in Spanien, Italien, Deutschland und Österreich, und ihr Ruf

stand dem der Jesuiten kaum nach“ (Wann geht der nächste Schwan? München 1964, S. 82; vgl. insges. S. 82—95). Der Sprachphilosoph Fritz Mauthner, der von 1861 bis 1866 das Prager Piaristengymnasium besuchte, wußte von seinen Lehrern freilich nicht viel Gutes zu berichten (Prager Jugendjahre. Erinnerungen. Frankfurt a. M. 1969, S. 35—66). Dagegen hieß es schon 1776 bei Johann Martin Miller: „Die Piaristen haben überhaupt in der katholischen Kirche das größte Verdienst um die Erziehung; weil sie sich fast mit nichts, als mit ihr, zu beschäftigen haben, und daher alle, dazu nötigen Kenntnisse sich erwerben können; da hingegen die Jesuiten tausend andere, oft sehr tadelnswehre Zwecke zu erreichen suchen“ (Siegwart. Eine Klostergeschichte. Bd. 1. Neudr. Stuttgart 1971, 181).

⁷⁾ Vgl. Cuthbert Butler, Benediktinisches Mönchtum. Studien über benediktinisches Leben und die Regel St. Benedikts. St. Ottilien 1929, S. 115—127.

⁸⁾ Rainer Maria Rilke, Werkleute sind wir. In: R. M. R., Gesammelte Gedichte. Frankfurt a. M. 1962, S. 24—25; hier S. 24.

⁹⁾ Biba, a. a. O. S. 11.

¹⁰⁾ Vgl. Max Weber, Das Rastatt der Barockzeit. In: Um Rhein und Murg 10 (1970), S. 89—146; hier S. 97—99.

¹¹⁾ Der vorliegende Aufsatz ist gewissermaßen ein Gegenstück zu einem anderen, in dem der Verf. an einigen Beispielen zu zeigen versuchte, daß in der Rastatter Schule nicht nur Lehrer, sondern durch sie auch Bücher jeglicher Art zusammenkamen — mit dem Unterschied, daß diese dann auch zusammenblieben (Johannes Werner, *Varia oder Verschiedenes. Die Abteilung „Q“ in der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt*. In: *Die Ortenau* 73 (1993); im Druck).

¹²⁾ Hier und weiterhin baut die Untersuchung auf dem Verzeichnis auf, das Karl A. F. Fischer aus den vorhandenen Unterlagen, vor allem aber aus denen erstellt hat, die sich in dem recht desolaten römischen Zentralarchiv des Ordens auffinden ließen (Verzeichnis der Piaristen der deutschen und böhmischen Ordensprovinz. *Catalogus generalis provinciae Germanicae et Bohemicae ordinis scholarum piarum* [= Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 47]. München 1985). Alles, was hier und weiterhin über einzelne Piaristen gesagt wird, wurde an dieser Zusammenstellung überprüft und aus ihr ergänzt, wenn nicht ganz aus ihr gewonnen. Dabei wurden jedoch die Geburtsnamen der Piaristen und die Namen ihrer Geburtsorte, die Fischer in latinisierter Form zitiert, ins Deutsche zurückübersetzt (die letzteren in Anlehnung an: *Ritters Geographisch-Statistisches Lexikon*. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig 1905/06). Eine vollständige Bestandsaufnahme der Rastatter Piaristen konnte und sollte freilich nicht das Ziel dieser

Untersuchung sein; sie ließe sich zwar, wengleich unter größten Mühen, aus den vorhandenen Quellen (vgl. Biba, a. a. O. S. 20—27) gewinnen, zeigte aber auch keine anderen als die hier schon aufgezeigten Tendenzen.

¹³⁾ Vgl. auch Friedrich Endl, Das Wirken der Piaristen deutscher Provinz in wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung vom Jahre 1631—1725, mit besonderer Berücksichtigung Mährens, des Stammlandes der deutschen Provinz. In: *Zeitschrift des deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens* 11 (1907), S. 117—162; hier S. 151 f.

¹⁴⁾ Paulinus starb 1773; die „Rastätter Luft“, die er 1753 einatmen mußte, scheint ihm also nicht auf Dauer geschadet zu haben.

¹⁵⁾ Vgl. Weber, *Geschichte des Gymnasiums ...* S. 17.

¹⁶⁾ Vgl. auch Endl, a. a. O. S. 134

¹⁷⁾ Vgl. auch ebd., S. 135 f.

¹⁸⁾ Mit dieser absichtsvollen Fluktuation war, auch wegen der durch sie anfallenden Reisekosten, schon die Stifterin so wenig einverstanden, daß sie deswegen — und wegen der ebenfalls kostspieligen Visitationen aus Nikolsburg und Wien — sogar den Bruch mit dem Orden riskierte (Lederle, a. a. O. S. 85 f.).

¹⁹⁾ Die Angaben Fischers — der sich auf die älteren Bibliographien von Horányi bzw. Viñas verließ — sind offenbar unvollständig, und die Endls (a. a. O. S. 155—159) ebenfalls. So verzeichnet der „Katalog der Lehrerbibliothek des Grossherzog. Gymnasiums zu Rastatt“ (Rastatt 1898) mindestens sechs weitere, durchweg frühe Schriften des Donatus, die überwiegend auch in Rastatt und Karlsruhe gedruckt wurden. (Auf die von Piaristen verfaßten Werke in der Rastatter Bibliothek wird in anderem Zusammenhang zurückzukommen sein.)

²⁰⁾ Diese Namen finden sich beiläufig in einer dicken Akte in der es um Rechte und Pflichten, Kapitalien, Ausgaben, Anschaffungen und insbesondere um Schulprämien geht: GLA 220/1128.

²¹⁾ C. Krieg, Ein Studienzeugnis des Piaristengymnasiums zu Rastatt. In: *FDA* 33 (= NF 6) (1905), S. 396—397. (Fischer schreibt: „Constantinus“.)

²²⁾ Vgl. auch Wolfgang Seibrich, Das Piaristengymnasium in Kirn. In: *225 Jahre Piaristenkolleg/25 Jahre Neues Gymnasium Kirn*. Kirn 1991, S. 30—48; hier S. 44 (Anm. 105).

²³⁾ Fischer, der einmal „Grünberg“ und ein anderes Mal „Grynberg“ schreibt, scheint es für möglich zu halten, daß er nicht Priester, sondern Laienbruder war (a. a. O. S. 24 bzw. 166); als solcher hätte er aber nicht Vizeprovinzial sein können.

²⁴⁾ Hier irrt Fischer insofern, als er den Hubertus 1781 und 1795 in Rastatt amtieren, aber schon 1794 in Kempten sterben läßt (a. a. O. S. 24 bzw. 105).

²⁵⁾ Vgl. auch Endl, a. a. O. S. 146 (wo aber, anders als bei Fischer, als Sterbeort Kucus in Böhmen angegeben ist).

²⁶⁾ Vgl. auch ebd. S. 154. — Die Dramen sind bei Fischer (a. a. O. S. 56) falsch, bei Biba (a. a. O. S. 167) richtig bibliographiert; in der Rastatter Bibliothek finden sie sich unter der Signatur F 15. Im österreichischen Horn erscheint Camillus 1724 als „Instructor musicae“ (ebd. S. 149). — Vgl. außerdem: Otto Biba, Libretti und Periochen in den Bibliotheken österreichischer Piaristenkollegien. In: Publikationen des Instituts für Österreichische Kulturgeschichte 3 (1973), S. 7—32; hier S. 27 f.

^{26a)} Bei seiner Aufnahme, die 1750 auch in Rastatt erfolgte, gab es finanzielle Probleme (GLA 220/1072).

²⁷⁾ Zu dieser Provinz gehörten, außer Rastatt, die z. T. nur kurzlebigen Häuser in Kempten, Donaueschingen, Kirchberg, Kirn, Wallerstein, Trier, Brieg und Rapperswil. — Unglücklicherweise sind ganze Akten gerade dieser Provinz, die noch in den dreißiger Jahren im römischen Zentralarchiv lagen, inzwischen verschwunden; wobei sich die Berichte der Provinzen an die Ordensleitung ohnehin nie durch Ausführlichkeit, Vollständigkeit oder Lesbarkeit auszeichneten (Fischer, a. a. O. S. 12 f.).

²⁸⁾ Vgl. auch Seibrich, a. a. O. S. 46 (Anm. 122).

²⁹⁾ Lederle, a. a. O. S. 94.

³⁰⁾ GLA 220/1082. — Wilhelm, der schon seit 22 Jahren im Orden war, wollte Weltpriester werden, um sein Auskommen zu finden; er konnte aber dann an die Stelle eines Hermenegild (Moppert) treten, der sich schon lange säkularisieren lassen wollte.

³¹⁾ Vgl. Johannes Werner, Wenn ein Orden stirbt. Sozialgeschichtliche Anmerkungen. In: Erbe und Auftrag 5/1991, S. 352—357; hier S. 354.

³²⁾ Lederle, a. a. O. S. 112—114; und allgemein:

Johannes Werner, Mönchtum im Übergang. Die badischen Klöster zur Zeit der Französischen Revolution. In: Badische Heimat 3/1989, S. 365—377; Hans-Otto Mühleisen, Der politisch-literarische Kampf um die südwestdeutschen Klöster in der Zeit der Französischen Revolution. In: H.-O. M. (Hrsg.), Die Französische Revolution und der deutsche Südwesten. München/Zürich 1989, S. 203—263.

³³⁾ Der sehr detaillierte Fragebogen, der 14 großformatige Seiten umfaßt, ist erhalten geblieben (GLA 220/1143). Die Familiennamen wurden ergänzt aus: Lederle, a. a. O. S. 120; Hermann Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802—1811. Überlingen 1980, S. 192 (dieser schreibt „Glitscherli“, und Weber — Geschichte des Gymnasiums, S. 26 — „Brecht“). Als im Jahre 1781, „entsprechend den Bestimmungen des Erbvertrags“, die Zahl der Rastatter Ordensgeistlichen festgestellt wurde, belief sich die der hiesigen Piaristen offiziell sogar auf 13; dazu kamen noch der Provinzial, sein Assistent, die Novizen und drei Brüder (GLA 220/1081).

³⁴⁾ GLA 220/1143, S. 2.

³⁵⁾ Vielleicht hätten sich auch sonst keine gefunden; jedenfalls brachte die Aufhebung des Verbots auch keine Änderung mehr (Lederle, a. a. O. S. 101, 117).

³⁶⁾ Kurzgefaßte Chronik des Lyzeums zu Rastatt vom Jahr 1808 bis auf gegenwärtige Zeit, als Einladung zu den öffentlichen Prüfungen und Feierlichkeiten am Großherzoglichen Lyceum zu Rastatt vom 1. bis 6. September 1837. Rastatt 1837, S. 7.

³⁷⁾ Dies war zwar das Ende der Piaristen in Rastatt, aber keineswegs das der Piaristen überhaupt: sie zählen noch immer 1538 Mitglieder, davon 1226 Priester, in 213 Niederlassungen (Annuario Pontificio 1990, S. 1345).



Zwischen Schule und Fabrik

Textile Frauenarbeit in Baden

Ausstellung:
26. Februar bis
6. Juni 1993

Badisches
Landesmuseum
Karlsruhe



Badisches
Landesmuseum
Karlsruhe

**Eine Ausstellung des Badischen
Landesmuseums Karlsruhe und des
Museums für Volkskunde
Staatliche Museen zu Berlin-
Preußischer Kulturbesitz**

Badisches Landesmuseum Karlsruhe,
Schloß, 7500 Karlsruhe 1

Ausstellungsdauer:
26. 2. 1993 bis 6. 6. 1993

Öffnungszeiten:

Dienstag bis Sonntag
von 10.00 Uhr bis 17.30 Uhr
(ab April 10.00 Uhr bis 17.00 Uhr)
Donnerstag bis 19.30 Uhr
(ab April statt Donnerstag,
Mittwoch bis 20.00 Uhr)

Führungstermine im Veranstaltungs-
kalender des Badischen Landesmuseums
und in der Tagespresse.

Anmeldung für Gruppen ab 15 Personen
unter Telefon 07 21/ 135 - 65 20

Otto Laible (1898—1962)

Zeichnungen aus Rußland (1942—1944)

Gerlinde Brandenburger-Eisele, Karlsruhe

In seiner Ausstellungsreihe „Realisten am Oberrhein“ zeigte das Museum im Ritterhaus in Offenburg vom 24. Januar bis zum 21. Februar dieses Jahres Zeichnungen und Aquarelle Otto Laibles, die in den Kriegsjahren 1942 bis 1944 in Rußland entstanden sind. Der aus Haslach im Kinzigtal stammende Künstler¹⁾ hatte in den zwanziger Jahren an der Badischen Landeskunstschule in Karlsruhe zunächst bei Georg Scholz und Walter Conz studiert, bevor er Meisterschüler von Ernst Würtenberger wurde. Seit einem Studienaufenthalt 1924 in Paris war Laible fasziniert von französischer Malerei und Zeichnung, wobei er sich besonders an der Tradition vom Impressionismus zum Fauvismus zurückorientierte. Diese prägte nachhaltig seine weitere künstlerische Entwicklung, sein Zeichenstil wurde freier, malerischer. Laible löste sich von der harten Linearität der Karlsruher Realistenschule und führte den Stift fortan in impressionistischer Leichtigkeit über das Papier. In der Folgezeit unternahm der Künstler immer wieder, vor allem in den Sommermonaten, lange Studienreisen in die französische Metropole, studierte an Privatakademien, kopierte im Louvre und zeichnete die Menschen auf der Straße, in den Cafés und Variétés. Von 1929 an lebte Otto Laible als freischaffender Künstler in Karlsruhe. Mit dem Badischen Staatspreis und dem Kunstpreis der Stadt Karlsruhe schien sich 1932 der Beginn einer erfolgreichen Laufbahn abzuzeichnen. Im Jahr darauf schlug man Laible für den Rom-Preis und für eine Professur an der Karlsruher Akademie vor. Beide Auszeichnungen blieben ihm nach der Macht-

übernahme durch die Nationalsozialisten verwehrt, denn diese hatten auch im Kulturbereich der badischen Landeshauptstadt fanatische Parteigänger, an ihrer Spitze Akademiendirektor Hans Adolf Bühler, der bereits 1933 die reichsweit erste Ausstellung „entarteter Kunst“²⁾ organisierte. Laible, dem schon zuvor im „Führer“, dem Parteiorgan der NSDAP, Angriffe gegolten hatten, — er wurde als „Französling“ diffamiert und der „geistigen Konspiration mit dem Nationalfeind“³⁾ bezichtigt — lebte und arbeitete in der Folge sehr zurückgezogen in Karlsruhe und in seiner Heimat Haslach, unterbrochen von Studienreisen nach Holland 1933, nach Florenz, Rom und Paris 1935.

Wie schon den Ersten, erlebte Otto Laible auch den Zweiten Weltkrieg als Soldat, zunächst in Frankreich, dann in Rußland. 1941 wurde er der Propaganda-Abteilung Weißruthenien (PAW) zugeteilt, welche die russische Zivilbevölkerung gegen den Bolschewismus und die Machthaber im Kreml einnehmen sollte⁴⁾. Sie bestand aus einem kleinen Stab von deutschen Mitarbeitern und russischen Überläufern, deren Sprachkenntnisse für Zeitungen, Flugblätter, Filme, Ausstellungen und Vorträge gebraucht wurden. Zeitungen mit Titeln wie „Die Geisel“, „Der neue Weg“, „Für die Freiheit“ erreichten Ende 1943 eine Auflage von fünf Millionen, davon wurden dreieinhalb Millionen Exemplare in Russisch gedruckt. Für diese Zeitungen zeichnete Laible Illustrationen und Bildgeschichten. Aus seiner offiziellen Tätigkeit für die Propaganda-Abteilung sind nur wenige Dokumente erhalten. In der Offenburger Ausstellung zu



Otto Laible (1898-1962): „Russische Bäuerin, Heubündel tragend“, Sloboda 1943, Tusche

sehen war ein illustriertes Flugblatt mit einer, in russischer Sprache verfaßten, antisowjetischen Schmähschrift. Rechts neben dem Text verdeutlicht das Bild einer Stalin-Säule den propagandistischen Inhalt in holzschnittartig vereinfachten, expressiven Formen. Wie die seit der Antike gebräuchlichen, traditionellen Siegestsäulen ist diese von einer erzählenden Bildfolge bandförmig überzogen. Skelette, Totenschädel, verzweifelte und halb verhungerte Menschen an Gräbern weisen auf die Taten des auf der Säule stehenden Herrschers.

Die gedrungene Gestalt Stalins ist mit einer Krone, die Hammer und Sichel zieren, mit Hermelin und Herkuleskeule dargestellt.

1942 wurde Otto Laible nach Smolensk am Dnjepr versetzt. Am Stadtrand bezog er ein festes Quartier, wo er mit dem Kunsterzieher Max Rupp eine Stube teilte und Freundschaft schloß. In seinen Erinnerungen schilderte dieser, daß Laible „in jeder dienstfreien Minute“ zeichnete: „Otto arbeitete mit dem ganzen Körper: Er trat vor und zurück, seine Hand beschrieb Kurven in der Luft, bevor er



Otto Laible (1898-1962): „Russisches Mädchen“, Sloboda 1943, Tusche

sie zum Strich ansetzte. Sein Atem ging rhythmisch durch die Nase, die Eulenbrauen hoben und senkten sich über den bald geöffneten, bald zugekniffenen Augen, im Mund hielt er wie eine zierliche, aber gefährliche Waffe einen zweiten Stift oder Pinsel.“⁴⁵) In Smolensk, Mogilew und Sloboda entstand in den Jahren 1942/43 der größte Teil des ca. 50 Blätter umfassenden Konvoluts an Zeichnungen und Aquarellen, die jedoch keine Kriegsszenen, sondern Menschen und Landschaften zeigen. Otto Laible zeichnete mit dem zeit-

bens bevorzugten, weichen Bleistift, aber auch mit Feder und Pinsel. Seine Motive waren Kinder, Frauen und Männer, ihre Gesichter, ihre Köpfe. Meist standen ihm einfache Bauern, dick vermummt und ärmlich gekleidet, oft ein wenig unsicher Modell. In diesen spontanen Skizzen notierte der Künstler das Gesehene mit sicherem, kontrastreichem Strich, interessierte sich dabei weniger für das Detail als für das Charakteristische einer Physiognomie oder einer Erscheinung. Es gibt darunter ausgesprochen individuelle

Porträts sowie eher typisierende Darstellungen. Bei allen zu bemerken ist ein großer Ernst, gelegentlich eine Atmosphäre voller Schwermut, nicht zuletzt aber Respekt vor den Menschen, von dem der Kriegskamerad Max Rupp berichtete: „Die verordnete Trennung der Menschen in Freunde und Feinde, in Menschen und Untermenschen, bedrückte uns.“⁶⁾ Die oft sehr bildmäÙig angelegten Blätter unterscheiden sich in ihrem Stil deutlich von den erwähnten, impressionistisch-freien Zeichnungen der Vorkriegszeit. Bei aller malerischen Helldunkel-Gestaltung weisen sie im Vergleich dazu einen wesentlich härteren Zeichenduktus auf, der überdies genauer modelliert und somit plastischer wirkt. Mit diesen Bildniszeichnungen aus RuÙland

steht Laible in der Tradition des deutschen Realismus, wie er sich seit den 1870er Jahren im Münchner Kreis um Wilhelm Leible ausgeprägt. Der davon beeinflusste frühe Hans Thoma konnte diesen in der badischen Residenz zunächst noch nicht durchsetzen, erst mit dem Münchner Landschaftler Gustav Schönleber hielt er Einzug an der Karlsruher Akademie und begründete eine bis in unsere Gegenwart andauernde Realistenschule am Oberrhein.

Eine Besonderheit innerhalb dieser Arbeiten stellt Laibles Bild eines Bauernmädchens vom Januar 1943 dar. Die dunkeltonige Pinselfeichnung (Abb., Russische Bäuerin, Heubündel tragend) hat nach Form und Inhalt eine Bedeutungsschwere, die über den bislang



Otto Laible (1898-1962): „Avertisjan, Der Maler“, RuÙland 1944, Bleistift



Otto Laible (1898-1962): „Russische Bauernstube“, Rußland 1943, Sepia und Bleistift, 45 × 62 cm)

festgestellten Realismus hinausweist. Einfach gekleidet und mit Kopftuch, trägt das Mädchen auf seinem Rücken einen großen, prall gefüllten Sack. Er drückt schwer auf die schlanke Gestalt und läßt sie nur stark gebeugt gehen. Laible zeichnete sie in blockhaften, kubisch vereinfachten Formen und fand dabei zu einer Expressivität, die an die Skulpturen von Ernst Barlach denken läßt. Die Schwere der Bürde ist zum einen motivisch bedingt, eröffnet zum anderen aber auch eine neue, symbolische Dimension: das Mädchen scheint zugleich die Bürde des furchtbaren Krieges zu tragen, der auf den Menschen in Rußland lastete.

Neben dieser ungewöhnlich beziehungsreichen Darstellung finden sich im Konvolut der Rußlandzeichnungen Otto Laibles viele

Porträts von namentlich genannten Personen, Männer und Frauen, die der Künstler kannte, und die ihm anscheinend längere Zeit Modell saßen. Oft zeigt er sie beim Lesen eines Buches, als Halbfigur monumental aufs Blatt gesetzt (Abb., Russisches Mädchen, Sloboda 1943), oder in ihrer häuslichen Umgebung mit Tisch, Bett, Stühlen und Bildern an der Wand (Abb., Avertisjan, der Maler). Eines dieser Großformate stellt ein Interieur dar, eine russische Bauernstube mit Bewohnern, die ein wenig steif und verloren wirken und die trotz ihrer Befangenheit dem fremden Maler Zugang gewährten (Abb., Bauernstube). Einen Gegensatz dazu bildet eine kleinformatige Basarszene, die ungleich spontaner und flüssiger gezeichnet ist. Laible erfaßte mit schnellem Blick die Situation — Käufer und

Verkäufer stehen sich am Markttisch gegenüber — und gab sie als malerische Helldunkel-Impression wieder.

Bei seinen Schilderungen von Menschen und ihren Lebensumständen legte Laible den Schwerpunkt auf die realistische Darstellung des Motivs, wobei er stets eine achtungsvolle Distanz einhielt. Das fremde, andersartige Aussehen seiner Modelle geriet ihm gerade nicht zur folkloristischen Sensation, stattdessen wahrt seine aufmerksame, genaue Wiedergabe deren Würde. Mit einer fast strengen Form wurde er dem besonderen Thema gerecht.

In den Aquarellen hingegen stellte Otto Laible vornehmlich Landschaften dar, allerdings nicht als reine Natur, sondern als Dorflandschaften, die das Typische und ebenso die Eigenart einer Gegend festhalten. Gezeigt werden Häuser und Ställe mit Zäunen, die Rückseite von Dörfern oder der Blick über eine kleine Stadt in die weite Ebene. Diese

Aquarelle sind voller Licht und Farbe, in ihnen kostete der Künstler alle malerischen Qualitäten seiner Motive aus, hier findet sich jene impressionistische Leichtigkeit, die er in den Blättern der Vorkriegszeit erreicht hatte. In den zum Teil recht großformatigen Arbeiten legte er häufig mit Bleistift oder Feder das zeichnerische Grundgerüst der Darstellung an und setzte die Farbe mit lockeren Pinselschwüngen darüber. Bewußt wandte Laible verschiedene formale Konzepte an: es gibt Blätter mit lauter unregelmäßigen Farbflächen, aber auch welche, denen parallel geführte, gleichmäßige Pinselstriche einen Rhythmus verleihen, wie ihn die Postimpressionisten Georges Seurat und Vincent van Gogh bevorzugten. In diesen Aquarellen ist der Einfluß der französischen Malkultur unverkennbar, einige kleinformatige Blätter lassen sogar an die frühen römischen Landschaften von Camille Corot denken. In ihnen setzte Laible farbige Flächen gegeneinander,



Otto Laible (1898-1962): „Markt in Smolensk“, Rußland 1944, Tusche

erzielte damit eine feine Balance zwischen plastisch-räumlicher und abstrakt-flächiger Wirkung.

Ein besonders eindrucksvolles Motiv war für den Künstler offenbar der Markt von Smolensk, den er in einer Federzeichnung, einem Aquarell und später in einem Ölgemälde darstellte. „Auf dem armseligen Markt von Smolensk zeichneten wir Gogolsche Typen und lernten eine Welt kennen, die uns bislang fremd und unheimlich erschienen war“⁷⁾, berichtete Laibles Freund Max Rupp. „Lange saßen wir abends zusammen und versuchten, die Eindrücke, die wir mit dem Stift skizziert hatten, auch in Worte zu fassen.“⁸⁾ Aquarell und Federzeichnung waren in der Offenburger Ausstellung in direkter Nachbarschaft zu betrachten. Das Aquarell gibt die Vielfalt der Erscheinungen in farbigen Flächen wieder, die Marktstände mit ihrem kärglichen Warenangebot, die bunte Menschenmenge, die einfachen Holzhäuser sowie im Hintergrund eine kleine Anhöhe, auf der sich die Kirche, ein byzantinischer Zentralbau mit landestypischen zwiebelförmigen Turmbekrönungen erhebt. Strahlende Helligkeit liegt über diesem friedlichen Treiben, und es erscheint kaum vorstellbar, daß diese Szene sich in unmittelbarer Nähe des grauenvollen Kriegsgeschehens abspielt. In der Federzeichnung (Abb., Markt in Smolensk) hat Laible den quirligen Rhythmus des Marktes dagegen flächig-linear erfaßt. Mit schnell und sicher geführter Feder umriß er die Konturen und reduzierte die einzelnen Motive auf das Wesentliche ihrer Erscheinung, fügte nur gelegentlich erläuternde Binnenzeichnungen hinzu. Räumlichkeit bewirkt vor allem die im Hintergrund zunehmende Kleinteiligkeit, die überdies den hellen, großen Flächen des Vordergrundes kontrapunktisch eine gewisse Dunkelheit gegenüberstellt. In beiden Darstellungen ging es dem Künstler in erster Linie um die Schilderung der lebhaften Atmosphäre, zugleich gelangen ihm einige liebevolle Annäherungen an menschliche Typen

und Charaktere, wie man sie aus seinen Skizzen des Pariser Milieus kennt.

Otto Laible zeigt die einfachen, niedrigen Holzhütten der Bauern, aber auch die mehrstöckigen, größeren Häuser mit Balkon und Veranda, in denen wohlhabendere Bürger wohnten. Über allen erhebt sich ein hoher, oft wolkenloser Himmel, der die Farben des Sommers leuchten läßt. Nur wenige Blätter weisen auf dunkle, trübe Tage hin, wie eine sehr malerisch ausgeführte Bleistiftzeichnung auf dunkeltonigem Papier, die eine motivisch anspruchslose Partie aus der Steppe darstellt: der weich modellierende Stift beschreibt die Örtlichkeit mit breiten, wie gewischt wirkenden Strichlagen und verleiht der Zeichnung einen pastellartigen Charakter.

Diese Arbeiten bedeuteten für Otto Laible eine wichtige Möglichkeit des persönlichen Rückzugs im künstlerischen Schaffen. Sie sind aber nicht allein Kunstwerke, sondern darüber hinaus Dokumente der Menschlichkeit. Sie waren zudem ein Versuch, die Schrecken des Krieges, die erlebten Greuel und letztlich auch die eigene Angst zu bewältigen.

Die Zeichnungen und Aquarelle aus Rußland wurden — nach der Rückkehr des Künstlers aus englischer Kriegsgefangenschaft in Amsterdam, wo er zuletzt Dienst tat — bereits 1946 im Karlsruher Kunstverein ausgestellt. Überhaupt fand Otto Laible bald nach dem Krieg die Anerkennung, die man ihm 1933 verwehrt hatte. Er erhielt eine Professur für Zeichnen an der Karlsruher Akademie, wo er mit Erich Heckel, Karl Hubbuch und Wilhelm Schnarrenberger die figürliche Tradition dieser Kunstschule weiterführte und einer großen Schülerzahl vermittelte. Seine künstlerische Aufmerksamkeit richtete sich erneut auf die französische Malerei, wobei die späten Werke von George Braque und Henri Matisse die Richtung wiesen für seine eigene Entwicklung hin zu abstrahierenden, ornamental-linear gegliederten Figurationen.

Anmerkungen

¹⁾ Als grundlegende Literatur zu Leben und Werk Otto Laibles, in der sich weiterführende Literaturhinweise finden, seien genannt: Ingrid Popp, *Der Maler Otto Laible (1898—1962): Monographie und Werkverzeichnis*, Freiburg/Breisgau 1986; sowie *Otto Laible. Zeichnungen*. Mit einer Einleitung von Hans H. Hofstätter, hg. v. Johanna Laible, Karlsruhe 1978.

²⁾ Vgl. dazu Michael Koch, *Kulturkampf in Karlsruhe. Zur Ausstellung Regierungskunst 1919—*

1933, in: *Kunst in Karlsruhe 1900—1950, Ausst.-Kat. Karlsruhe 1981*, S. 102—121.

³⁾ Hans H. Hofstätter, *Otto Laible. Ein Leben lang zeichnen*, in: *Laible. Zeichnungen* (wie Anm. 1), S. 8.

⁴⁾ Popp, Laible, S. 88.

⁵⁾ Max Rupp, *Max Rupp mit Otto Laible in Rußland*. Unveröffentlichtes Masch.skript, o. O. o. J. Teilweise abgedruckt in: Hofstätter, Laible, S. 9f.

⁶⁾ Ebd.

⁷⁾ Ebd.

⁸⁾ Ebd.

Wilhelm Schnarrenberger (1892—1966) — Malerei zwischen Poesie und Prosa

Sabine Heilig, Freiburg-Hochdorf

Über den Maler Wilhelm Schnarrenberger schrieb der Karlsruher Künstler Helmut Goettl 1965 in einem Aufsatz mit dem Titel „Die Vergessenen“, daß zwar seine malerischen Stilleben allgemein bekannt seien, doch „... der frühe Schnarrenberger, der vom Expressionismus zur Neuen Sachlichkeit fand, ehe er für sich die Peinture entdeckte...“, der sei verschollen (Tendenzen 6, 1965). Zwölf Jahre später konstatierte Hans-Joachim Müller in seiner monographischen Arbeit über den Maler, daß Schnarrenberger „... als Künstler mit festgeschriebenem Rang gilt...“, daß seine Leistung hingegen immer wieder bloß ausschnitthaft gewürdigt wird — mit dem wiederkehrenden Akzent auf dem Frühwerk“ (Freiburg 1977, S. 8—9).

Dieses Frühwerk, gemeint sind Schnarrenbergers Gemälde der 1920er Jahre, ist mittlerweile in den meisten Abhandlungen zum Thema Neue Sachlichkeit beschrieben und bewertet worden. Auch das Spätwerk des Künstlers, das sich am häufigsten dem Stilleben widmet, hat einen gewissen Bekanntheitsgrad erlangt. Daß sich zwischen diesen beiden Polen, die sowohl thematisch als auch stilistisch sehr verschieden sind, Schnarrenbergers malerisches Werk erst entwickelte, ist zwar bis heute schon festgestellt, aber nur selten gezeigt oder beschrieben worden.

Eine retrospektive Ausstellung mit rund 180 Exponaten, die ihm die Städtische Galerie im Prinz-Max-Palais in Karlsruhe anlässlich seines 100. Geburtstages widmet (noch bis 18. April 1993, ab 25. April 1993 in Villingen-Schwenningen), bietet nun die Möglichkeit, die Vielseitigkeit seines Werkes kennenzulernen.

Der Künstler, der am 30. Juni 1892 im nordbadischen Buchen im Odenwald geboren wurde, war ursprünglich zum Gebrauchsgraphiker an der Münchner Kunstgewerbeschule ausgebildet worden. In Anbetracht der Tatsache, daß sich Schnarrenberger also lediglich autodidaktisch mit der Malerei beschäftigt hatte, ist es erstaunlich, daß gerade seine ersten malerischen Arbeiten heute als seine Hauptwerke gelten. Die exakte, beinahe altmeisterliche Manier, in der diese Bilder gemalt wurden, beweist eine gekonnte Beherrschung der Technik.

Der Graphiker Schnarrenberger, der anfänglich erfolgreich Bucheinbände, Annoncen, Plakate, Geschäftskarten, Theaterprogramme und vieles andere mehr entworfen hatte, fand mit seiner expressionistischen Druckgraphik schon früh Anerkennung. Dies führte 1920 zur Berufung als Lehrer für Gebrauchsgraphik an die Karlsruher Landeskunstschule. Die finanzielle Absicherung durch diese Anstellung hatte daraufhin seine immer stärker werdende Beschäftigung mit der Malerei zur Folge.

Eines seiner ersten Gemälde, das Bildnis des Philosophen Joseph Wallach (1919) zeigt noch den rhythmisierenden Pinselduktus expressionistischer Vorbilder, doch schon mit dem Verzicht auf einen pastosen Farbauftrag entfernte sich Schnarrenberger von der Malweise der Expressionisten. Seine neusachlichen Bilder beginnen 1920 mit noch naiv anmutenden Beispielen („Frau mit Katze im Park“, 1920). Puppenhafte Verkleinerungen, hölzerne Bewegungen der Figuren und eine plakative Auffassung der Motive charakterisieren die ersten Werke. „Alte Männer gehen



Wilhelm Schnarrenberger, *Alte Männer geben spazieren*, 1922, Stadtgalerie Stuttgart

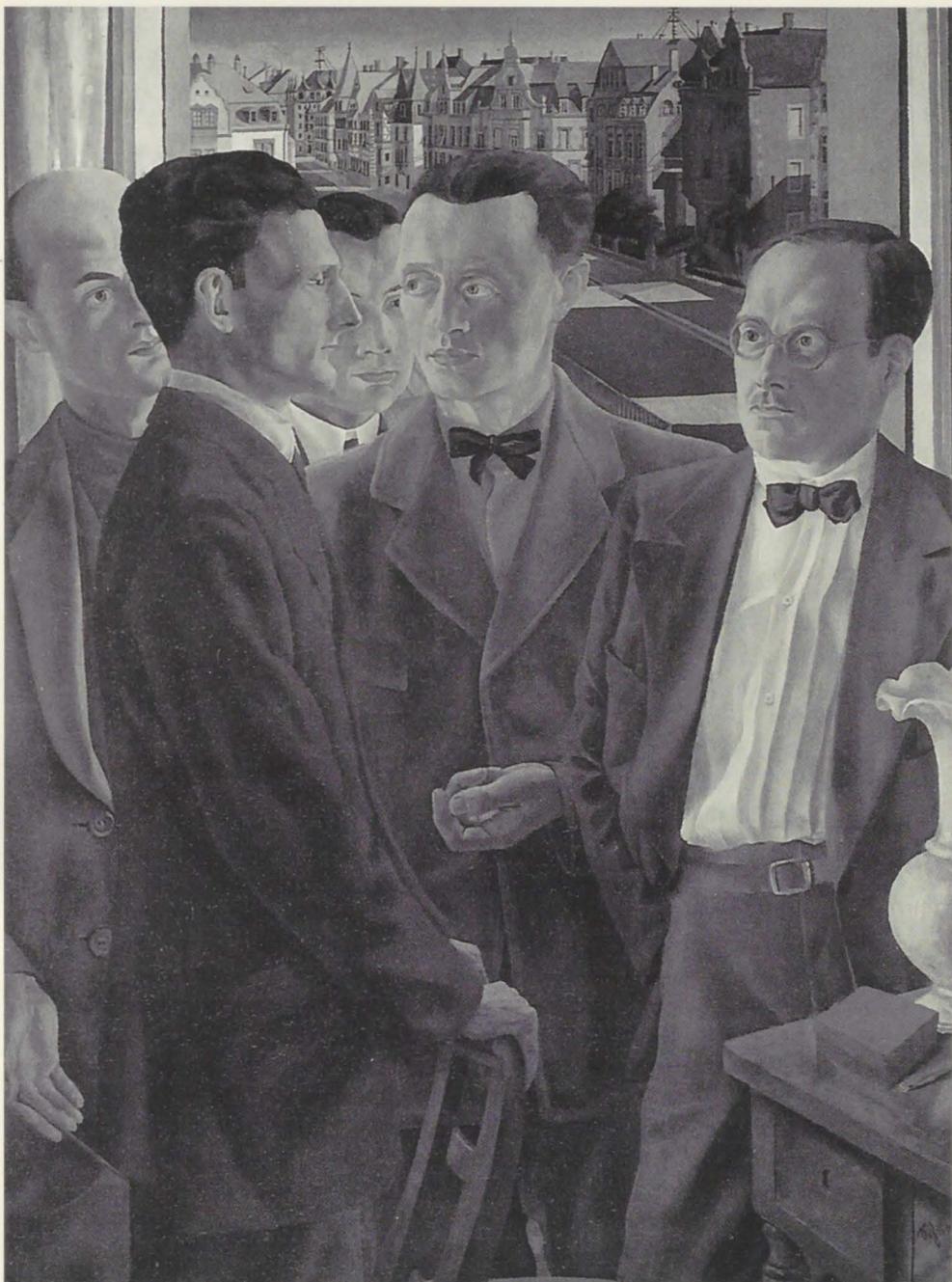
spazieren“ (1922, Staatsgalerie Stuttgart), ein Bild mit dem Schnarrenberger 1925 an der legendären Ausstellung „Neue Sachlichkeit“ in der Mannheimer Kunsthalle teilgenommen hatte, zeigt den Blick auf das Alltägliche, den Sonntagsspaziergang unter herbstlichen Bäumen vor einer Stadtkulisse.

Gustav Friedrich Hartlaub, damaliger Direktor der Kunsthalle, schrieb bereits 1923 in einem Rundschreiben an Künstler und Kunstkritiker: „Ich möchte . . . eine mittelgroße Ausstellung von Gemälden und Graphiken veranstalten, der man etwa den Titel geben könne ‚Neue Sachlichkeit‘. Es liegt mir daran, repräsentative Werke derjenigen Künstler zu vereinigen, die weder impressionistisch aufgelöst noch expressionistisch abstrakt . . . gewesen sind. Diejenigen Künstler möchte ich zeigen, die der positiven, greifbaren Wirklichkeit . . . treu geblieben sind . . .“

136

(zit. nach G. Presler, *Glanz und Elend der 20er Jahre*. Die Malerei der Neuen Sachlichkeit, Köln 1992, S. 12–13). In der Folge dieser ersten Präsentation zu diesem Thema wurden vielfach die Begriffbestimmung der neuen Malrichtung als zu pauschal bemängelt und die schon von Hartlaub vorgegebenen Kategorien in einen linken („veristischen“) und rechten („klassischen“) Flügel zu bestimmen und zu erweitern versucht.

Eine neuerliche Eingruppierung (Presler 1992) unterteilt die Neue Sachlichkeit in drei Untergruppen, und zwar in diejenigen Künstler, die sich der „sozialen Wirklichkeit“ widmeten, wie die gesellschaftskritischen Maler Dix, Grosz, Hubbuch, Schad, Schlichter und Scholz (= veristischer Flügel). Als Vertreter der „klassisch-neuromantischen Wirklichkeit“ werden Kanoldt, Mense und Schrimpf genannt, und als Mitglied einer dritten Grup-



Wilhelm Schnarrenberger, *Die Freunde*, 1924, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe

pe, die sich der „magischen Wirklichkeit“ zuwendet, ist lediglich Franz Radzivil aufgeführt. Der Begriff des „Magischen Realismus“ war bereits 1925 von Franz Roh in einer Abhandlung über die neuen Kunstströmungen in die Diskussion gebracht worden.

Diese Dreiteilung scheint einleuchtend, doch ist auch dieses Mal nicht klar, welcher Gruppe man nun den Maler Wilhelm Schnarrenberger zuordnen könnte. Seine neusachlichen Bilder aus der Zeit von 1920 bis 1928 haben weder das Elend der Nachkriegszeit noch das der Weltwirtschaftskrise zum Thema, wie es in den Großstadtbildern von Otto Dix und George Grosz kritisch dargestellt wird. Schnarrenbergers Arbeiten zeigen zwar thematisch Motive privater Art — Freundschaftsbilder und Porträts —, sie sind aber auch keine Zeugnisse von Idyllen oder Wunschbilder einer idealen Wirklichkeit, wie es beispielsweise bei Georg Schrimpf der Fall ist. Dies unterstreicht die Außenseiterposition des Künstlers innerhalb der Neuen Sachlichkeit, eine Eigenständigkeit innerhalb der Kunstgeschichte, die der Maler über die 1920er Jahre hinaus beibehalten hat.

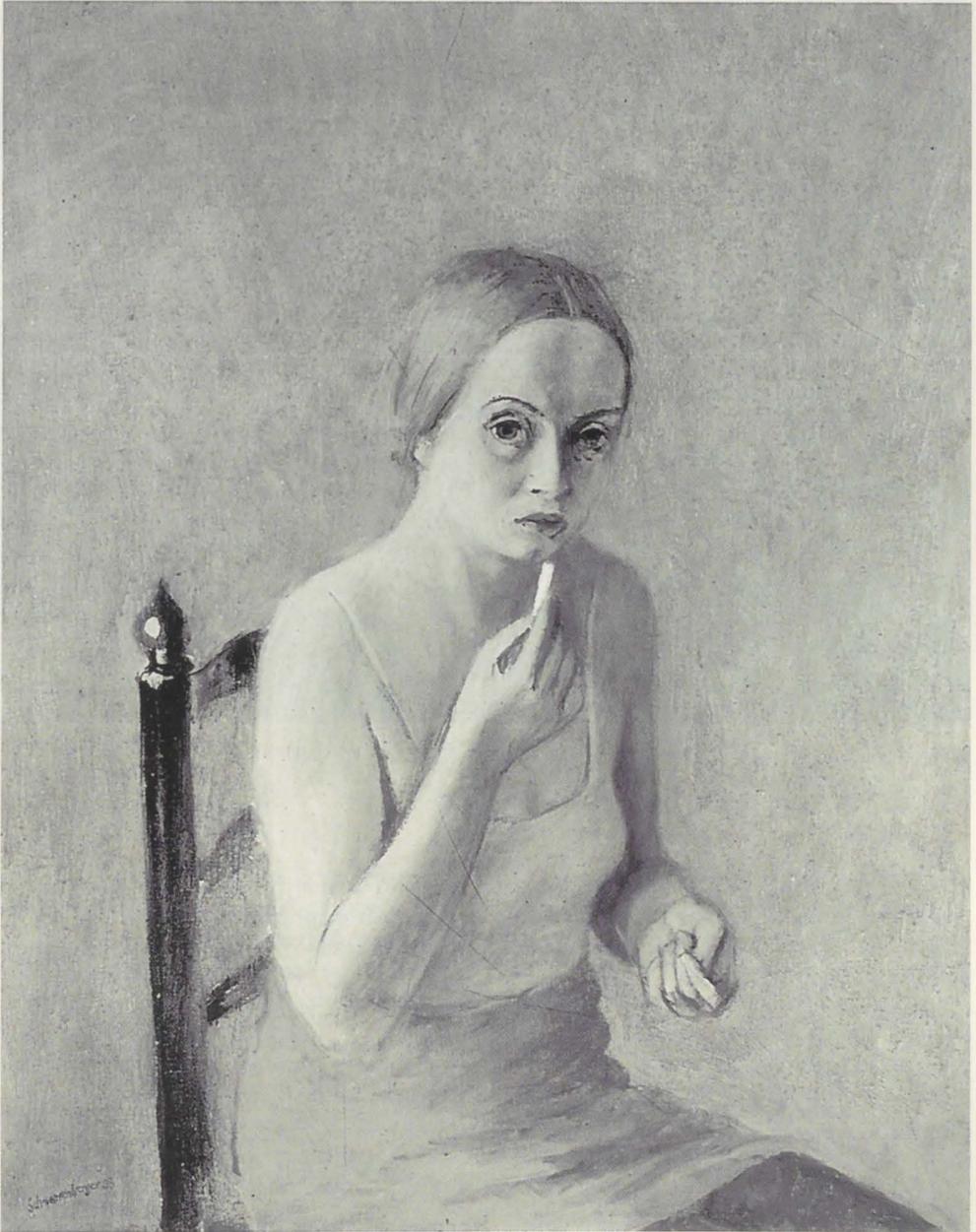
Die beiden Hauptwerke dieser Zeit sind in ihrer malerischen Brillanz und Ausdruckskraft zweifellos die großformatigen Gemälde „Die Freunde“ (1924, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe) und das „Große Familienbild“ (1925, Galerie der Stadt Stuttgart). Die eigentümliche Kühle, die beide Bilder ausstrahlen, der nüchterne Blick, den der Künstler auf die Dargestellten und sich selbst wirft, und die eingefroren wirkende Haltung der Figuren, lassen die Werke wie psychologische Zeugnisse menschlicher Beziehungen erscheinen. So erklärt sich das Unwirkliche („Magische“) dieser Bilder gerade an ihrer Stimmung, was schon die Diskrepanz zwischen Bildtitel und Darstellung im Betrachter hervorruft. Die gemalte nüchterne Sachlichkeit des Motivs ist also nur ein Vorwand Unterschwelliges und Verborgenes sichtbar zu machen.

Wie Psychogramme lassen sich auch die zahl-

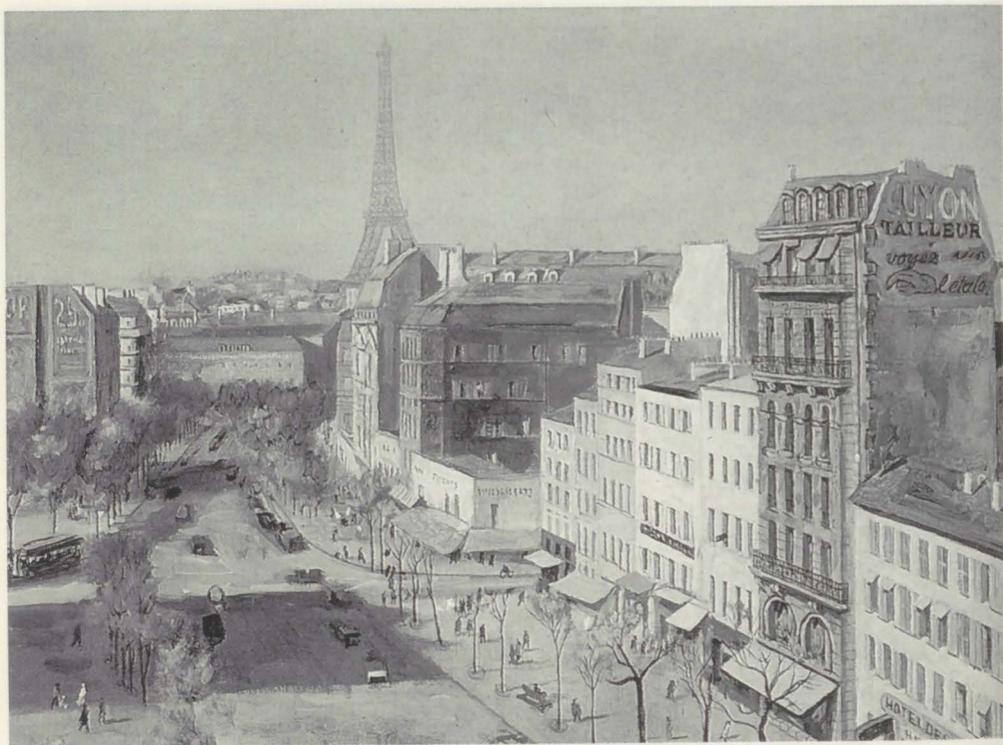
reichen Selbstbildnisse Schnarrenbergers lesen, die angefangen mit dem „Selbstbildnis mit Elfriede“ (1922, Museum für Neue Kunst Freiburg) bis hin zum „Selbstbildnis im Atelier“ (1963) fast die gesamte Lebensspanne des Künstlers beschreiben.

Das Selbstporträt der 1920er Jahre zeigt einen zwar ernsten, doch selbstbewußten Künstler, der aufrecht und beinahe ganzfigurig abgebildet ist, und sich 1925 zum ersten Mal als Maler mit Leinwand und Palette präsentiert („Großes Familienbild“). Die Person des Künstlers tritt jedoch bereits 1928 im „Selbstbildnis im Atelier“ (Staatliche Kunsthalle Karlsruhe) in das Dunkle eines Raumes und ins Gegenlicht zurück. Charakteristisch wird in den folgenden Jahren eine Darstellung, in der sich der Künstler selbst aus der Distanz beobachtet, wie er ängstlich, müde, skeptisch oder unsicher dem Blick des Betrachters ausweicht. Eine Ausnahme bildet das „Selbstbildnis mit roter Perücke II“ (1950, Privatbesitz), das den verkleideten und rot geschminkten Maler in selbstbewußter Pose und einem eher übermütigen Ausdruck wiedergibt.

Das 1928 entstandene Porträt im Karlsruher Atelier in der Westendstraße bildet aber noch in anderer Weise einen Wendepunkt. Die Abkehr von der neusachlichen Formensprache, die Schnarrenberger zu dieser Zeit schon als überholt vorkam, ist in diesem Bild bereits augenscheinlich. Als Christian Schad noch 1929 in Berlin sein steriles, leidenschaftsloses Gemälde einer „Operation“ (Städt. Galerie im Lenbachhaus München) malte, hatte Schnarrenberger bereits einen neuen Weg beschritten, der sich rein malerischen und kompositorischen Problemen widmete. Damit ist er durchaus vergleichbar mit seinem gleichaltrigen Karlsruher Malerkollegen Willi Müller-Hufschmid, der ebenfalls noch vor 1930 von seiner neusachlichen Sprache zu einer anderen Auffassung der Realität fand. Bei beiden Künstlern bedeutete dies eine stärker vereinfachte Wiedergabe der Gegenständlich-



Wilhelm Schnarrenberger, Frau mit Zigarette, 1933, Privatbesitz



Wilhelm Schnarrenberger, *Boulevard Montparnasse*, 1931, Privatbesitz

keit. War dem Graphiker Schnarrenberger als „malerischem Anfänger“ die lineare, mit spitzem dünnen Pinsel ausgeführte Malweise seiner neusachlichen Bilder wohl leicht gefallen, so scheint er sich in der Folgezeit schwerer getan zu haben. Die 1930er Jahre, die als ein Jahrzehnt des Übergangs bewertet werden können, haben Bilder entstehen lassen, die zunächst in keinsten Weise mit Schnarrenbergs Frühwerk in Verbindung zu bringen sind. Vor diesem Hintergrund ist es auch verständlich, daß die kritische Öffentlichkeit von dieser Schaffensperiode des Künstlers bisher wenig Notiz genommen hat. Räumliche Perspektive und die verschiedenartigste Darstellung eines Körpers im Raum, seine Plastizität im Licht und die Wirkung von Schatten werden in den folgenden Jahren von

Wilhelm Schnarrenberger thematisch aufgegriffen. Zu dem Figurenbild, für das häufig seine zweite Frau Melitta Modell stand („Frau mit Zigarette“, 1933, „Weiblicher Akt in der Tür“, 1934) traten Stadtansichten motivisch hinzu. Der „Boulevard Montparnasse“ von 1931 macht die veränderte Haltung des Künstlers deutlich, die als eine Anlehnung an eine impressionistische Auffassung verstanden werden kann. Das Motiv wird in der Überschau von einem erhöhten Standpunkt aus gesehen und in fein aufeinander abgestuften Farbnuancen wiedergegeben. Linie und Fläche treten als Gestaltungsmittel zurück und haben Platz gemacht für die Farbe als wichtigsten Ausdrucksträger des Bildes. Sind diese Stadtansichten des Künstlers überzeugende Beispiele für die Befreiung des Malers



Wilhelm Schnarrenberger, *Römische Mondnacht I*, 1935, Privatbesitz

von seinen künstlerischen Ursprüngen, so erscheinen manche seiner Figurenbilder der 1930er Jahre in ihrer malerischen Ausführung noch etwas ungenau und weniger überzeugend. Sie sind jedoch in ihrem inhaltlichen Gehalt bedeutungsstark.

Schnarrenberger wurde 1933 wegen seiner politischen Einstellung als Mitglied der sozialdemokratischen Partei aus dem Lehramt entlassen. Das 1936 entstandene „Selbstbildnis mit Melitta“ gibt eindrucksvoll Zeugnis über seine veränderte persönliche Situation. Die in ein diffuses, kaltes Licht getauchte Darstellung zeigt einen skeptisch blickenden Künstler, der mit hängenden Schultern die Begegnung mit dem Betrachter scheut. Seine Frau scheint sich hinter ihm verbergen zu wollen. Mit ängstlich geweiteten Augen blickt

sie ihm über die Schulter. Der kahle unwirkliche Raum trägt zum Gesamtbild dieses inhaltsschweren Porträts bei, das die Ausweglosigkeit der dreißiger Jahre überdeutlich sichtbar macht.

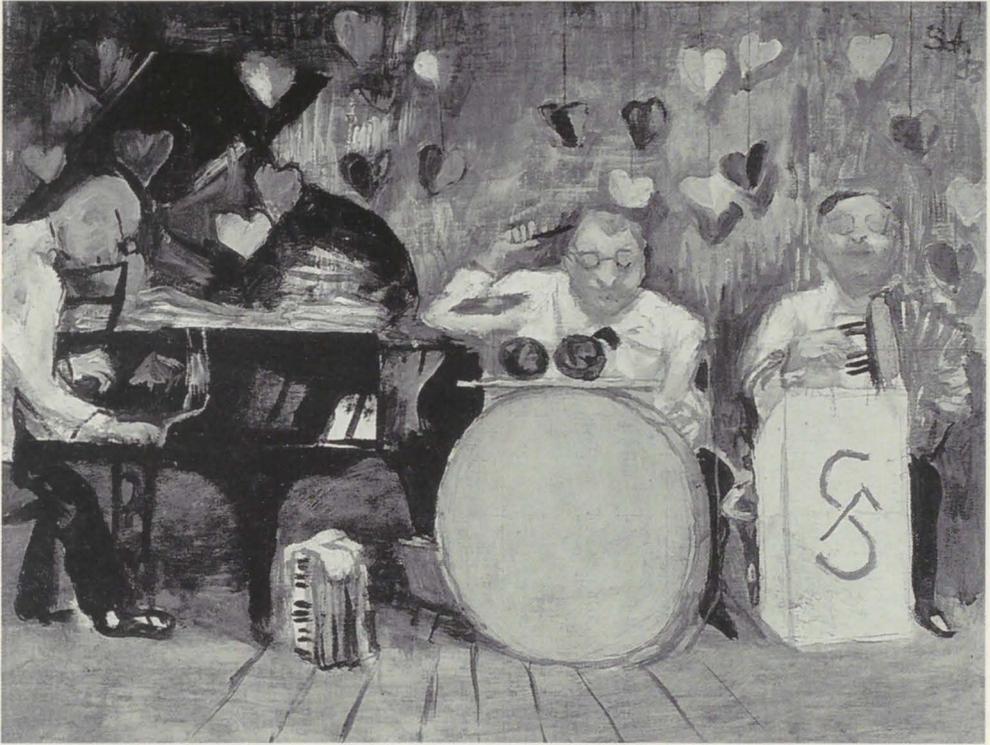
Während eines einjährigen Aufenthalts als Stipendiat in der Villa Massimo in Rom (1934–1935) malte Schnarrenberger symbolisch verdunkelte, nächtliche Landschaften, die so wenig an das klare und warme Licht des Südens erinnern („Römische Mondnacht I“, 1935). Vielmehr spürt man in diesen mondbeschiedenen Nachtstücken, die in expressiv bewegtem Malgestus entstanden, die seelische Zerissenheit des Künstlers. Aus Karlsruhe vertrieben und, um Geld zu verdienen, als Gebrauchsgraphiker seit 1934 in Berlin arbeitend, spiegeln diese römischen Landschaften

seine düstere, ja depressive Stimmung wieder. Hat die kurze Zeit des zumindest finanziell sorglosen Lebens in Rom dem Menschen Wilhelm Schnarrenberger zwar nicht die erhoffte Befreiung seiner persönlichen Situation gebracht, so ist er als Künstler jedoch malerisch wieder einen Schritt weiter gekommen, wie die spontan und alla prima gemalten Landschaftsbilder dieser Zeit beweisen. Hauptsächlich Geldmangel und vielleicht auch das Gefühl einer drohenden Kriegsgefahr zwangen Schnarrenberger im Frühjahr 1938 zum Umzug von Berlin nach Lenzkirch in die Abgeschiedenheit des südlichen Schwarzwalds. Auf Initiative seiner Frau kaufte die Familie, Tochter Vera wurde 1931 geboren, mit den letzten Ersparnissen ein

ehemaliges Fremdenheim. Durch das Betreiben der wiederhergerichteten Ferienpension „Waldfrieden“ genannt, konnten die Kriegsjahre finanziell überstanden werden. Ganz individuell an dem persönlichen Schicksal orientiert, veränderte Schnarrenberger in dieser als Überlebensjahre zu charakterisierenden Zeit seine Motive, jedoch nicht mehr sein malerisches Repertoire. In der einem Schwarzwaldhaus eigenen dunklen Atmosphäre und einem provisorischen Atelier, das er sich auf dem Dachboden des Hauses einrichtete („Atelier auf dem Dachboden I“, 1944), entstanden auch Bilder in einer dunkel tonigen Farbigkeit. Die Interieurs und Figurenbilder dieser Zeit sind bisher noch kaum beachtet worden.



Wilhelm Schnarrenberger, *Braune und weiße Tassen auf Weiß*, 1950, Regierungspräsidium Freiburg

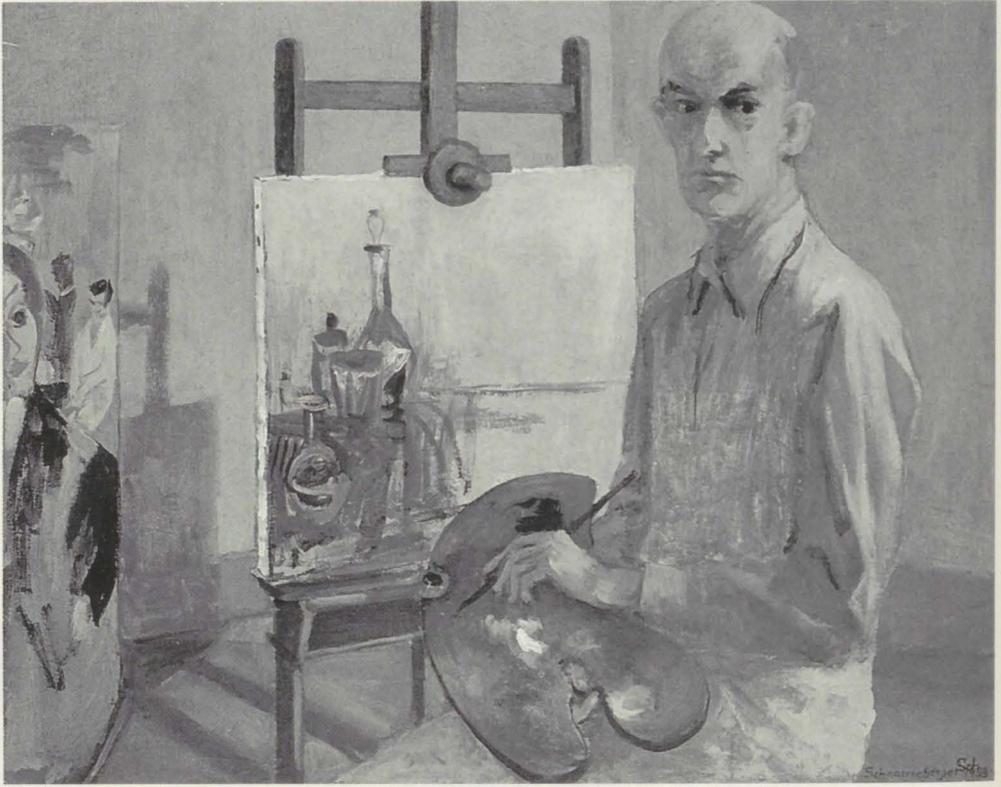


Wilhelm Schnarrenberger, Kapelle mit Herzen, 1953, Privatbesitz

Selbst in der 1982 veröffentlichten Dissertation von Ingrid Nedo (Uni Tübingen) werden diese Werke nur kurz angesprochen. Geben sie doch heute manches Rätsel auf, wie die gespenstisch anmutende „Abendunterhaltung“ von 1944. Vor einem dunklen, unbestimmten Hintergrund haben vier Personen an einem Tisch Platz genommen. Die linke Frau liest, rechts legen Tochter Vera und die Großmutter Patienzen. Die hinter ihnen stehende Figur ist als der Künstler zu interpretieren, der die Familie beobachtet. Die maskenhaft reduzierten Gesichter und die übergroßen Augen der einen Figur machen jedoch aus diesem auf den ersten Blick harmlos erscheinenden Feierabend ein eher bedrückendes Ereignis. Die alles umgreifende Dunkelheit des Hintergrunds und das schumme-

rige Kerzenlicht, das nur den Tisch und die Gesichter beleuchtet, tragen zu diesem Eindruck bei. Die Einsamkeit, die Schnarrenberger in der Schwarzwälder Emigration wohl empfunden haben muß, macht besonders eine bereits 1939, also ein Jahr nach dem Umzug entstandene „Winterlandschaft“ deutlich. Ein dünner, hoch aufragender Mast vor einer horizontal gegliederten nächtlichen Landschaft, dessen Funktion aber unklar bleibt, ist links an den Bildrand gestellt und wirft im Mondlicht einen fahlen Schatten.

Das Hauptmotiv des Spätwerks Wilhelm Schnarrenbergers ist das Stilleben, mit dem er sich ab 1941 beschäftigte. Deutlich ist im Vergleich zu erkennen (und die Ausstellung bietet dazu hinreichend Gelegenheit), wie der



Wilhelm Schmarrenberger, *Selbstbildnis im Atelier*, 1963, Privatbesitz

Maler seine Motive offenbar zufällig entdeckte. Angefangen mit dunklen Flaschen, die in eine Speicherecke gerückt sind, bis hin zu Wassergläsern im Badezimmer, in denen sich die Zahnbürsten beziehungsreich einander zuneigen, bestehen diese Bilder aus eher belanglosen, banalen Dingen, die Teile des alltäglichen Lebensablaufes sind. Auch der gedeckte Tisch als Zentrum des gesellschaftlichen Lebens in der Pension wird darstellungswürdig und verwandelt sich schnell in das Hauptmotiv der Stillebenbilder. In ständigen Variationen von Formen, Farben und Kompositionen spielt der Künstler alle Möglichkeiten durch, die sich ihm bieten: Tische mit einfarbigen, karierten und gestreiften Tischdecken, darauf weißes oder bemaltes Porzel-

lan, silbernes Besteck, gläserne Gefäße und Trinkgläser, sogar Blumensträuße machen die eigens zur Wiedergabe zusammengestellten Kompositionen aus. Die ursprüngliche Spontaneität des Blicks bei den ersten Arbeiten dieser Art, zu denen auch tonig gemalte Blumen- und Pflanzenstudien zählen, bei denen man an ähnliche Arbeiten von Van Gogh erinnert sein kann, wich alsbald einem kalkulierten Blickwinkel.

Als Beispiel einer langen Reihe von Bildern dieser Art sei das in einem gebrochenen Weiß und in Brauntönen gemalte Stilleben „Braune und weiße Tassen auf Weiß“ (1950, Regierungspräsidium Freiburg) genannt. Der Tisch ist nur ausschnitthaft gezeigt und wird von den Bildrändern angeschnitten. Im Vorder-

grund ist die weiße Tischdecke hochgeschlagen und wölbt sich leicht auf. Dahinter stecken zwei braune Kaffeetassen und ein gleichfarbiger Teller, etwas vorgerückt eine weiße Tasse. Dazwischen liegt Besteck. Die farbliche Harmonie des Bildes entspricht der ausgewogenen Komposition der Gegenstände. Die hochgeschlagene Decke erzeugt Spannung innerhalb der klar gegliederten Aufteilung des Bildes und weist auf die Stofflichkeit der einzelnen Gegenstände hin.

Mit seiner Berufung als Leiter einer Malklasse an der wiedereröffneten Karlsruher Kunstakademie 1947 und dem damit verbundenen Umzug dorthin, beginnt wieder ein neues Kapitel im Leben des Künstlers, der nun als angesehenen Lehrer für Malerei das städtische Leben der fünfziger Jahre genießt. Die zweite Ehe war kurz nach Kriegsende geschieden worden und Schnarrenberger heiratete 1950 ein drittes Mal. Die neue Lust am wiedergewonnenen gesellschaftlichen Leben drückt sich in zahlreichen kleinformatigen Barszenen aus, in denen der als leidenschaftlicher Tänzer beschriebene Künstler Motive aus Karlsruher Tanzlokalen der Zeit wie dem „Passage-Palast“ („PaPa“ genannt) und der „Hawaii-Bar“ wiedergab. Die dunkle Tonigkeit der Schwarzwaldbilder ist nun einer lebhafteren, gelegentlich sogar bunten Farbigkeit gewichen, aus der eine gewisse Befreiung zu spüren ist („Kapelle mit Herzen“, 1953).

Drei Jahre vor seinem Tod stellte sich Wilhelm Schnarrenberger in seinem Atelier („Selbstbildnis im Atelier“, 1963) so dar, wie

er sich immer verstanden wissen wollte, als Maler an der Staffelei. Auf dieser entsteht, für den Betrachter gut sichtbar, gerade ein Stillleben. Demonstrativ hält Schnarrenberger seine Malpalette und den Pinsel vor sich. So ergibt sich durch die genaue Bestimmung des Raumes als Atelier, in das von links noch ein weiteres großes Figurenbild diagonal in den Raum gestellt ist, zunächst der Eindruck eines repräsentativen Künstlerporträts. Bei genauerer Betrachtung und im Vergleich mit dem 1936 entstandenen „Selbstbildnis mit Melitta“ kommen Zweifel daran auf. Wieder meidet der Künstler den direkten Blickkontakt mit dem Betrachter, wieder meint man in seinen Gesichtszügen eine gewisse Distanz und Nachdenklichkeit zu spüren, zu der auch die eigentümliche pastellene Farbigkeit des Bildes beiträgt. Als Wilhelm Schnarrenberger am 17. April 1966 nach langer Krankheit in Karlsruhe stirbt, hinterläßt er ein Werkverzeichnis, das über 600 Gemälde verzeichnet. Viele von ihnen sind heute nicht mehr auffindbar. Der Karlsruher Gedächtnisausstellung ist es gelungen, aus allen Schaffensbereichen des Künstlers charakteristische Beispiele zu zeigen. Sie klammert auch die frühe expressionistische Druckgraphik nicht aus und zeigt beispielhaft einige gebrauchsgraphische Arbeiten. Nach zwanzigjähriger Pause, die letzte retrospektive Ausstellung fand 1972 im Karlsruher Kunstverein statt, ist nun endlich Gelegenheit, Schnarrenbergers künstlerische Entwicklung von seinen Anfängen bis hin zu seinem Spätwerk eingehend zu studieren. (Katalog 45 DM)

Jahresberichte der Ortsgruppen der Badischen Heimat



1. Ortsgruppe Mannheim

Im August 1992 wurde auf Anregung und Einladung der Ortsgruppe Mannheim eine Aktionsgemeinschaft Mannheimer Vereine gebildet, die auch in Zeiten knapperer finanzieller Mittel darüber wachen wird, daß die noch vorhandenen denkmalgeschützten Bauten und Anlagen Mannheims erhalten oder wiederhergestellt werden. Die Aktionsgemeinschaft wird bei Stadtverwaltung und sonstigen Behörden, aber auch bei den Bürgern unserer Stadt auf Einhaltung des Denkmalschutzes drängen, Verständnis für dessen Notwendigkeit wecken und im Hinblick auf das 400jährige Stadtjubiläum im Jahr 2007 auch versuchen, daß nur noch teilweise vorhandene Baudenkmale wiederhergestellt werden.

Im übrigen begann das Jahr mit einer Besichtigung der Friedrichsfeld AG — Keramik- und Kunststoffwerke. Hierbei erfuhren die Besucher — nachdem sie zu einem 3-Gang-Menue der Spitzenklasse eingeladen worden waren — insbesondere Wissenswertes über die Umstellung des Werkes auch auf medizintechnische Produkte, über Vergangenheit u. geplante Zukunft der Firma und deren weltweiten Expansionsbestrebungen.

Ein Lichtbildervortrag von Forstassessor Eugen Schroth, Bad Teinach über „Mannheim's Stadtwald — gefährdeter Erholungsraum“

machte deutlich, daß es für Teilbereiche des Mannheimer Stadtwalds z. B. den Käfertalerwald tatsächlich 5 vor 12 ist. Die unseren Wäldern generell drohenden Schäden durch die vielfältigen Umweltbelastungen werden noch bedrohlicher durch die starke Nutzung durch zu viele — manchmal auch unvernünftige — Erholungssuchende.

Der Mannheimer Mundartabend im Gemeindesaal der Epiphaniaskirche in Feudenheim war gut besucht und fand großen Anklang.

Dr. Werner Knebel, Mannheimer Bloomaul aus Feudenheim meinte „denk mool nooch“ und las aus seinen Werken „Alla! Kumm! Geh Fort!“ und „Wann ein Engel sich verfliegt!“

Danach zitierte Siegfried Laux, der Großneffe von Hanns Glückstein aus den Werken seines Großonkels, des großen Mannheimer „Pfälzer Mundartdichters.“

Er trug auch einfühlsam Gedichte des bisher verschollenen jüdischen Mannheimer Dichters Ludwig Levy vor, dessen große Zeit zwischen 1880 und 1890 lag.

Das Publikum war begeistert.

Es folgte ein Besuch — der zweimal wiederholt werden mußte — der Ausstellung „Das Reich der Salier 1024—1125“ im Historischen Museum der Pfalz in Speyer.

Ein Vortrag von Stadtarchivrat Friedrich Teutsch, Stadtarchiv Mannheim brachte den interessierten Zuschauern die Geheimnisse um Wappen und Siegel näher.

Zwei Betriebsbesichtigungen des Werks Mannheim der Mercedes-Benz AG beeindruckten besonders, weil die fachkundigen Führungen durch die Omnibusproduktion

und die V-Motorenproduktion umfassende Informationen boten.

Bei einem Imbiß wurden die in den Werkshallen über Kopfhörer schon vernommenen Informationen bei einem Lichtbildervortrag nochmals vertieft und auch kritische Fragen zum Umweltschutz gestellt und beantwortet. Gemeinsam mit der „Schutzgemeinschaft Deutscher Wald“ wurde die Landesgartenschau in Pforzheim besucht. Selbstverständlich war der Besuch der Mitgliederversammlung der „Badischen Heimat“ in Lahr.

Am 26. 8., sowie vom 12.—13. 9. wurden eine Tagesfahrt und eine Wochenendfahrt zur „documenta IX“ in Kassel angeboten — der nur alle 5 Jahre stattfindenden Ausstellung zeitgenössischer Kunst und eine der wichtigsten Präsentationsmöglichkeiten aktiver Künstler.

Eine von der Ortsgruppe in der Epiphaniaskirche in Mannheim-Feudenheim veranstaltete Kunstausstellung fand regen Zuspruch. Die Exponate waren Grafiken, Zeichnungen, Ölbilder u. Aquarelle von Alt-Mannheim, Feudenheim und Umfeld aus dem Freizeitschaffen Feudenheimer Bürger.

Ein Lichtbildervortrag von Gerhard Maier aus Heidelberg im Anna-Reiß-Saal des Reiß-Museums Mannheim zeigte fotografische Impressionen des unteren Neckars zwischen Heidelberg und Mannheim und bewies, daß der Fotograf ein Auge für die schönen Ansichten und Aussichten des täglichen Umfeldes hat. Herr Meier hatte mit viel fotografischem Spürsinn und Einfühlungsvermögen einen Abend gestaltet der bei dem Publikum bestens ankam.

Den Jahresabschluß bildeten 2 Eintagesfahrten nach Hildesheim zum Besuch der Ausstellung „Die Welt der Maya“ nebst einem geführten Stadtrundgang durch Hildesheim und seine Kirchen.

Die Fahrten erfolgen — soweit wie nur möglich — aus Gründen des Umweltschutzes mit der Bundesbahn. Verschiedene Fahrten wurden in Kooperation mit Mannheimer Kultur-

vereinen veranstaltet; doch war immer die „Badische Heimat“ Veranstalter und Organisator. Irmgard Laurenzi-Eisnecker



2. Ortsgruppe Schwetzingen

Die Entwicklung des Mitgliederbestands verlief auch im Berichtsjahr wieder positiv. Die Ende 1991 erreichte Zahl von über 300 Mitgliedern konnte zum Jahresende auf 320 erhöht werden. Der Bezirksverein Schwetzingen der „Badischen Heimat“ stellt heute auf dem Gebiet des kulturellen Angebots in unserer Region ein nicht unbedeutender Faktor dar und ist als solcher auch offiziell anerkannt.

Herausragender Höhepunkt des Jahresprogramms 1992 war die Exkursion nach Berlin. Der Besuch der alten und neuen Hauptstadt des wieder vereinigten Deutschlands war für alle Teilnehmer ein eindrucksvolles und bleibendes Erlebnis. Dabei zeigte sich, daß die Devise „Berlin ist eine Reise wert“ niemals so aktuell war wie heute. Aus der Inselstadt Berlin ist wieder eine offene Weltstadt geworden, wenn auch ihr östlicher Teil noch einige Zeit die Spuren sozialistischer Menschenverachtung zu tragen haben wird.

Ein weiterer Höhepunkt war der Besuch der mehrfach verschobenen Salierausstellung im Historischen Museum der Pfalz in Speyer. Dabei war eine Rekordbeteiligung von über 100 Personen zu verzeichnen. Der weitere Besuch des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim vermittelte den Teilnehmern in augenscheinlicher Weise den Wandel

der Technik und der Arbeit im Prozeß der Industrialisierung.

Die Reihe der Ortsbegehungen setzten wir mit einem Besuch unserer Nachbargemeinde Plankstadt fort, wo uns der Bürgermeister zusammen mit unserem früheren Vorstandsmitglied und Plankstädter Heimatforscher Eugen Pfaff nicht nur die Altenbegegnungsstätte und das Gemeindearchiv, sondern insbesondere auch das neue Gemeindezentrum mit seinen vielfältigen Einrichtungen und Angeboten vorstellten.

Im Rahmen einer Flurbegehung auf der Gemarkung der Gemeinde Oftersheim hatte wir Gelegenheit, uns unter sachkundiger Führung mit den Problemen der Flurbereinigung, der Gewässersanierung und der Biotopvernetzung vertraut zu machen. Außerdem nahmen wir auch in diesem Jahr an dem in dieser Gemeinde veranstalteten „Tag des Waldes“ teil.

Unsere im März abgehaltene Mitgliederversammlung war — wie schon in den vergangenen Jahren — wieder erfreulich gut besucht und endete mit einem unterhaltsamen Diavortrag über unsere Exkursionen während der vergangenen 2 Jahre seit der letzten Mitgliederversammlung. An der Landesversammlung in Lahr im Juni beteiligten wir uns mit einer Delegation von 50 Personen. Während der Heimfahrt von der Ortenau in die Kurpfalz machten wir in Rastatt Station und gewannen bei einem kleinen Rundgang unter der sachkundigen Führung eines Rastatter Heimatforschers erste Eindrücke von der Stadt und Festung sowie von der Residenz des Türkenlouis und seiner Gemahlin Sybille Auguste.

Im Berichtsjahr haben wir 6 Vorträge mit folgenden Themen angeboten: „Literarisches Leben in Mannheim von 1760 bis 1790“, „Die historischen Pfalzkarten — Lesehilfen, Analysen Interpretationen an Hand von faksimilierten Originalen“, „Aufgaben und Ziele der archäologischen Denkmalpflege in Baden-Württemberg“, „Das Land zwischen Oos und Neckar in der Barockzeit — Ihr Wandel

durch Kriege und Fürstenherrschaft“, „Im Lande des Götz von Berlichingen“ und „Bildsatire in der Revolution 1848/49“. Mit einer durchschnittlichen Besucherzahl von über 30 Personen fanden diese Vorträge sowohl bei Mitgliedern als auch bei Gästen großen Anklang.

Nicht unerwähnt bleiben soll letztlich, daß unser Ehrenvorsitzender Karl Wörn im November für seine besonderen Verdienste auf dem Gebiet der Heimatforschung mit der „Carl-Theodor-Medaille“, dem Kulturpreis der Stadt Schwetzingen, ausgezeichnet worden ist. Der 1. Vorsitzende unserer Ortsgruppe hatte die Ehre, bei dem Festakt die Laudatio zu halten.

Alexander Lindinger



3. Ortsgruppe Karlsruhe

Die Veranstaltungen der Ortsgruppe Karlsruhe für das Jahr 1992 hatten ein ausgewogenes Programm zur Grundlage. Den Mitgliedern wurden Vorträge, Besichtigungen, Fahrten angeboten, welche alle mit den Zielen der Badischen Heimat in Zusammenhang standen. Die Bemühungen um Geschichte, Literatur, Volkskunde und Landschaft fanden die Zustimmung der Mitglieder, was sich durch guten Besuch und Teilnahme dokumentierte. Das Jahr wurde durch einen Vortrag von Dr. Ernst Bräunche, Leiter des Stadtarchivs, mit dem Thema „Ein Gang durch die Karlsruher Stadtgeschichte“ eingeleitet. Ein speziell Karlsruher Abend war die Lesung des Karlsruher Schriftstellers Werner Halle, der seinen Vortrag unter das Motto „Zwischen Besinnlichkeit und Schmunzeln“ stellte. Dieser Abend diente wirklich dem näheren Zusammenrücken unserer Mitglieder.

Es folgte eine Besichtigung des Staatl. Weinbauversuchsgutes in Durlach mit anschließender Weinprobe. Es war ein interessanter Nachmittag mit einer großen Teilnehmerzahl. Die Ortsgruppe ist besorgt über das weitere Schicksal des Versuchsgutes, das aufgegeben wird. Im April 1992 fand die Mitgliederversammlung statt. Es waren Wahlen zum Vorstand notwendig, da der bisherige Vorsitzende, Herr Ltd. Regierungsdirektor Theobald, beruflich auf Dauer nach Leipzig wechselte. Er wurde mit Dank für seine Tätigkeit verabschiedet. Auch der zweite Vorsitzende, Herr Dr. Zier, bat aus gesundheitlichen Gründen um Ablösung, was mit großem Bedauern akzeptiert werden mußte. Die Versammlung wählte Herrn Oberstudienrat Jörg Vögely zum neuen Vorsitzenden und Herrn Archivdirektor Dr. Kaller zu seinem Stellvertreter.

Wie jedes Jahr machte die Ortsgruppe auch 1992 vom 21. 4. bis 24. 4. eine Fahrt in das neue Bundesland Sachsen-Anhalt, die nach Quedlinburg, Dessau und Wittenberg führte. Schwerpunkt der ausgezeichneten Fahrt war Dessau mit Stadtrundfahrt und Besichtigung des Bauhauses, die Wörlitzer Parklandschaft mit Schloß und das Kohlekraftwerk Vorkerode mitten im Naturschutzgebiet. Hier gewannen die Teilnehmer einen nachhaltigen Eindruck, was in den neuen Bundesländern an Natur- und Landschaftsschutz noch zu leisten ist. Ein Tag in Wittenberg rundete das Programm ab, das nicht zuletzt einem näheren Bekanntwerden mit den Anhaltinischen Heimatfreunden diene.

Der Mai brachte wieder die Hebel-Geburts-tagsfeier mit der Ansprache von Prof. Dr. Foldenauer. Auch das ist inzwischen gute Tradition geworden, eine feine Veranstaltung mit musikalischen Darbietungen unseres „Nachwuchses“ und einem geselligen Beisammensein.

Zu vermelden ist weiter eine Fahrt nach Eberbach mit dem Besuch des dortigen Heimatmuseums und die Fahrt nach Lahr zu der

schönen Mitgliederversammlung des Landesvereins. In der Reihe der beliebten Stadtteilführungen wurde diesmal Hagsfeld besucht. Nach der Sommerpause kam zuerst der Besuch des Heimatmuseums in Untergrombach mit sachkundiger Führung. Das Museum ist im wohl ältesten Fachwerkhaus des Kraichgaus untergebracht, in einem nur noch selten erhaltenen Firstsäulenständehaus von 1428. Es gab viel Interessantes über die Wohn-, Besitz- und Lebensverhältnisse zu erfahren und auch der berühmte Bauernführer Joß Fritz fand gebührende Beachtung.

Mit ein Höhenpunkt des Jahres 1992 war der Vortrag von Dr. Martin Kaiser, Universität Basel, in Zusammenarbeit mit der Bibliotheksgesellschaft mit dem Thema „Hans im Glück, Geschichte einer Märchenillustration, „Es war ein Genuß, dem Redner in seinen Ausführungen zu folgen, und es war ein Abend mit hohem Niveau, wie alle Veranstaltungen, die jährlich mit der Karlsruher Bibliotheksgesellschaft zusammen im schönen Vortragssaal der neuen Landesbibliothek durchgeführt werden.

Eine Gedächtnisausstellung war dem Durlacher Maler und langjährigem Mitglied der Badischen Heimat Alfred Siekiersky gewidmet. Sie fand im Medienhaus statt, das uns der Verlag Braun für solche Veranstaltungen zur Verfügung stellt. Das einführende Referat hielt der Präsident des Landesvereins Ludwig Vögely.

Das letzte Vierteljahr 1992 brachte noch drei ausgezeichnete Veranstaltungen, im Oktober die Fahrt nach Trier. Schwerpunkt war die Besichtigung des römischen Trier mit Amphitheater, Kaiserthermen, Porta Nigra, Aula Palatina usw. Durch die sehr gute Führung von Herrn Dr. Frey wurde hier Geschichte in beeindruckender Weise lebendig.

Natürlich konnte auch die Ortsgruppe Karlsruhe am 40jährigen Landesjubiläum nicht vorbeigehen. Über das Thema „Badische Wege in den Südweststaat“ sprach im November Prof. Dr. Hug, Freiburg. Prof. Hug, zuletzt

durch seine neue Badische Geschichte hervorgetreten, ist ein hervorragender Kenner der badischen Geschichte und ein ebensolcher Interpret. Wertvoll waren die Gespräche, die sich an dieses unausschöpfliche Thema angeschlossen.

Das Jahr klang aus mit dem Besuch des Museums am Friedrichsplatz. Unter wirklich sachkundiger Führung besichtigte man die Saurierausstellung, eine einmalige Schau einer entwicklungsgeschichtlich hoch interessanten Periode.

Die Ortsgruppe Karlsruhe kann damit auf ein erfolgreiches Jahr zurückblicken. Die Mitglieder unterstützen durch ihren Besuch die Veranstaltungen, sie sind verlässliche Mitarbeiter und tragen zu dem hohen Ansehen bei, das die Ortsgruppe in Karlsruhe genießt. Besonders erfreulich ist es, daß durch persönliche Werbung die Mitgliederzahl gehalten werden kann. Dafür sei allen, die sich aktiv für den Bestand der Badischen Heimat einsetzen, ein herzliches Dankeschön gesagt.

Jörg Vögely

4. Ortsgruppe Pforzheim

Die Ortsgruppe Pforzheim unter der Leitung des ersten Vorsitzenden Dieter Essig konnte im Jahre 1992 den Mitgliedern ein attraktives Programm bieten. Die durchgeführten Nachmittags- und Ganztagesfahrten erfreuten sich zunehmender Teilnehmerzahlen. Ausschlaggebend hierfür waren zum einen die interessanten Ziele, zum anderen die hervorragende sachkundige Führung durch die Kunsthistorikerin Claudia Baumbusch. Die Fahrtteilnehmer erhielten somit jeweils einen hervorragenden Einblick in kultur- und kunsthistorische Zusammenhänge.

Die Reihe begann mit einer Fahrt im Februar 92 nach Ettlingen, wo im Mittelpunkt das Schloß mit dem Heimatmuseum sowie die weitbekannten Fresken in der Asamkapelle standen. Dem schloß sich ein kleiner Stadtrundgang an.

Im Mai ging es dann nach Weil der Stadt, wo doch viele Teilnehmer beeindruckt waren, welche interessante Bauwerke diese Stadt in unserer Nachbarschaft aufzuweisen hat.

Zu einer ganztägigen Schwarzwald-Klosterfahrt startete man im August. Neben den landschaftlichen Schönheiten des nördlichen und mittleren Schwarzwaldes bekamen die Teilnehmer einen hervorragenden Einblick in die mittelalterliche Klosterbaugeschichte anhand der Klöster Alpirsbach, Allerheiligen und Klosterreichenbach. Auch hier vermochte es Claudia Baumbusch, alle durch ihre anschaulichen und detaillreichen Ausführungen zu fesseln. Nach einem Besuch der Stadt Gernsbach ging ein inhaltsreicher Tag zu Ende.

Die Abschlußfahrt im Oktober führte zunächst ins Kloster Maulbronn, dann nach Eppingen, wo es eindrucksvolle Fachwerkbauten zu bestaunen gab. Ein Höhepunkt war dann der Besuch des Jörg-Ratgeb-Altars in der Stadtkirche zu Schwaigern. Eine weitere Attraktion stellte im Anschluß daran die Besichtigung der Kilianskirche in Heilbronn dar, wo der eindrucksvolle Schnitzaltar große Bewunderung hervorrief. Durch die herbstliche Landschaft des Strombergs fand diese Fahrt ihren Ausklang.

Das gut angenommene Programm gab Anreiz für die Planungen in diesem Jahr. Es sind folgende Ziele vorgesehen, welche wiederum mit fachkundiger Führung angeboten werden:

Zunächst soll es zu einer Nachmittagsfahrt Anfang März nach Bietigheim gehen. Im Mai soll die Europastadt Straßburg im Mittelpunkt des kunstgeschichtlichen Interesses stehen. Ins Hohenlohesche soll es dann im August gehen, wo sicherlich eine ganze Anzahl von attraktiven Zielen eine Besichtigung wert sind. Eine weitere Tagesfahrt ist dann im Oktober zu Kirchen und Klöstern auf der Schwäbischen Alb und in Oberschwaben ins Auge gefaßt.

Dieter Essig



5. Ortsgruppe Baden-Baden

Das abgelaufene Veranstaltungsjahr 1992 läßt sich in vier Schwerpunktthemen zusammenfassen:

- A. Monatliche Zusammenkünfte
- B. Fahrten
- C. Besichtigungen
- D. Vereinsaktivitäten.

A. Am zweiten Montag eines Monats referierten unsere Mitglieder Dr. Lothar Brandstetter (Zur Geschichte des Sandweierer Waldes), Alfred Köhler (Fr. Bischoff), Marei Messer (Lesung eigener Werke), Emilie Ruf (Der Hl. Placidus und Das Portal des Rathauses), Dieter Baeuerle (Sanierung in Baden-Baden), Dr. Haehling von Lanzenauer (Alfred Mombert) und Dr. Egon Schallmayer über die Ausgrabungen am Rettig. Die Veranstaltungen waren gut besucht, sie sind ein Qualitätsmerkmal unserer Ortsgruppe.

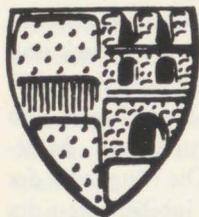
B. Zwei Fahrten standen diesmal auf dem Programm: Im April besuchten wir unter der Leitung von Frl. Ruf die Salierausstellung in Speyer und im September führte Hr. Baeuerle durch das Technische Landesmuseum Mannheim und den Luisenpark. Diese Fahrt wurde in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Baden-Baden durchgeführt, mit der wir sehr gut kooperieren.

C. Sehr gute Resonanz fanden die Besichtigungen des Hauptfriedhofes (Fr. Lauck und Hr. Gerlach) und der Sonderausstellung 100 Jahre Stadtgeschichtliche Sammlungen im Baldreit unter der Führung von Museumsleiterin Ingrid Lauck. Die Mitglieder der Ortsgruppe verkauften am Jubiläumsfest des Museum im August Kaffee und selbstgebackenen Kuchen, der Erlös wurde dem Stadtmuseum für den Ankauf eines Exponates gespendet. Ein alternativer Stadtrundgang mit Bärbel Neumann führte die Teilnehmer auf die Spuren des 3. Reiches.

D. Zusammen mit Vereinen und Organisationen des Umwelt- und Naturschutzes lehnen wir die geplante B-3-neu durch die ökologisch bedeutende Murg-Kinzig-Rinne ab. Es gilt heute der Natur, unserer Umwelt Opfer zu bringen und nicht dem Moloch Verkehr, zumal nebenan die Autobahn gerade 3-spurig ausgebaut wird. Gemeinsam mit dem Arbeitskreis Stadtgeschichte führten wir Gespräche mit politischen Vertretern und dem Oberbürgermeister Wendt um die weitere stille wie öffentlich geduldete Zerstörung der historischen Bausubstanz unserer Stadt zu verhindern. Seit ihrem Bestehen setzt sich die Ortsgruppe gegen jede Verschandelung der kurörtlichen Stadtlandschaft ein und fordert, daß endlich eine städtebauliche Konzeption auf der Grundlage einer Gestaltungssatzung mit klaren Vorgaben beschlossen wird.

Bei der Mitgliederversammlung im April wurde Dipl. Pädagoge Dieter Baeuerle als 1. Vorsitzender in seinem Amt bestätigt. Dem Beirat gehören neben Frl. Gauges und Frl. Ruf die Herren Dr. Brandstetter und nunmehr Rainer Rüscher an. Hr. Bohnert wird künftig die Kasse und Fr. Frischmuth deren Prüfung übernehmen. Die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft des Landesvereins an Dr. Brandstetter war ein besonders erfreuliches „Highlight“ im vergangenen Veranstaltungsjahr, dem die 75 Jahr-Feier der Ortsgruppe in diesem Jahr folgen wird.

Baeuerle



6. Ortsgruppe Lahr

Der Jahreswechsel 1992/93 gibt Anlaß zu einem Rückblick auf die im abgelaufenen Jahr geleistete Arbeit und gleichzeitig zu einer Vorausschau auf die gestellten Aufgaben 1993.

Gleich in der ersten Veranstaltung 1992 galt es die Weichen für die künftige Vereinsarbeit zu stellen. Die ordentliche Mitgliederversammlung hat am 22. Januar 1992 Vorstand und Beirat in der bisherigen Besetzung für weitere zwei Jahre bestätigt.

Das Jahr 1992 war für die Ortsgruppe Lahr erneut erfolgreich. Es brachte in unserer Vereinsarbeit viel schönes und interessantes in abwechslungsreicher Folge. Abermals erfreulich die konstant sehr gute Resonanz am Vereinsgeschehen. Vorträge und gemütliche Beisammensein (4) Halb-(5) und Ganztagesexkursionen (4) sowie die 7tägige Studienfahrt nach Sachsen-Anhalt, Mecklenburg und Vorpommern, letztere wurde wegen des großen Zuspruchs zweimal durchgeführt, brachten für die Teilnehmer bleibende Erinnerungen. Ein Höhepunkt im Veranstaltungsjahr war wieder der Langenharder Hebelschoppen mit dem Lyriker und Mundart-Autor Markus Manfred Jung aus Wehr/Baden. (Hinweis: Badische Heimat Heft Nr. 3/92 Seite 437/441 und 443/449).

Außerhalb dem speziellen Veranstaltungsprogramm der Ortsgruppe ist die Mitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat am 14. Juni 1992 in den Mauern der Stadt Lahr zu vermerken.

Auch die Mitgliederentwicklung 1992 war erfreulich positiv. Den Zugängen von 30

Mitgliedern stehen Abgänge von 23 Mitgliedern gegenüber. Hauptursache der Abgänge ist die Altersstruktur der Badischen Heimat die sehr nachdenklich stimmt. Für die Zukunft muß zur Substanzsicherung weiterhin das Bestreben sein die altersbedingten Abgänge mit Neuzugängen zu kompensieren. Mit einem Mitgliederbestand von 372 per Ende 1992 rangiert die Ortsgruppe Lahr nach Freiburg und Karlsruhe an 3. Stelle im Landesverein.

Neben dem erwähnten Tätigkeitsbericht und einer befriedigenden Mitgliederentwicklung kann die Ortsgruppe Lahr sich auf eine geordnete und gesunde Kassen- und Vermögenslage stützen.

Nicht unerwähnt sollte auch das Gedenken zu „runden“ und „halbrunden“ Geburtstagen unserer langjährigen Mitglieder bleiben.

Im Hinblick auf die umfangreichen Tätigkeiten muß auf nähere Besprechung zu den einzelnen Veranstaltungen verzichtet werden. Im Jahre 1993 haben wir wieder ein abwechslungsreiches Programm anzubieten. Es beinhaltet mancherlei Möglichkeiten zum Mitmachen. Neben Vorträgen, Halb- und Ganztagesexkursionen sind auch zwei mehrtägige Studienfahrten vorgesehen. Und nicht zuletzt gilt das Interesse dem 40. Hebelschoppen zu dem wir den elsässischen Mundartdichter und ehemaligen Leiter des Instituts für elsässische Dialektologie der Universität von Straßburg, Professor Raymond Matzen, erwarten.

Andreas Mannschott



7. Ortsgruppe Freiburg

Rückblick und Ausblick zu Beginn eines neuen Jahres verbinden sich als erstes mit auf-

richtigem Dank an die Mitglieder, die den Aufgaben des Vereins und der Ortsgruppe sich verpflichtet fühlen. Trauer und ehrendes Gedenken gelten denen, die der Tod uns genommen hat. Stellvertretend für alle dürfen wir hier nennen: Frau Ida Lotte Zügel, treue Rechnungsprüferin unserer OG; Herrn Hermann Rambach, hochgeschätzter Heimatschriftsteller und verdienstvoller Museumsgründer, Ehrenbürger Waldkirchs, seiner Heimatstadt, Träger anderer hoher Auszeichnungen. Und während diese Zeilen geschrieben wurden, endete ein reiches Schriftstellerleben im Dienste der alemannischen Heimat: Karl Kurrus starb am 6. 1. 93, Ehrenbürger seiner Kaiserstühler Geburtsstadt Endingen, mehrfach ausgezeichnet durch Preise und literarische Ehrungen, regional und über die Region hinaus.

Was das Angebot der OG an Veranstaltungen betrifft, so konnten, wie bisher, Vorträge, landeskundliche Fahrten, Besichtigungen, Informationstreffen unterschiedlicher Art das Programm bestimmen. Kompetente Antworten erhielten wir z. B. im Technischen Rathaus zur Stadtentwicklung des Freiburger Westens, zum großen Bebauungsprogramm „Rieselfeld“; Baugeschichte und Funktion des Erzbischöflichen Ordinariats, das als Gebäude von außen allgemein bekannt ist, mit seinem eklektizistischen Innern viele erstaunte, erweiterte unser aktuelles Bild der Stadt. So auch der Besuch des Seeparks zur Erklärung der Bodensonnenuhr durch unser als profunden Sachkenner ausgewiesenes Mitglied Prof. Heinz Schumacher. Eine Sonderausstellung „Karikaturen zur Entstehung des Südweststaates Baden-Württemberg“ bot Gelegenheit, das Staatsarchiv Freiburg mit seinen Aufgabenbereichen kennenzulernen.

Ziele von Museumsbesuchen waren Speyer (Salier); Eichstetten (sehenswerte heimatkundliche Sammlungen); auch das sehr eindrucksvolle Firmenmuseum Gödeckes mit aufschlußreichen Zeugnissen der Firmenentwicklung, Produkten (Pharmazie heute, frü-

her auch Kosmetika — Lohse Uralt Lavendel u. aa.), mit Werkzeugen, Apparaten, einer Übersicht über Organisation und Verwaltung im charakteristischen Wandel. Eine freundliche Einladung zur Stärkung in firmeneigener Cafeteria bot willkommene Gelegenheit zu Fragen vor allem an Herrn Dr. G. Mylius, Mitglied unserer OG, den kenntnisreichen Begründer und Gestalter des Museums.

Landeskundliche Fahrten führten uns nach nah und fern: Eschbach (St. Jakobskirche), an den Kaiserstuhl und ins Elsaß. Neun Tage weilte auch eine Gruppe in Abano Terme zum Kennenlernen der Freiburger Partnerstadt Padua und Umgebung.

Themen unserer gutbesuchten Vorträge waren: „Kulturlandschaft Schwarzwald“ (Prof. Dr. W. Hug, der mit landeskundlichen und geschichtlichen Publikationen auf dem Büchermarkt sehr präsent und ein begehrter Redner ist); „Marina Swetajewa (1892—1941) — Auf den Spuren einer einzigartigen Dichterin und einer Symbolfigur ihrer Zeit — mit Erinnerungen an eine Kindheit in Freiburg und im Schwarzwald“ (OStD A. Schmid, 2. Vorsitzender der Ortsgruppe, konnte bei seinem Vortrag im „Engel“ in Horben seine noch druckfrische, anregende Monographie über die Dichterin [Verlag Rombach] vorlegen). Im Kolumbusjahr sprach am 12. 10. Dr. Franz Laubenberger über den Anteil des Freiburger Kartographen Martin Waldseemüller und seines elsässischen Humanistenfreundes Matthias Ringmann an der Namengebung für den vierten Kontinent. Im Rahmen einer Gemeinschaftsveranstaltung mit Breisgau Geschichtsverein und Stadtarchiv sowie OG hielt Univ. Prof. Dr. Karl Schmid am 9. 11. im großen Ratsaal des „alten Neuen“ Rathauses den Vortrag „Auf den Spuren der Zähringer Kirche in der Zähringer Zeit“. (Aufschlußreiche „Spurensuche“ des Redners zu Haus und Herrschaft Baden s. auch ZGO, zuletzt 140. Bd. 1992). Von einer sehr großen Zuhörerschaft angenommen wurde die von der Ortsgruppe aus-

gerichtete Sonntagsmatinée (Literarische Lesung, musikalische Umrahmung) am 8. 11. im Augustinermuseum im Beiprogramm der Sonderausstellung mit Gemälden und Photographien des Schwarzwald- und „Schneemolers“ Hermann Dischler, 1. Ehrenmitglied der Badischen Heimat (1926), gebürtiger Freiburger. (Anschließend Geburtstagsempfang im Gasthaus zum Roten Bären). Vor dem Jahresabschluß traf sich die OG noch zu einer Führung durch die Dischler-Ausstellung, die unter dem Thema stand „O. Schwarzwald o. Heimat!“ ... Verlust oder Anpassung“. Die ungewöhnlich zahlreichen Photographien Dischlers, motivgleich mit den Gemälden, ermöglichten eine Kontrastierung mit aktuellen Photos der gleichen Motive heute und eine besondere inhaltliche Zielsetzung der Ausstellung: ästhetische Aspekte mit ökologischen und ökonomischen Anliegen zu verbinden und gesellschaftspolitischem Handeln dienstbar zu machen.

Anne Laubenberger

8. Ortsgruppe Markgräflerland

Auch im Jahre 1992 hatten die Mitglieder der Ortsgruppe Markgräflerland Gelegenheit an den vielfältigen Veranstaltungen des Museumsvereins Lörrach teilzunehmen. Höhepunkte waren neben vielen Vorträgen die Fahrten die von den Mitgliedern der Ortsgruppe gerne mitgemacht wurden. Neben mehreren Halbtagesfahrten war jeden Monat eine Tagesfahrt geplant. Im Juni besuchten wir die Salierausstellung, die durch gute Betreuung und eine ausgezeichnete Führung zu einem besonderen Erlebnis wurde. Im Juli wanderten wir auf römischen Spuren durch die Westschweiz unter Leitung unseres Römerfachmanns Dr. Richter. Die Monet-Ausstellung war das Ziel unsere August-Fahrt. Im September folgte eine weitere Fahrt in den Sundgau. Herr Faust, Stadtarchivar von Rouffach hatte die Route zusammengestellt und uns mit seinem reichen Wissen vieles

über Geschichte und Natur der Gegend mitgegeben. Beim Museumsmarkt in Lörracher gab sich die Gelegenheit Zeitschriften der Badischen Heimat zu verkaufen und die Werbetroddel zu rühren. Hedwig Maurer

9. Ortsgruppe Waldshut und Geschichtsverein; Die Jahresexkursion 1992

Die Exkursion von Manfred Dietenberger und Ute Beck führte zuerst in das Hußmuseum in Konstanz, dann über den See zu einem Dokument des Bauernkrieges in Oberteuringen und nach Weingarten zum Standortquartier. Von dort aus führte der Weg in die oberschwäbische Barocklandschaft mit den Stationen Ochsenhausen, Steinhausen, Salem. Ein Tag wurde in Kempten verbracht.

Familienverband Tröndlin

Dipl. Ing. Pavel Bulaty beschäftigt sich mit der Familiengeschichte der Tröndlin. Am Familientreffen der Tröndlin — ich führte ihn dort ein — sprach er über die Greiffenegg und bewies, daß — entgegen der Literatur von Historiker und Heimatforscher — immer noch Dutzende von Greiffenegg leben. Der letzte von Greiffenegg ist also nicht in Freiburg begraben. Sie leben noch munter in Prag, Kattowitz, Brünn.

Die ganzen Familienunterlagen angefangen von den Tröndlin-Greiffenegg habe ich dem Kreisarchiv übergeben.

Zusammenarbeit mit anderen Institutionen

Die Arbeitsgemeinschaft katholischer Erzieher aus ganz Deutschland hielt mit 70 Erziehern in Rickenbach eine Hotzenwaldwoche ab. Anlässlich der Tagung wurde der Vortrag „Geschichte im Hotzenwald“ von F. Schächtelin gehalten.

Der Südwestfunk begann in Waldshut mit rund 70 Personen seine Wanderwoche im

Südschwarzwald. Die Wanderwoche wurde mit einer Stadtführung durch Waldshut begonnen.

Die Kurverwaltung Zurzach führte mit dem Verfasser monatliche Stadtführungen in Waldshut durch.

Bereits im 5. Semester führt die Handwerkerakademie Waldshut Exkursionen zu Stilbeispielen am Hochrhein durch. Die Teilnehmer besuchten die romanische Basilika in Birndorf, die gotische Kirchen in Hochsal und Lauffenburg/Schweiz.

Zusammenarbeit mit Archiven

Der Vorstand arbeitet eng mit dem neu eingerichteten Kreisarchiv zusammen. Fritz Schächtelin übergab den schriftlichen Nachlaß von Dr. Albert Brugger, Oberstudiendirektor Boppel, Karl Friedrich Wernet und dazu Unterlagen über die Heimatstuben im Landkreis Waldshut dem Kreisarchiv.

Das vergrößerte Museum Görwihl erhielt die Salpeterer-Unterlagen des Generallandesarchivs zum Aufbau einer Dokumentationszentrale.

Heimatchronik von Hohentengen

Herbert Fuchs, senior, Hohentengen, hat in jahrelanger Arbeit die Chronik seiner Gemeinde erstellt.

Die Ortsgruppe hat zur Vorstellung der Chronik der Gemeinde und dem Verfasser gratuliert.

Heimat ein moderner Begriff

Bei der Vorstellung des Kreisbuches „Heimat am Hoch hat der Chefredakteur Gerd Appenzeller, Konstanz, Südkurier in seinem Vortrag über den Begriff der Heimat als eines modernen Begriffs referiert.

Dank an den Vorstand

Wir werden die nächste Vorstandssitzung bei Uli Eipper, in Horheim durchführen. Hier möchte ich allen Mitgliedern danken, die 1992 mitgearbeitet haben.

Insbesondere danke ich Ute Beck und Manfred Diestenberger für die Vorbereitung und die Durchführung der Jahresexkursion: „Vom Bodensee durch das oberschwäbische Barock.“
Fritz Schächtelin

Buchbesprechungen

**Rolf Lohberg, Hg.: Freizeit Schwarzwald-Ober-
rhein, 1000 Tips, 288 S. mit 143 farb. Abb., kart.
24,80 DM, Theiß-Verlag, 1992**

Rolf Lohberg, der Herausgeber dieses Bandes, ist Moderator der Sendung „Reisezeit“ des Südd. Rundfunks und ein ausgewiesener Fachmann, was Tips, Vorschläge, Anregungen, Informationen für Urlaub oder für ein freies Wochenende anlangt. Es ist schon so, daß der Urlauber nicht nur eine schöne Landschaft — und eine solche ist das Gebiet um den Schwarzwald-Oberrhein — für seine Erholung haben will, sondern daß er darüber hinaus die knappen Urlaubstage auf seine Weise aktiv gestalten will, um sie maximal auszunutzen. Landschaft plus Möglichkeiten zur Eigeninitiative heißt die Devise. Dazu bedarf es aber vielfältige Tips und breitgefächerte Informationen samt den diese vervollständigenden Adressen. Dieses neue Buch, das auch vom ADAC Nord- und Südbaden empfohlen wird, enthält dies alles. In dem hervorragend bebilderten Band findet der Ratsuchende wirklich alles, was er sucht. Das handliche Buch läßt mit seinen knapp gefaßten, aber vollständig informierenden Tips, keinen Wunsch offen. P. E.

**Sabine Pich: Zwischen Fabrik und Feldarbeit.
Tabakbau und Zigarrenindustrie in der Ge-
schichte von St. Leon-Rot. 100 S., Verlag Regio-
nalkultur, 7526 Ubstadt-Weiher, 1991**

In dieser Schrift wird das Werden und Vergehen des Tabakanbaus und der Zigarrenindustrie anhand der Gemeinde St. Leon-Rot dargestellt, eine verdienstvolle Arbeit, weil sich die dabei ergebenden Erkenntnisse auf die Tabakanbaugemeinden in der Rheinebene und im Kraichgau übertragen lassen. „Zwischen Fabrik und Feldarbeit“ ist ein richtiger Titel, weil bei der kleinbäuerlichen Landwirtschaft der Tabak eine besondere Rolle gespielt hat. Wer selbst in einem Dorfe aufgewachsen ist, das letztlich fünf Zigarrenfabriken aufwies, weiß um die vielfältigen Arbeiten des Tabakanbaus und kennt die Arbeiten in den Zigarrenfabriken, das heißt das Ineinanderspielen von Landwirtschaft am Ende des Feierabends in der Fabrik und der Arbeit in diesen. Die soziale Komponente wird sichtbar, besonders, wenn man die Arbeit der Frauen in den Zigarrenfabriken betrachtet, die gesundheitliche Gefährdung, den Lohn. Und doch war dieser geringe Lohn außerordentlich wichtig für den Erhalt der Familie und die damals einzige Möglichkeit für viele Frauen, etwas zu verdienen. Die Schrift von Sabine Pich ist wie folgt eingeteilt:

1. Tabakanbau und Tabakhandel, 2. Zur Geschichte der Zigarrenindustrie, 3. Anhang und Dokumente. Alle Bereiche, vom Tabakanbau, Tabakhandel, Fabrikgründungen, Fabrikordnungen, Entwicklung der Zigarrenindustrie, Frauenarbeit, Lebens- und Familienverhältnisse bis hin zum Ende der Zigarrenindustrie werden abgedeckt und interessant dargestellt. P. E.

**Hansjörg Frommer: Die Salier und das Herzog-
tum Schwaben. 166 S., 24,80 DM, Info-Verlag,
Karlsruhe, 1992**

Dr. Frommer, seit bald 25 Jahren Fachbereichsleiter an der Volkshochschule Karlsruhe, ist nicht nur ein Mann wissenschaftlicher Historie, sondern auch ein „Praktiker“, d. h. ein Lehrer, der seinen Hörern Geschichte faßbar darbieten muß, damit sie verstanden wird. Und das ist eben die Kunst eines Dozenten, verwickelte Vorgänge so aufzubereiten, daß sie interessant werden und geistiges Mitgehen wecken. Dr. Frommer ist ein gewiegtter Didaktiker, und das drückt dem vorliegenden Buch seinen Stempel auf. Es ist aus Kursen erwachsen, die Dr. Frommer an der VHS gehalten hat. Das landesgeschichtlich außerordentlich interessante Thema ist für Nichtfachleute oder Laien wegen seinen familiären, dynastischen und deswegen politischen Verhältnissen schwer durchblickbar. Dr. Frommer, der sich an diesen Leserkreis hauptsächlich wendet, mußte deshalb erhebliche Mühe aufwenden für eine erzählende Darstellung dieses wichtigen Teils deutscher und schwäbischer Geschichte der vorstaufischen Zeit. Die Zusammenhänge der mittelalterlichen Politik zwischen 900 und 1025 werden deutlich. Das Buch, das mitten im „Salierboom“ erschienen ist, aber mit diesem nichts zu tun hatte, ist bei selbstverständlicher historischer Treue tatsächlich zu einem Lesebuch geworden, das freilich an den Leser Ansprüche an seinen Auffassungs- und Durchhaltevermögen stellt, die aber bei einiger Bemühung gut zu erfüllen sind. Es ist eine fesselnde Lektüre für jeden historisch und heimatgeschichtlich Interessierten.

Vögely

**Günther Debon,
Das Heidelberger Jahr Joseph von Eichendorffs
Verlag Brigitte Guderjahn, Heidelberg, 2. Aufla-
ge 1992, DM 48, —**

Abermals eine Veröffentlichung zu obigem Thema, zu dem — bis auf das Problem Käthchen

REGIO FÜR KENNER



Jürgen Elbers
WANDERN MIT DEM KINDERWAGEN
 25 Wandertouren in die Umgebung
 Freiburgs
 1993, ca 88 S., viele Abb., Pb., DM 18,-
 ISBN 3-7930-0677-8

Rasbach/Bogenrieder/Willmanns u.a.
REICHTUM NATUR
 Bilder einer Kulturlandschaft
 128 S., 143 Farbabb., 55 s/w-Abb.,
 1991, gebunden, DM 58,-
 ISBN 3-7930-0596-8

Reiter/Hetzel/Bock u.a.
URIGER SCHWARZWALD
 Altes Handwerk, Bräuche, Trachten
 1992, 2. Auflage, 144 S., 177 Farbabb.,
 15 s/w-Abb., geb., DM 45,-
 ISBN 3-7930-0502-X



W. Jensen/Franz Keller (Hrsg.)
IM TALGANG DES KAISERSTUHL
 Malerische Naturschilderungen
 1993, 80 S., 26 Farbabb., geb., DM 28,-
 ISBN 3-7930-0646-8

Reiter/Mitscherlich u.a.
SCHWARZWALD STIMMUNGEN
 Bilder vom mittleren und südlichen
 Schwarzwald
 1992, 3. Auflage, 144 S., 137 Farbabb.,
 gebunden, DM 45,-
 ISBN 3-7930-0511-9

Kahlweiß/Kellinghaus/Kutter
EUROPA - STELLDICHEIN AM OBERRHEIN
 Ein politisches Bilderbuch
 1991, 160 S., 120 Farbabb., Pb., DM 44,-
 ISBN 3-7930-0594-1

ROMBACH  VERLAG

Lörracher Straße 3, 7800 Freiburg
 Telefon 0761/4500-251

erhältlich in Ihrer Buchhandlung

Förster — alles erforscht und andernorts reichlich gesagt ist. So kann selbst ein so belesener Autor wie Debon nur noch ins Detail gehen, und das tut das vorliegende Buch, allerdings mit seinen 199 S. Text, der durch 41 Illustrationen, lange Zitate und Gedichtproben unterbrochen wird, recht unterschiedlich. Schon die Gliederung des Textes (in XI Kapitel) läßt Fragen zu, vor allem die, ob es notwendig war, den Stoff, der in der Person Eichendorffs klar zentriert ist, in folgende heterogene Kapitelreihung einzuzwängen: Die Stadt, die Freunde, Studenten und Soldaten, die Lehrer, Gegner der Romantik, Schloss und Schlossgarten, Musik und Tanz, Wanderungen und Ausflüge, Käthchen Förster, die Heidelberger Gedichte, Nachklänge. Bei einer solchen, der inneren Logik des Themas widerstreitenden, Gliederung, die mehrmals Kurzkapitel von wenigen Seiten aufweist, muß die Darstellung der werdenden Dichterpersone des Jahres 1807/08 auf der Strecke bleiben, und es ist bezeichnend, daß bei 41 Illustrationen reiner Örtlichkeiten sich kein Portrait des Neunzehnjährigen findet, aber nicht das schöne Studentenbild J. Raabes von 1809. Ebenso bezeichnend ist es, daß erst im vorletzten Kapitel (Nr. X) die „Heidelberger Gedichte“ und in Kap. XI als „Nachklänge“ die Prosatextstellen, die Heidelberg selbst nennen oder dem Heidelberger Jahr mittelbar ihre Entstehung verdanken, erscheinen. Entsprechend ihrer unterschiedlichen Länge sind auch die Kapitel von unterschiedlicher Wichtigkeit. Soweit sie das Lokalkolorit von Stadt, Schloss, Schlossgarten, Umgebung und Wanderungen betreffen, wird der Heimatfreund an der Detailfülle, vor allem dem sehr begrüßenswerten „Anhang“ von 30 S. („Die genannten Stätten einst und heute“) und der den Spuren des Dichters nachgehende Ortsfremde an den genauen Orientierungshilfen seine Freude haben. Der an den geistesgeschichtlichen Zusammenhängen Interessierte wird in den Kapiteln „Die Lehrer, Gegner der Romantik“ Bemerkenswertes finden, der Literaturfreund an sich Freude darüber, daß Proben aus dem OEuvre des Grafen Loeben geboten werden, die anderswo nicht so reichlich zu finden sind. Wer Heimat- und Literaturfreund zugleich ist, wird mit Genugtuung der Darstellung Käthchen Försters und ihrer Spur in Rohrbach folgen (wobei das Buch es fast ganz unterläßt, darzulegen, daß die Fachgermanistik diese Deutung von „K.“ in Eichendorffs Tagebuch nicht voll akzeptiert hat). Daß aber Debon in seiner Anführung von Gedichtbeispielen (nebenbei: Die Serie „Der verliebte Reisende“ enthält nicht sieben (S. 127), sondern sechs Gedichte!) von dem schönen Gedicht „Die Nachtigallen“ (in Eichendorffs „Totenopfer“ und in „Die Glücksritter“ von 1839 bzw. 1841) keine Kenntnis hat, das sich aber, wie der Unterzeichnete es dargestellt hat (in Bad. Heimat, Heft 4, 1989, S. 525), sicher auf

Käthchen Förster, ihre Existenz vorausgesetzt, bezieht, ist bedauerlich. Damit zur Frage der „Heidelberger Gedichte“, denen Debon mit 48 S. das Kapitel X widmet. Diese mit „etwa 70“ apostrophierten Gedichte, die literaturgeschichtlich nirgendwo, weder als geschlossene Einheit noch als Terminus, im Werk Eichendorffs erscheinen, sondern einzeln den jeweiligen Themenkreisen zugehören, erfahren in dem Buch eine den poetologisch oder literaturhistorisch interessierten Kenner angehende Interpretation je nach Motiven, Themenzugehörigkeit, Form, Symbolgehalt, Metaphorik (bis in die Zählung ihres Auftretens hinein, z. B. „Gold“ = 33 mal), die schließlich in eine „Bewertung“ (knapp 3 S. und 2 Bsp.) mündet. Den Abschluß des Buches (Kap. XI) bilden „Nachklänge“ des Heidelberger Jahres Eichendorffs in seinen Prosawerken von „Marien Sehnsucht“ bis „Viel Lärmen um nichts“. Die schönen Heidelberg-Verse aus „Robert und Guiskard“ schließen das Buch ab. Eine Zusammenschau aller Einflußfaktoren auf die werdende Dichterpersönlichkeit des knapp zwanzigjährigen angehenden Juristen (!) unterbleibt allerdings. — Die Bibliographie des Buches ist beachtenswert, die Anmerkungen (482!) sind mehr als ausführlich. Die nicht nur informativ-illustrierende, sondern auch schmückende Bildbeigabe aus zeitgenössischem Bestand erfreut, ebenso die äußerlich sehr ansprechende Gestalt des Buches.

Norbert Thamm

Nachtrag zu:

„Emil Strauss, vor 125 Jahren geboren“ v. Norbert Thamm in: Bad. Heimat, Heft 1, 1992, S. 107 ff.

Was mancher Literatur- und besonders Strauss-Freund sich gewünscht hat, ist inzwischen Wirklichkeit geworden: Der Verlag Jürgen Schiewer, Kirchheim/Teck, der das Werk von Emil Strauss betreut, gibt heraus:

„Der Engelwirt. Eine Schwabengeschichte“.

„Freund Hein. Eine Lebensgeschichte“.

„Menschenwege. Novellen und Erzählungen“.

Konrad Strauss: „Erinnerungen an meinen Vater Emil Strauss“.

Der „Engelwirt“ enthält ein Nachwort mit Urteilen über das Werk von Hofmiller, Hesse, Moritz Heimann, Loerke, Peter Suhrkamp, Arnold Zweig sowie eine „Zeittafel“ über Leben und Werk des Dichters;

„Freund Hein“ bringt ein Nachwort über „Emil Strauss und seine Bücher“ von Jean Améry (1975) und Urteile von Hesse, Thomas Mann, Tucholsky u. a.;

„Menschenwege“ (enthaltend u. a. „Der Laufen“, „Der Schleier“) ist mit „Anmerkungen“ versehen. Alle Bände sind sehr ansprechend (mit Dichterportrait) ausgestattet.

N. Th.

Ernst Barthel, Elsässischer Philosoph, Studienblätter, herausgegeben von Jean-Paul, Würzt, Veröffentlichung der Universität Straßburg, 1991.

In Schiltigheim bei Straßburg 1890 geboren, in der deutschen Zeit im Elsaß dort studierend und lehrend, ist dieser eigenwillige und disputationsfreudige philosophische Denker und Schriftsteller 1918 nach Deutschland ausgewandert, hat an der Universität Köln gelehrt, bei Max Scheler habilitierte er sich und kam dann nach 1933 mit den nationalsozialistischen Kulturgewaltigen in Streit und verlor seine akademische Dozentur, er zog sich nach Oberkirch zurück, wo er 1953 gestorben ist, Albert Schweitzer, den er vom Elsaß her kannte, mit dem er geistgeschichtlich in vielem verbunden war, hat ihm 1952 noch einen Besuch in Oberkirch abgestattet und ihm damals die Verehrung für sein Werk zum Ausdruck gebracht. Dieser Ernst Barthel, blutmäßig ganz Elsässer, der aber nur deutsch geschrieben hat, ist in Deutschland ganz vergessen, obwohl seine Veröffentlichungen, die das Philosophische, Mathematische, Physikalische und Astronomische betreffen, sodaß man in ihm einen echten Kosmologen Goethe'scher Prägung sehen kann, Legion sind. Nach den Titeln seiner Arbeiten zu urteilen — geistesgeschichtliche Monographien und Poesie kommen noch hinzu — wäre gerade heutzutage an ihm mancherlei zu entdecken, vielleicht scheut man das, weil dieses Werk vor allem grundlegende Forschungsarbeiten umfaßt. Im Elsaß, namentlich in Straßburg, hat man vor einiger Zeit diesem Ernst Barthel, der sich im Deutschen Reich nicht immer wohl fühlte, 1990 eine Vortragsreihe und auch eine Ausstellung in der Universitätsbibliothek gewidmet. Einige elsässische Geisteswissenschaftler beschäftigten sich mit ihm, sie haben auch eine Schrift mit Informationen über sein Leben und Werk mit einer Bibliographie seiner Werke und mit einer Situierung seiner Ansätze und Gedanken herausgegeben, was — und darin zeigt sich die Tragik des Elsässers — alles auf französisch abgefaßt ist. Es ist wohl angebracht, daß wir hier auf das Werk dieses Philosophen, vor allem aber auf sein tragisches Schicksal hinweisen. me

André Weckmann, Die Kultur des Zusammenlebens. Variationen zu einem schwierigen Thema. Parerga 9. Edition Klaus Isele, Eggingen, 1992

Wie alles, was Weckmann schreibt und veröffentlicht, ist auch diese kleine Schrift originell in ihrer Konzeption, in der Gedankenentfaltung und in der Aufmachung. Im Grunde ist es eine Erläuterung, wieder auf eine andere Art als die vorhergehenden, zu der „Charta der Deutsch-Französi-

schen Bilingua-Zone“, die Weckmann vor einiger Zeit veröffentlicht hat, mit der er auch der sprachlichen Misere, die mit der Verdrängung des Elsässischen und des Hochdeutschen im Elsaß und in Deutsch-Lothringen einhergeht, gebieten möchte. Wenn Weckmann auf diese Weise das in diesem Landstrich Gewachsene erhalten möchte — es ist immerhin eine über tausendjährige Tradition, die damit verbunden ist, die es vom Geistigen und Kulturellen her in sich hat — so weiß er auch wieder um das Gegenstück: um das Offensein zu anderen Sprachen und Kulturen, die Konvivialität, wie er es nennt. Beides ergänzt sich nach Weckmanns Meinung. Das kann uns diesseits des Rheins nicht gänzlich unberührt lassen. Dieses Büchlein, mit einigen neuen Poemen und einem Rate-Spiel darüber hinaus bestückt, gipfelt in der zusammenfassenden Aussage: „Wir müssen eine neue Vision erfinden“, Weckmann hat sie. Wir dürfen ihn darin bewundern, wie er unter der Losung vom „Prinzip Hoffnung“ literarisch, in Vorträgen und in Eingaben an die Schulverwaltung kämpft, um diese Vision, die auch ein Stück Wirklichkeit enthält, in die Tat umzusetzen. Wird Weckmann mit dem „Stichwort: Zweisprachigkeit“ im Elsaß und in Deutsch-Lothringen noch einen gewissen Erfolg haben können!? Wir wünschen es ihm und uns von Herzen. me

Bernhard H. Bonkhoff, Neuestes Elsaß-Lothringer Stundenbuch. Die religiösen Darstellungen Henro Bachers. Saarbrücker Druckerei und Verlag, Saarbrücken, 1992.

Der Pfälzer Pfarrer, Dr. Bonkhoff, legt nun in der dritten Folge — die beiden anderen sind 1991 erschienen — Illustrationen, vor allem Holzschnitte, des elsässischen Künstlers Henri Bacher (1890—1934) vor, der in Lothringen geboren ist, aber später vornehmlich in Straßburg wirkte und ein Anreger in seiner Zeit war und das nicht nur im Künstlerischen, sondern auch im kirchlichen Bereich zwischen den beiden Konfessionen. Bonkhoff hat diese drei Büchlein, die Taschenbuchformat haben, mit Bibelversen, Liedstrophen geistlicher und weltlicher Provenienz und mit einigen kurzen Erklärungen versehen. Die Illustrationen stellen vor allem Kirchen im Elsaß und in Lothringen dar, in ihrer Holzschnittartigen Art wirken sie herb und einprägsam, sie sind eigentlich unverwechselbar. Dem einen oder anderen mögen noch in Erinnerung sein die Darstellung in Holzschnitten der Goethestätten von Sesenheim, die im Jahre 1932, zum 100-jährigen Gedenken des Todes von Johann Wolfgang von Goethe erschienen ist und heute eine Kostbarkeit darstellt für den, der sie in Besitz hat, jene Darstellungen sind in größerem Format erfolgt. me

Autoren dieses Heftes

Manfred Bosch

Lenbachstr. 30, 7888 Rheinfelden

Guntram Brummer

Kulturamt Überlingen, 7770 Überlingen

Dr. Gerlinde Brandenburger-Eisele

St. Offenburg, Kulturamt, Postfach 25 40,
7600 Offenburg

Andreas Falk, Schloßverwaltung Schwetzingen

Schloß Mittelbau 6830 Schwetzingen

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Sabine Heilig M.A.

Kunsthistorikerin

Högestr. 19, 7800 Freiburg

Franz Hilger

Krozingerstr. 27, 7801 Pfaffenweiler

Andreas Mannschott

Im Münchtal 86, 7630 Lahr

Peter Presch

Stadtarchiv, 7500 Karlsruhe

Adolf Schmid

Steinhalde 74, 7800 Freiburg

Gerhard Stratthaus, MdL, Bürgermeister

Rathaus, 6830 Schwetzingen

Dipl.Ing. Heinz Schumacher

Merzhauserstr. 64, 7800 Freiburg

Ludwig Vögely

Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe

Johannes Werner

7551 Elchesheim

Karl Wörn

Königsäcker 3, 6830 Schwetzingen